PERLEN AUS DEM SANDE

Mathilde Wirth.
erhalten zu Weihnach-
-ten 1876 von An[illegible]
de Kampa.

Perlen

aus dem Sande.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Echte Perlen wachsen tief auf dem geheimnißvollen Grunde des Meeres, und der Taucher, der diese Schätze der Tiefe heraufholt mit Gefahr seines Lebens, giebt Gesundheit, Lebenslust und Lebensblüthe daran, um den kostbaren Gewinn.

So gefährlich erworben sind nun die Gaben nicht, die ich hier biete, und es kann vermessen scheinen, daß ich doch wage, sie Perlen zu nennen. Nicht an gewaltige Klippen, nicht an die Gestade des unermeßlichen Meeres hat mich mein Lebenspfad geführt, er gieng an den grünen Ufern des Neckars entlang, und es ist heute zum erstenmal, daß ich von ferne am Ufer des blauen Horizonts wie einen Silberstreifen die Nordsee schimmern sehe: und so hat auch mein inneres Leben nicht allzu viel von schwerem Leid, keine gewaltigen Kämpfe und schmerzlichen Konflikte zu tragen gehabt, wie ich denn schon vor Jahren sagen mußte, als ein Albumblatt zum Gedächtniß eines berühmten Feldherrn von mir gefordert wurde:

Des klaren Neckars friedlich Rauschen
Umtobte nicht der Völker Streit,
Und nur von Ferne konnt' ich lauschen
Dem Flügelschlag bewegter Zeit.

Aus der Meerestiefe also vermag ich keine Perlen zu bieten.

Aber es werden auch Perlen im Flußsande gefunden, und wenn sie nicht glänzend genug sind für ein Königsgeschmeide, nicht werthvoll genug, um sich als Hausschmuck auf ferne Geschlechter zu vererben, so erfreuen sie doch wohl des Finders Auge und Herz, weil er kaum gehofft hatte, im Sande noch Perlen zu finden.

Solche Perlen habe ich nun all mein Lebenlang gerne gesucht: Perlen der Freude aus dem Sand ungünstiger Geschicke, Perlen menschlichen Werthes aus dem Sande farbloser, unerquicklicher Verhältnisse, und es sollte mich freuen, wenn, was ich gefunden, auch von Andern als des Suchens werth erkannt würde.

Eine der Annahmen über die noch nicht erklärte Entstehung der Perlen ist: daß Sandkörner von außen in die Schale der Perlenmuschel eindringen und die Inwohnerin drücken; um den Druck weniger schmerzlich zu machen, umkleidet sie das Sandkorn mit weichem Saft, der nach und nach fest wird, und so die Perle bildet.

Solche Körner, die schmerzen und drücken, fallen wohl in jedes Herz und Leben; möge jedem die milde Kraft gegeben werden, sie umzubilden zu edlen Perlen.

Meldorf, in Holstein.
Im Juni 1867.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Aus trüben Wassern.

Ein Lebensweg.

Adele an Ida.

Schloß Rhönek, 10. April 1840.

Wieder daheim! Oder wieder draußen? Weiß ich denn so recht, wo ich daheim bin? Doch nein, ich will nicht unbillig gegen meine alte, liebe Heimath sein, wie düster auch die grauen Mauern aussehen, wie trüb und verstimmt, ach, zu Zeiten mein Vater ist. Meine Heimath ist's doch! Das Epheu an der alten Thurmmauer, und die wilden Rosen an dem verfallnen Gartenzaun und mein Erkerstübchen, das weit hinausschaut in unser herrliches Land; — das alles ist doch noch mehr mein eigen, als das zierliche grüne Kabinetchen bei der Tante in der Residenz, in dem noch die Schachteln mit den Sommerhüten, die Sonnenschirme, die Mückenfenster und allerlei Dinge für die schöne Jahreszeit verwahrt werden, wo es auf der Straße rasselt mit Wagen bis tief in die Nacht, so daß man nicht einmal gemüthlich plaudern und träumen kann; es wäre ja nicht recht, zu klagen, wenn die gute Tante mir mutterlosem Kinde ihr Haus öffnet, aber ich darf meinem guten, lieben, alten Raubnest, wie Du's nennst, doch nichts zu leide geschehen lassen.

Weißt Du, wie ich mir vorkam, als ich heut früh aus meinem Erkerstübchen hinausschaute? Denkst Du noch an die

schönen Märchen von Musäus, die Du erbeutet hast von dem alten Doktor, der in Eurer Mansarde wohnte? Es ist schon lange her, und Deine Mutter meinte nachher, es sei unnöthig, daß wir die schon gelesen, — sie waren aber so schön! denke nur an die Geschichte von der türkischen Königstochter, und von der Wassernixe, die dem Kind den hölzernen Apfel schenkte, wo seidene Gewänder herausquollen! Was mir aber heute einfiel, das war das Märchen von dem alten Grafen, der seine drei schönen Töchter nach einander an einen Bär, einen Adler und einen Walfisch verkaufte, und die von diesen wilden Gethieren in Rittergestalt heimgeholt werden. Weißt noch? da lebt die Eine im Wald in der Bärenhöhle, die Andere auf dem Felsen im Adlernest und die Dritte tief im See in einem gläsernen Haus. Nach sieben Tagen, sieben Wochen oder sieben Monden erwacht die Dame jedesmal in einem herrlichen Schlosse, wo ihr Gemahl sie als stattlicher Ritter begrüßt, mit dem sie in Glanz und Ehren lebt, bis die Frist verlaufen ist, und sie aufwacht in der Bärenhöhle oder auf dem Adlerhorst.

Nun darf ich zwar nie in einem so grausigen Schlupfwinkel erwachen, aber fast so himmelweit verschieden kommt mir's vor, wenn ich wieder hinunterschaue auf den blauen Fluß und hinaus wandle in unser Wäldchen, statt unserer Spaziergänge im Schloßgarten, den geraden Weg hinauf und zweimal um den See.

Zwar läßt mich Fräulein Dobler, die aus einer Gouvernante jetzt zu meiner Gesellschafterin avancirt ist, auch hier nicht gern allein gehen, doch drückt sie manchmal ein Auge zu, weil sie selbst so ungern an Bergen herum steigt, aber sie ermahnt mich, ich soll Dich hieher einladen, es sei dann anständiger. O bitte, komm bald, liebste, beste Ida, es wird

dann erst recht schön! laß Dir's nicht bange sein, als sei es hier zu trübselig, es ist so schön, ach, so schön jetzt draußen, und dann ist ja die Nachbarschaft: die alte Frau von Ellingen hat uns schon eingeladen, und Herr von Marliz, der hat einen eigenen Kahn! Ob mein Vater uns viel begleiten wird, weiß ich nicht, er sitzt wieder fast den ganzen Tag im obern Zimmer und macht Berechnungen, welche? weiß ich nicht; es müssen ganz geheimnißvolle Sachen sein, etwa wie bei Wallenstein, er sagt mir's nie. Nur hie und da, wenn Frau Schenk, unsre Haushälterin, so bitterlich klagt, wie es im Schloß überall fehle, wie die Pumpe im Hof nicht mehr gehe, wie alle Tonnen und Körbe schadhaft seien, da spricht er räthselhafte Worte, wie noch Ueberfluß und Glanz bei uns einkehren werde, und wie er das alte Schloß wieder herrlich herrichten lasse. — O, das muß noch wunderschön werden! Bis jetzt will mir's nicht recht gelingen, den Vater aufzuheitern, und in den Büchern, da erheitern doch immer die Töchter ihre Väter! aber wenn er so selten kommt und so finster drein sieht, besonders wenn man ihm Briefe bringt — dann vergeht mir der Muth und ich bin ganz still.

Auch Fräulein Dobler ist meist etwas trübselig, ich möchte wissen, was die auf dem Herzen hat? Bitte, komm nur bald, liebe Ida, miteinander sind wir dann immer lustig; o Du glaubst nicht, wie schön jetzt die Welt ist! Komm bald zu

Deiner

Adele.

Mein Bruder Udo ist aus der Pension zurück, die sich aufgelöst hat, ein unbändiger Bursch, der sich lieber im Stall bei den Reitknechten verweilt, als bei Fräulein Dobler, die sich alle ersinnliche Mühe mit seinem Unterricht gibt.

Ida an Adele.

Karlsruhe, 16. April 1840.

Ja, ja, ich komme bald, und ich freue mich sehr, besonders auf das Kahnfahren mit dem Herrn v. Marliz, aber ansehen darfst Du mich dann nicht, sonst muß ich lachen, bekanntlich ist seine Nase schief, da sieht er denn von einer Seite ganz sanftmüthig und von der andern schalkhaft aus, Du darfst dann auf die zahme Seite sitzen.

Kommen kann ich noch nicht gleich; Frau v. Feder, die immer zu spät dran ist, gibt jetzt erst ihren Ball, sie würde mir's nimmer verzeihen, wenn ich wegbliebe. Du weißt ja die schauerliche Geschichte von diesem Winter, wo ich mit Lieutenant Soden tanzte und Lieutenant Gröben trat ihn auf den Fuß, und das war gewiß nur in der bösartigen Absicht, ein Duell herbeizuführen; o, wie viel Mühe hat mich's gekostet, das zu hintertreiben, wie viel schlaflose Nächte! wenigstens weiß ich, daß ich den Nachtwächter ein paar Mal zwölf Uhr rufen hörte. Wenn nun Einer gefallen wäre! Ich hätte ja mein Lebenlang keine Ruhe mehr bekommen. Da hoffe ich, auf dem Ball der Frau v. Feder soll's vielleicht zu einer Versöhnung kommen, wenn ich etwa mit Gröben den ersten Walzer tanze und mit Soden aus der Tour, — o Adele, es ist gar zu mühselig und künstlich, sich durch die schwierigen Verhältnisse der Welt durchzuwinden! Man sagt von dem sorglosen Glück der Jugend und wie schwere Sorgen habe ich so jung schon getragen!

Will sehen, wie sich das Geheimniß mit Deinem Vater noch löst; diese Sommerreisen, auf die er Dich nie mitnimmt und von denen er oft so verstimmt zurückkehrt, dieser kleine Unbekannte, der hie und da auf Eurem Schlosse einspricht,

mit dem er sich einschließt und von dem die Volkssage allerlei schauerliche Dinge vermuthet, — ich sage Dir, es ist zu interessant und wenn man nächsten Herbst hier ein wenig davon redet, eh die Bälle anfangen, glaub's nur, dann bekommst Du Tänzer genug, auch wenn Du kein so sonnengoldnes Haar und so dunkelblaue Augen hättest, „das Erbe ihrer englischen Mutter", wie das so interessant lautet! So ein armes Menschenkind, wie ich, dessen Vater aus Karlsruhe und dessen Mutter aus Durlach stammt, kann dagegen gar nicht aufkommen.

Nun, Du Kind der Räthsel, soll auch die Fräulein Dobler noch geheimnißvoll sein? Wie Jemand, der eine unglückliche Liebe gehabt, sieht sie eigentlich gar nicht aus; der Mensch, der sich in sie verliebte, hätte gar nicht auf's Aeußere gesehen, oder müßte sie sich gewaltig verändert haben.

Besieh sie einmal genau, ob Du in ihrem Gesicht noch Spuren ehmaliger Schönheit findest, das gehört sonst dazu; ich gestehe, mich mahnt ihr Aussehen immer an einen alten baumwollenen Regenschirm, — ferner gib acht, wenn sie allein ist, ob sie aus einem Kästchen getrocknete Blumen holt, oder eine Haarlocke in Seidenpapier gewickelt, und lange darüber weint, das sind so Kennzeichen einer ehemaligen unglücklichen Liebe. Wenn ich zu Dir komme, wollen wir's schon herausbringen!

Aber ich hoffe, Ihr unterhaltet noch einigen Verkehr mit den Leuten im Städtchen unten, so ganz von altem Epheu und wilden Rosen können wir doch nicht leben. Und den ungeschlachten Burschen, Deinen Udo, kann Fräulein Dobler allein nicht überwältigen, da muß Dein Vater einen Hofmeister nehmen, das wäre immerhin ein Wechsel; schwärme zwar nicht mehr für die Hofmeister, seit meine Tante v. Ellerhausen

einen hatte, der im Winter einen blauen Flaus trug und beim Abendbrod Käse aus seiner Tasche zog, den er sich selbst besorgt, um es zu würzen.

Weißt, in unsrer Puppenstube war erst eine etwas schiefe Puppe, die den Papa der kleinen Familie vorstellte; als Tante Minna einen hübschen neuen Papa spendirte mit einem Schnurrbart und Jabot, da wurde der alte Papa zum Hofmeister degradirt, er machte sich auch ganz gut in dieser Eigenschaft, nur hatte er den fatalen Umstand, daß er immer Kleie aus seinen Füßen verlor, weil sein Körper etwas defekt war; seither habe ich eigentlich eine etwas klägliche Vorstellung von allen Hofmeistern.

Denk', ich habe erst entdeckt, daß unsre Putzmacherin, die heute da ist, um der Mama Hauben herzurichten und mir eine reizende Ballcoiffüre verfertigt, eine leibliche Cousine Deiner trübseligen Fräulein Dobler ist; will sehen, ob ich ihre nähere Bekanntschaft machen und bei der Gelegenheit das dunkle Geheimniß entdecken kann, das auf der Vergangenheit der Gouvernante ruht. Denk, ich kann's noch nicht glauben, daß sie sollte eine Liebesgeschichte gehabt haben, höchstens wie unser Stubenmädchen; die schrieb in letzter Zeit so viel Briefe. „Nannette," sagte meine Mutter, „ich hoffe, daß du keine Liebschaft hast; du weißt, ich leide das nicht in meinem Hause." „Ach nein, Frau geheime Hofräthin," sagte das Mädchen feuerroth, „ich, — ich habe freilich eine Liebschaft aber nur eine, wo der Herr nichts davon weiß."

Nun, fang nicht auch so eine an, Adelchen; ich komme so bald ich kann, aber Du schreibst mir doch vorher noch einmal? In alter und junger Freundschaft

Deine

Ida.

Adele an Ida.

Schloß Rhönek, 24. April 1840.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht was noch werden mag;
Das Blüh'n will gar nicht enden.

Jetzt komm, liebe Ida, o jetzt komm! es ist so schön hier, daß es gar nicht schöner mehr werden kann, und doch wird's alle Tage noch schöner. Du weißt ja mein kleines Gärtchen an der Schloßmauer? in dem blühen schon Primeln und blaue Gartenvergißmeinnicht, und es ist so wunderschön, in der Mauerlücke zu sitzen und hinausschauen in die weite Welt! O Ida, ich möchte doch wissen, wo wir wohl in zehn Jahren sind! Mit Fräulein Dobler ist's dasselbe, sie ist immer trübselig, und ich stelle ihr doch so schöne Sträußlein in ihr Zimmer; ich bin wirklich begierig, was Du von ihrer Jugendgeschichte erfährst, sie muß schon Schweres gelitten haben.

Udo ist gegenwärtig ganz zahm und ordentlich, er hilft mir in meinem Gärtchen und will mit dem Knecht eine Laube machen an mein Lieblingsplätzchen bei der Mauerlücke, da ziehen wir denn das Epheu von der Mauer herüber, — das sieht so ehrwürdig aus! Der neue Hofmeister, der seit einigen Tagen hier ist, hat ganz guten Einfluß auf ihn, er ist selbst noch jung und weiß ihm schöne Seemannsgeschichten zu erzählen, — er stammt aus Schleswig. Nun, schöner ist er gewiß, als unser trauriger Herr Hofmeister Zwieseler aus der Puppenstube, der Dir das Vorurtheil gegen seinen Stand eingeflößt hat! Er hat so sanfte, edle Züge, eine schlanke, männliche Gestalt und etwas sehr Ernstes in seinem Wesen. Fräulein Dobler erfuhr im Pfarrhaus, daß er ein eigenthümliches Unglück hat. Er ist nämlich zum Prediger gebildet,

hat schon ein Examen gemacht und Stellen gesucht, so oft er aber versucht zu predigen, so versagt ihm die Stimme und wird so leise, daß ihn niemand versteht. So bekommt er natürlich keine Stelle, jetzt ist er freilich noch jung; aber wie das werden soll, wenn er älter wird und immer älter, und er soll fortwährend Hauslehrer bleiben? — O, ich kann oft nicht sagen, wie er mich dauert!

Bei uns, da spricht er verständlich, laut gerade nicht, seine Stimme ist tief und weich, ganz wunderbar angenehm und klar in jedem Wort. Ich sitze gern mit meiner Arbeit daneben, wenn er Udo Lehrstunden gibt, man lernt da doch immer etwas, er hat jetzt der Fräulein Dobler den Geschichtsunterricht abgenommen, den theile ich nun mit Udo, freilich sollte ich mehr wissen als der Knabe, aber, — ich kann's wohl brauchen, alles noch einmal anzufangen.

Nun, ich will sehen, ob aus Deinem Kommen noch Wahrheit wird! Aber, liebe Ida, das mußt Du mir versprechen, daß Du mir den Hofmeister — Jessen heißt er, — daß Du ihn nicht auslachst und nicht über ihn spottest; ich meine zwar, man könne das gar nicht, aber Dir ist alles möglich; hast Du ja doch dem Herrn Institutsdirektor einen Ballorden mit einem Amor drauf hinten an den Rockkragen geheftet; ist heute noch ein Glück, daß es nicht entdeckt worden ist! Sieh, Du darfst es wirklich nicht, darfst ihn auch nicht necken mit dem leise Reden, das ist ja gerade so traurig, — und er hat auch gar keine Eltern mehr.

Der Vater spricht selten mit ihm, weißt Du, und ich bin auch immer in Sorge, er könnte irgendwie verletzt werden; Du kennst ja die Art und Weise meines Vaters, ich glaube, er sieht stolzer aus als er ist, und doch ist es vielleicht nur jenes Geheimniß, das auf seiner Seele lastet, was

ihn oft düster und abstoßend macht, aber, wer ihn nicht kennt, könnte doch alles für Stolz halten.

Der kleine Mann ist auch wieder da gewesen; niemand weiß, woher er kommt, und was er bei'm Vater will, mir aber ist er ganz unheimlich.

Nun aber, auf Wiedersehn! nicht wahr, liebe Ida? Immer und immer

Deine

Adele.

N.S. Bring' auch hübsche Bücher mit, wenn Du hast oder entlehnen kannst, besonders Gedichte; Herr Jessen liest so wunderschön vor, freue Dich nur, bis Du es hören kannst!

Ida an Adele.

2. Mai 1840.

Nun wird's ganz gewiß wahr, daß ich komme, ich sende als Pfand schon meinen Koffer voran, darfst ihn aber nicht öffnen; ja so, Du hast ja den Schlüssel nicht!

Der Ball hatte sich nämlich noch etwas verspätet und — denke nur, Soden konnte erst nicht kommen! ich weiß nicht gewiß, hat ihn wirklich sein Pferd geschlagen oder war's nur eine fürchterliche boshafte Intrigue von Gröben. Da konnte ich so recht empfinden, was das Leid der Liebe ist, mußte immer an den Vers von Göthe denken:

Schön in Kleidern muß ich kommen;
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist.
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Ich hatte nur halbe Freude beim Tanzen, denn natürlich, tanzen mußte ich doch! mein Cotillontänzer berief mich ein paarmal über meine Zerstreutheit.

Heute aber höre ich, daß Soden nicht gefährlich verletzt ist und bald wieder ausgehen kann.

Ueber das Schicksal der Fräulein Dobler hat mir die Putzmacherin gebeichtet. Die weiß alles auf's Genaueste und erzählt sehr in's Detail; ich habe die tragische Geschichte zu Deiner Erbauung niedergeschrieben, da wir auf Schloß Rhönek wohl kaum so viel ungestört beisammen sind, daß ich Dir's in Ruhe erzählen könnte, und die Geschichte ist zu köstlich; weißt, wir haben als Kinder oft beschlossen, daß wir später Romane schreiben wollen, das soll nun mein erster Versuch sein; um eine passende Ueberschrift fehlt mir's, ich nenne sie eben einfach:

Die Liebesgeschichte eines armen Tropfen.

Fräulein Dobler ist eigentlich ihr Lebenlang ein armer Tropf gewesen. Früh verwaist, wurde sie durch die Fürsorge eines Onkels um halbes Kostgeld in einer Töchterpension untergebracht, ein klösterliches Leben ohne Freude, ohne Wechsel, keine fröhlichen Ferien; sie wurde von früh auf da reichlich benützt und beschäftigt und hat wahrscheinlich nie gewußt, daß sie jung gewesen ist. Erst beim Tod der Vorsteherin ist ihr eingefallen, daß sie auch einen Ausflug in die Welt wagen könne; das Alter hatte sie dazu, ich glaube, sie war nahe an dreißig. Zum Verblühen hatte sie wohl keine Gelegenheit gehabt, denn sie hatte nie geblüht.

Sie fand eine Stelle in der Familie eines wohlhabenden Arztes auf dem Land. Schlecht behandelt ist sie, glaub' ich, dort nicht worden, aber auch nicht gut; sie hat sich wohl bald mit leidlicher Zufriedenheit in die unbeachtete Rolle gefunden,

die ihr zugetheilt war und verschwand als fünftes Rad am Wagen, sobald man ihrer Dienste nicht bedurfte. Der ganze Ton im Hause muß ein höchst unerquicklicher gewesen sein.

Da war's denn einige Erfrischung, als der älteste Sohn des Hauses von der Universität und einer Reise nach Wien zurückkam, um sich daheim auf's Examen zu präpariren, ein etwas massiv gestalteter, sehr blühender junger Mann. Glaube nicht, daß er gerade in die Tiefe der Wissenschaft eingedrungen war, aber er war meist guter Laune und zum Plaudern aufgelegt, erzählte Studentengeschichten, neckte sein klägliches Schwesterlein und brachte durch schlechte Witze die Tischgesellschaft zum Lachen. Es war wohl dazumal schon verwunderlich für Fräulein Dobler, sich selbst lachen zu hören.

Vieler Artigkeit hatte sie sich gerade auch nicht zu rühmen von dem jungen Mann; „ja so, Sie sind auch da," sagte er, wenn er bei Tisch sich vor ihr bedient hatte, und wenn er sie aus Versehen auf den Fuß getreten, so rief er „oha!" statt weiterer Entschuldigung, — aber Fräulein Dobler war nicht verwöhnt und konnte trotz des Mangels an Galanterie dem Jüngling nicht feind sein.

So war sie eines Abends allein zu Hause, als Wilhelm besonders freudig aufgeregt heim kam und ihr im Triumph sein eben erhaltenes Doktordiplom zeigte; seine Augen leuchteten wie nie. „Da sehen Sie," rief er, indem er das riesige Blatt entfaltete, „was das für ein elephantenmäßig großes Tischtuch ist! und," fuhr er zutraulich fort, indem er sich neben sie setzte, „es freut mich erst noch ungeheuer, daß ich Sie allein treffe; hören Sie, ich glaub', daß Sie's sehr gut mit mir meinen, ich halte Sie für ungeheuer gutmüthig und Sie glauben gar nicht, wie wohl mir das thut, wenn ich spüre, daß man's so gut mit mir meint." Immer heller

leuchteten seine Blicke, immer näher rückte er der verlegenen Fräulein Dobler, der so etwas in ihrem Leben noch nicht vorgekommen war, immer eifriger versicherte er sie seines Wohlgefallens. „Und hören Sie," begann er auf's Neue, „ich sag' Ihnen, auf Jugend sehe ich nicht, auf Schönheit auch nicht; meine Frau Mama, die jetzige meine ich, ist einmal jung und schön gewesen, und jetzt hunzt sie meinen Vater; ich sage Ihnen, eine gutmüthige Person, die den Leuten ordentlich Bescheid gibt und die freundlich ist, auch wenn ich ein Bischen spät heimkomme, die wäre mir ganz recht und auch schön genug."

Fräulein Dobler in immer steigender Verlegenheit meinte, Spätheimkommen sei einem Arzte ja gar nicht übel zu nehmen . . .

„Nun sehen Sie, das freut mich ungeheuer," fuhr der zuthuliche Jüngling fort, „ich habe noch gar nicht so gewußt, wie Sie so liebenswürdig sind, und Christiane heißen Sie? der Name hat mir immer ungeheuer gefallen, lassen Sie sich nur nicht Nane nennen. Wenn ich mich, was bald geschieht, als Praktikus setze, — Sie hätten ganz gewiß auch nichts dagegen, Frau Doktorin zu werden?"

„Gegen den Wunsch Ihrer Eltern? . . ." erwiederte stockend und ganz rathlos Fräulein Dobler.

„Oh, den Wunsch meiner Eltern!" rief Wilhelm wieder, „sehen Sie, um die brauch ich mich nur auch gar nichts zu bekümmern; ich bin mündig in einem Jahr und habe ganz eigen großmütterlich Vermögen, da kann ich heirathen von Stund an; und, hören Sie, gegen einen Hund im Hause würden Sie gewiß nichts haben? das gehört eigentlich in ein Doktorshaus; vom Chaischen, da könnten Sie ja auch profitiren . . ."

Fräulein Dobler wußte in Wahrheit nicht mehr, was sie sagen sollte, und als die Eltern mit dem Elischen heimkamen, eilte sie auf ihr Zimmer, um nachzudenken über das Erlebte, als sie die Kleine endlich zur Ruhe gebracht.

Es muß ihr wohl wunderbar vorgekommen sein, daß sie dem Jüngling so rasch eine solche Neigung eingeflößt. War auch ihr selbst noch nicht eingefallen, bisher eine zu ihm zu fassen, aber — das erste Wort der Liebe wiegt schwer (wirst's auch noch erfahren, Adelchen!) selbst wenn's etwas spät kommt.

Auch konnte sie sich selbst nicht verhehlen, daß der Jüngling jünger sei als sie, — aber es fielen ihr allerhand Exempel ein von derartigen Verbindungen, die doch glücklich ausgefallen waren. War ja die berühmte Rahel sechzehn Jahre älter gewesen als ihr Gemahl, und sie zählte höchstens fünf Jahre mehr als der junge Doktor. Gegen den Willen der Eltern wollte sie's freilich nicht erzwingen, aber was sollten sie am Ende dagegen haben?

Etwas roh und formlos hatte er seine Zuneigung ausgesprochen, aber als eifriger Mediciner hatte er bis jetzt wohl noch nicht viel Gelegenheit gehabt zu feinerer Ausbildung; sie wollte ihm an den Abenden vorlesen, — in lauter Bildungsplanen schlief Fräulein Dobler ein und schaltete im Traum als Frau Doktorin im eignen Haus und fuhr im leichten Chaischen hinaus in's Land, so daß sie zum erstenmal erst erwachte, als die kreischende Elise ein andres Röckchen begehrte.

Sie hatte nach langer Wahl das blaue Thibetkleid angelegt, das sie sonst nur Sonntags trug, und ihre Scheitel tiefer gekämmt, und ging zum Frühstück hinüber in stiller Verlegenheit, — denn wie sollte sie dem jungen Mann be-

gegnen, wie seinen Eltern, nach der bewegten Scene von gestern? Die Verlegenheit war ihr erspart, der Doktor war schon ausgegangen, der Jüngling war noch gar nicht da, was sie wunderte, doch dachte sie, auch er wird sich fassen müssen. Sie zögerte etwas lange beim Frühstück; als endlich die Stunde der ersten Lektion schlug und sie sich langsam erhob, da trat die Magd ein: „der junge Herr läßt bitten, daß die Frau Doktorin hinüber kommt; ich glaube, er hat etwas auf dem Herzen," setzte sie mit pfiffigem Lächeln hinzu. Die Doktorin ging, Fräulein Dobler vergaß die Lektion, ihr Herz klopfte laut: ja wohl wird er etwas auf dem Herzen haben!

Nach einer langen Viertelstunde, während welcher Fräulein Dobler die Geraniumstöcke am Fenster sorgsam von allen welken Blättern reinigte und die kleine Elise alle Frühstückbrödchen aufaß, kehrte die Frau Doktorin zurück. „Elise, Kind, geh auf die Lehrstube," befahl sie, „bitte, Fräulein Dobler, bleiben Sie noch einen Augenblick," bat sie diese, die mit hochklopfendem Herzen und niedergeschlagenen Augen sich niedersetzte; wie tief sie erröthete, konnte man nicht wohl sehen, weil ihr Gesicht allezeit etwas bräunlich war.

„Der dumme Bursch, der Wilhelm drüben," begann die Mama, „ist in einer rechten Verlegenheit. Er hat gestern Nachmittag mit seinen Freunden so eine Art Doktorschmaus im Adlergarten gehalten, und Sie wissen ja, wie's da zugeht . . ." Ach, woher sollte Fräulein Dobler wissen, wie's bei Doktorschmäusen zuging! „Und der Mensch kann eben den Wein nicht vertragen," jammerte die Frau Doktorin, „er macht da die allerdummsten Sachen; ein gewöhnlicher Rausch, wo sie johlen und schreien und nachher schläfrig werden, wäre mir fast lieber; aber unser Wilhelm, der sonst so ungeschlacht ist, wie Sie wissen, der bekommt auf einmal ein liebreiches

Gemüth, wenn er zu viel hat, und macht sich an die Frauenzimmer. So hat er einmal seiner Hauswirthin zu Heidelberg, einer Schusterswittib mit drei Buben, einen förmlichen Heirathsantrag gemacht; wir haben nachher unsre liebe Noth gehabt, bis wir die Frau zufrieden gestellt.“ Fräulein Dobler blickte noch nicht auf, aber heiß war ihr nicht mehr, es überlief sie eiskalt.

„Nun fürchtet der dumme Gesell,“ fuhr die Doktorin fort, „er habe gestern Abend auch an Sie allerlei Unsinn hin geredet, von dem er natürlich heut nicht mehr recht weiß; er sieht erbärmlich aus und schämt sich jämmerlich und will sich gar nicht sehen lassen vor Ihnen. Ich habe ihn getröstet und ihm gesagt, daß Sie eine vernünftige Person seien, der's im Traum nicht einfalle, ein Geschwätz von so einem unvergohrenen Buben für Ernst zu nehmen, aber er hat Recht, daß er sich schämt, er soll heut hinüber laufen nach Gabelstein zu seinem Onkel, da kann er seinen wüsten Kopf verlüften; mein Mann kann so etwas nicht leiden, auch wenn er diesmal ein Auge zudrückt, weil's mit dem Doktorwerden gelungen ist.“

Ja, das war ein kurzer Traum gewesen, vielleicht kindisch, aber nicht göttlich schön. — Eine Weile hatte sich Fräulein Dobler noch mit dem Gedanken getragen, es sei vielleicht alles eine Intrigue der Mutter, der die Heirath nicht angenehm sei, aber der junge Herr hielt sich beharrlich von ihr fern, und später sah sie ihn wieder in völlig unbefangener Lustigkeit, nur ihr selbst gegenüber stumm und verlegen, und sie mußte diese letzte Illusion aufgeben. Der Austritt aus dem Hause des Doktors ist ihr nicht erschwert worden.

Nun, ist das nicht eine tragische Geschichte, dieses Liebesleid der Fräulein Christiane Dobler?

Aber liebstes Kind, mit Eurem Hofmeister, da kommt mir's eine gefährliche Sache vor! muß nur selbst kommen und in eigner Person nachsehen, daß Du mir nicht dumme Sachen machst! Wenn ich mir Deinen Vater vorstelle, der mir, sei nicht böse, Herzchen, über dem Vergleich, immer erscheint wie so ein alter düsterer Raubgraf aus einem Ritterroman, und einen armen Kandidaten, der das Auge erhebt zu seiner schönen Tochter! Ich glaube, er wäre im Stande und ließe ihn an den Schweif eines wilden Rosses binden, oder was solch alte furchtbare Potentaten alles für grausige Dinge ausgesonnen haben.

Schreiben kannst Du mir schon noch einmal, denn acht Tage steht's immer noch an. Dann aber umarmt Dich

Deine

Ida.

Adele an Ida.

6. Mai 1840.

Nun, liebste Ida, das ist nun der aller-allerletzte Brief vor Deiner Ankunft, und ich würde den vielleicht nicht schreiben, wenn ich Dich nicht bitten wollte, daß Du doch ja, wenn Du da bist, in Gegenwart der Fräulein Dobler keine Anspielungen machst auf ihr trauriges Geschick.

Du hast es ja ganz anschaulich und komisch erzählt; ich zweifle, ob die Putzmacherin noch alle Gespräche so wörtlich berichtet hat, — aber siehst Du, gerade das kommt mir so unsäglich betrübt vor dabei, daß es so lächerlich ist, daß niemand davon singen und sagen kann.

Es wundert mich nicht mehr, daß sie so trübe und verdrossen war alle Zeit und ich meine, ich müsse erst recht gut und freundlich gegen sie sein, um ihr's zu vergüten. Daß sie mich nicht so an einem fort erzogen hat, wie andre Gouvernanten thun, das danke ich ihr gerade; hart oder eigentlich unfreundlich ist sie nie gegen mich gewesen, und ich habe dann um so mehr in Gedanken an meine liebe, schöne Mutter gelebt, die ich so kurz gekannt.

Ich meine oft, liebe Ida, die Liebe, wie sie so in Gedichten und Geschichten lebt, die gebe es auf der Welt gar nicht mehr, oder hat es sie nie gegeben. Ich weiß, daß mein Vater der Tante Hofräthin ihre bürgerliche Heirath nie vergeben hat; darum dachte ich, das werde doch eine Liebeswahl gewesen sein, und ich wagte einmal sie darum zu fragen. „Na, das nicht gerade, mein Kind," erzählte sie mir, „siehst Du, wenn ich auf unserer alten Stammburg sitzen geblieben wäre und hätte auf einen Baronen gewartet, da hätte ich eingeräuchert werden können wie ein's der alten Kamine dort droben und zuletzt einfallen. Mein Vater war gestorben, der Deine, der als Halbbruder auch gerade kein Recht hatte über mich zu verfügen, war auf Reisen, da meldete sich mein Mann, der mir die Geldgeschäfte hatte besorgen helfen, als Freier. „Ein Spatz in der Hand ist besser als ein Pfau auf dem Dache" dacht' ich, und sagte ja; muß auch gestehen, daß sich mir nicht einmal auf dem Dache ein Pfau präsentirt hatte. Ob mir's Dein Vater verziehen, das weiß ich nicht; trutzig ist er fast immer gewesen."

Siehst Du, das ist die Herzensgeschichte meiner Tante, sie kommt mir fast noch trauriger vor, als die der Fräulein Dobler.

Bei meiner Mutter, da ist's wohl Liebe gewesen, daß sie

mit dem düstern Fremden, — ich kann mir meinen Vater nie jung und heiter denken, — über's Meer gezogen ist; — ich weiß so wenig von ihr. Schön ist sie gewesen, das sagt mir ihr Bild und meine Erinnerung, und zart und lieblich; die Tante sagt mir auch nicht viel von ihr, und alles in ihrer trocknen, nüchternen Weise: „ja, sie war eine zarte, schöne Dame, vornehm gewöhnt; ich glaube, mein Bruder hat im Wunsche, sie nichts vermissen zu lassen, gar zu viel gebraucht. Verwandte hatte sie, so viel ich weiß, gar keine, wenigstens hat man keine gesehen, sie werden in der Schweiz von Gletschern heruntergefallen sein, wie das Engländern öfters passirt.“ Das ist alles, was ich von meiner Mutter erfahren, denn Vater spricht nie von ihr; und ich habe oft eine solche Sehnsucht nach ihr!

Wegen Herrn Jessen darfst Du nicht Sorge haben, und ich bitte Dich, mach', wenn Du da bist, keinen Scherz, keine Anspielung, die mich oder ihn in Verlegenheit bringen könnte! Er lebt so still für sich, dem fällt es gewiß nicht ein, an ein Mädchen zu denken, am wenigsten an

Deine

kindische Adele.

Candidat Jessen an Gustav Leising.

Schloß Rhönek, im Mai 1840.

Da also sitzt Dein „Pechvogel“, der diesmal wirklich aus der Rolle gefallen zu sein scheint; auf einem Schloß am Neckar, so romantisch, als wir nur geträumt in den halbwüchsigen Knabenjahren, wenn wir in der Dämmerstunde Fouqué's Zauberring gelesen. Ein wunderschöner Sitz in Wahr-

heit, mit allen Eigenschaften einer mittelalterlichen Burg ausgestattet, — graue Thürme und Zinnen, ein wunderliebliches Burgfräulein und ein finsterer Schloßherr, der in den alten Prunkgemächern des Schlosses haust, — der junge Erbe, der meiner Obhut anvertraut ist, der hat gerade nichts Mittelalterliches an sich, das ist ein Bursch, wie sie wohl zu allen Zeiten gewesen, — gutmüthig, etwas roh und wild daneben, aber er ist mir von Herzen anhänglich, und ich habe ihn lieb gewonnen.

„Und bist Du nun zufrieden?" wirst Du fragen. Die Frage ist zu allen Zeiten, von allen Menschen schwer zu beantworten. Ich lebe in der Gegenwart, ich freue mich des herrlichen Landes, in dem ein freundliches Geschick mir wenigstens einen temporären Beruf angewiesen und — lache, wenn Du willst, ich darf es wenigstens nicht hören, — ich sonne mich im Lichte der schönsten blauen Augen, die ich je gesehen. — Sei still und predige mir nicht, rede mir nicht von meiner aussichtslosen Lage, von dem unseligen Bann, der auf mir liegt und der mir den Eintritt in den Beruf wehrt, der mein Leben und meine Seele ausfüllen würde, — ich weiß alles, mehr als Du mir sagen kannst, und habe mir zum Lieblingsmotto die Worte erkoren:

Die Sterne, die erreicht man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,

und ich bin glücklich in dieser stillen Freude.

„Und wie heißt der Stern?" fragst Du wieder; nun, außer dem Grafen und seinem Sohn weilt hier das einzige Töchterlein des Hauses, — Adele, beschreiben kann ich sie nicht, es ist die verkörperte Anmuth und Lieblichkeit, so recht wie eine süße, tiefe Melodie, — ich kann nicht viel Worte über

sie machen, „die Sterne, die erreicht man nicht," man schildert sie auch nicht, man läßt ihr mildes Licht nur tief, tief in's Herz hinein scheinen.

Das anmuthige Kind ist nicht ganz und immer in diese alte Veste gebannt, sie bringt den Winter bei einer Tante in der Stadt zu; sie ist vielleicht in ihrem Sein und Thun wie ein anderes heiteres, junges Mädchen, aber es liegt ein süßes ungelöstes Räthsel in diesen blauen Augen, um diesen weichen Mund. Warum sollt' ich ihrer begehren? kann ich nicht meine stille Freude an ihr haben, wie an allem Reinen und Schönen? Udo, mein Zögling, ist kaum dreizehn, drei Jahre vielleicht wird er meiner Leitung noch bedürftig sein, ehe er in ein Gymnasium tritt, — drei schöne, selige Jahre, — soll ich nicht glücklich sein und die Augen schließen vor der Zukunft? Oder vielmehr, — soll ich nicht diese Zukunft in die Eine starke Hand legen, die mich bisher so wohl geführt und die nun diesen klaren Sonnenschein in mein Herz leuchten läßt?

So denke denn auch einmal nicht mit Bedauern an mich; glücklich wage ich mich nicht zu nennen, aber zu klagen habe ich nichts mehr.

Dein

Theodor.

Fräulein Dobler an ihre Schwester.

Im Juni 1840.

Du weißt schon lange nichts von mir, liebe Mine, ich wollte auch warten, bis ich die Söckchen für Deinen Karl fertig gestrickt; sollte der einstweilen zu groß geworden sein

dazu, so nimm sie für das Rickchen, wird nicht zu lang anstehen, so kann sie der kleine Fritz brauchen, und der andre kleine Nachfolger wird auch nicht zu lange auf sich warten lassen.

Sonst weiß ich Dir nicht viel mitzutheilen von meinem Leben. Du, in Deiner engen Mansardenwohnung, wo an jeder Wand eine Kinderbettlade steht, mit dem schmalen Eßtisch, wo die Leute so nah beisammen sitzen, daß immer eins warten muß, bis das andre den Löffel in den Mund geschoben, — Du denkst Dir's freilich wunderbar schön, auf einem Schloß am Neckar zu wohnen; die Herrlichkeit ist aber so groß nicht. Die Zimmer sind nicht sehr bequem im Schlosse, die Bedienung ist auch mangelhaft, und daß der alte Graf ein hochmüthiger, finsterer Mensch ist, der außer der kurzen Begrüßung bei der Ankunft im Frühling kein Wort für mich hat, — das weißt Du. Adele, mein Zögling, die ist freilich ein liebes Kind und hat mir eigentlich noch keinen Verdruß gemacht, wenn sie gleich an geordnetem Lernen nicht viel Freude hat, und wenn auch ihre leichtsinnige Freundin, die Ida, sie hie und da zu kleinen Unarten angestiftet hat. Udo, der wilde Junge, ist jetzt etwas zahmer seit er einen Hofmeister hat, und ich bin froh, daß ich den Bengel nicht mehr unterrichten und hüten darf. Hätte nicht geglaubt, daß Herr Jessen, der neue Hofmeister, dem Burschen gewachsen wäre; er sieht so timid aus, aber er hat doch große Gewalt über ihn, er weiß ihn gut zu unterhalten, steigt in den Freistunden mit ihm an den Bergen herum und legt Sammlungen von Steinen, von Moosen und Gräsern mit ihm an; das unterhält den Jungen und macht ihn auch gefügig zum Lernen. Herr Jessen ist sehr artig in seinem Benehmen, er liest auch schön vor; seltsam, daß er nicht predigen kann, da versagt

ihm jedesmal die Stimme, und beim Vorlesen ist sie doch ganz wohltönend.

Die Tante in Karlsruhe meinte, es sei gefährlich, einen jungen Hofmeister so auf ein Schloß zu senden, wo er fast allein sei mit einem jungen schönen Mädchen. Ich kann nicht glauben, daß da etwas zu fürchten ist. Wie stolz der Graf ist, das hat er auf den ersten Blick sehen können, und sie weiß auch, wie so gänzlich aussichtslos der junge Mensch ist, der ja nicht einmal auf eine gewöhnliche Pfarre hoffen darf; dem Kind steht ja die Welt und das Leben noch weit offen, zumal wenn der Graf so reich ist, wie man nach seinen kurzen Andeutungen oft glauben sollte, obwohl man im Haus nichts davon sieht, und auch mein Gehalt, wie Du weißt, nicht besonders groß ist.

Viel beisammen sind die jungen Leute eben auch nicht, nur Eine Lektion theilt sie mit dem Bruder bei dem Kandidaten, und da bin ich immer zugegen, ebenso Abends, wo der Graf den Udo mit sich nimmt zum Ausreiten, und wo Herr Jessen uns vorliest, an warmen Abenden im Gärtchen. Ich meine überhaupt, es sei eine Einbildung der Romanschreiber, daß Schloßfräuleins und Hofmeister sich ineinander verlieben, oder gar heirathen, es ist mir kein solcher Fall bekannt. Das kam schon vor und ist höchst natürlich, daß die Erzieherin und der Hofmeister nach näherer Bekanntschaft sich haben verstehen lernen und sich verbunden haben; das ist ja auch viel schicklicher und zweckmäßiger. Du meinst natürlich nicht, Mine, daß ich da an mich selbst denke, ich weiß schon lang, was von den Männern zu halten ist; es war nur eine Bemerkung.

Doch, ich vergesse, daß Du nicht Zeit und Lust hast, so lange Briefe zu lesen, aber wenn man so allein steht auf der

weiten Welt, so hat man doch hie und da das Bedürfniß sich auszusprechen.

Das wilde Ding, die Ida, ist jetzt hier, da ist in nichts keine Ruhe und Ordnung.

Nun, ich hoffe, daß Ihr Alle gesund seid, grüße die Kinder und Deinen Mann; Deine

treue Schwester

Christiane.

Ich lege meine alte Brille bei; sei so gut, und laß mir durch Deinen Mann eine besorgen, zwei Nummern schärfer als die alte. So muß ich jetzt steigen und das Alter kommt allmählich, wäre mir gleichgiltig, auch sterben wollte ich meinetwegen heute noch, wenn ich auf der Welt nur Einmal glücklich gewesen wäre, — nur ein einzigmal.

Ida an Adele.

Karlsruhe, Juli 1840.

So schnell ist sie vorübergegangen, die schöne romantische idyllische Zeit, die ich wieder auf Eurer reizenden Höhe habe verleben dürfen! Ich versichere Dich, es ist mir wie ein Traum, wenn ich jetzt das Fenster öffne und unsre weiten, sonnenheißen Straßen vor mir sehe und denke mir dagegen Dein stilles, schattiges Gärtchen und die tiefe, weiche Stimme, die uns Schillers bezaubernde Dramen vorträgt. Daß wir diesmal weniger Verkehr mit dem umliegenden Adel und mit dem Städtchen gehabt, habe ich gar nicht vermißt, und das war sehr edelmüthig von mir, denn Du mußt gestehen, daß der Kandidat für andre Menschenkinder nur ein halbes Auge hat, für Dich womöglich viere.

O liebe Adele, wenn ich nicht diesmal Mama in's Bad begleiten dürfte, und nicht noch so gar viel Zurüstungen zu machen hätte, — nicht ein einziges meiner vorjährigen Kleider kann ich tragen, ohne die Aermel zu verändern, und Du weißt, in der Stadt hält man nicht viel auf Negliges und in dem Bad, so früh Morgens am Brunnen ist das eine Hauptsache, — ja, was wollt ich denn sagen? ja so, wenn all diese Geschäfte nicht wären, und Du verargst mir das nicht, wenn nicht das Erkranken Deines Udo mich etwas ängstlich gemacht hätte, — ich bin nun einmal so zartnervig, — ich würde mich wohl den ganzen Sommer nicht haben losreißen können.

Ist Dein Vater schon abgereist auf seine geheimnißvolle Tour? Hör', ich glaube, das Geheimniß ist so groß nicht, er wird einfach in ein Bad reisen und sich's wohl sein lassen, ich meine auch, es habe ihn einmal einer unsrer Bekannten in Homburg gesehen. Was sollte er sonst thun? Zu geheimen diplomatischen Sendungen braucht man ihn schwerlich, nimm mir's nicht übel, geheim genug wäre Dein Papa schon zu einem Diplomaten, aber nicht höflich genug, er nimmt ja auf keinen Menschen in der Welt Rücksicht.

Wenn Du ihn nur diesmal begleiten könntest! ich fürchte immer, bei Deinem Bruder brechen die Pocken noch aus oder Scharlach, da wärst Du doch lieber vorher fort; Fräulein Dobler wird ihn schon versorgen, und die braucht nicht mehr zu fürchten für ihren schönen Teint.

Und eine andre Gefahr, mein Herzchen, noch größer als Blattern und Scharlach bedroht Dich! Du weißt wohl, was ich meine, wenn Du mich auch noch so unschuldig anguckst! Meinst Du, ganz ohne Gefahr werden zwei so junge Menschenkinder von so schwärmerischer Natur, wie Du und Herr

Jessen, inmitten des schönsten Frühlingswetters auf einem alten Eulennest zusammensitzen? Meinst Du, ich habe nicht verstanden, warum der timide Kandidat, der nicht einmal laut predigen kann, mit solchem Feuer und Pathos las von

Der Liebe heil'gem Götterstrahl,
Der in die Herzen schlägt und trifft und zündet.

Und warum ein gewisses Fräulein mit so hellem Erröthen und mit so lichten Blicken empor schaute, als er Thekla's Worte deklamirte:

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen . . .

weiß gerade nicht weiter auswendig und habe keinen Schiller da, — Du wirst's sicher wissen.

Ein Unsinn freilich ist's, denn es würde sich ja da nicht von einer simpeln Mesalliance handeln, die man in unsern Tagen nicht mehr so hoch anschlägt, — es handelt sich von einer puren Unmöglichkeit, und ich hätte in meinem Leben nie geglaubt, daß ich Dir noch Vernunft predigen müßte, die Du sonst allezeit die Brave warst.

Aber das muß ich gestehen, hübscher, viel hübscher ist der Kandidat als ich mir gedacht, insoweit ist es verzeihlich, aber auch nöthig, daß Du fliehst.

Höre, ermuthige ihn nur einmal zu predigen, Eurem Pfarrer drunten wird's nicht unlieb sein, gib Acht, wenn er Dich zur Zuhörerin hat, dann geht's sicher; wie konnte er so feurig lesen in Deiner Gegenwart!

Deine Frau Tante hat mich auch ausgefragt über den neuen Hofmeister, „ein ganz blöder, stiller junger Mensch" sagt ich ihr; die braucht nicht alles zu wissen; bedank Dich bei mir, Adelchen!

Und nun adieu, ich habe schauderhaft lang geschrieben und so wenig Zeit; so ist's mit der Freundschaft, da ist kein Opfer zu groß. Lebe wohl, Adelchen!

Deine

Ida.

Und ich habe nicht einmal von mir selbst gesprochen, nicht, daß ich fürchte, mich in Soden getäuscht zu haben! Es ist zu tragisch, um davon zu reden; sieh, so selbstlos macht die Freundschaft!

Adele an Ida.

August 1840.

Nein, liebe Ida, es ist doch nicht gegangen mit dem Predigen, und ich kann nicht sagen, wie unbeschreiblich leid es mir thut um Jessen, der so tiefe Liebe, so heilige Begeisterung hat für seinen schönen Beruf.

Unser Pfarrer selbst hat ihn gebeten, eine Predigt zu übernehmen; er that es zögernd, ich glaube nur auf meine Bitte, und sah nicht ohne Bangen dem Tage entgegen. Ich that das Mögliche, ihm Muth zu machen, als wir Abends vorher noch beisammen saßen.

Ich ging am Sonntagmorgen in unser altes kleines Kirchlein hinunter, fast mit so viel Herzklopfen, als ob ich selbst predigen sollte. Die Leute sahen beifällig auf den „jungen, schönen Herrn" — ich hoffte, es müsse gut gehen. Der erste Auftritt war mit fester, klarer Stimme gesprochen, auch das Gebet, dann aber, als die Predigt beginnen sollte, ward seine Stimme fast plötzlich schwach, kaum vernehmlich,

das verwunderte Aufblicken der Zuhörer schien noch mehr lähmend auf ihn zu wirken, — nie habe ich in solcher Seelenpein eine Predigt zu Ende gehört oder vielmehr nicht gehört, wie diese, — ich eilte am Schluß fortzukommen, nur damit ich keine Bemerkungen der Leute hören durfte.

Er war so tief niedergeschlagen, als wir uns Abends sahen! Wie gerne hätte ich ihm ein freundliches, ermuthigendes Wort gesagt; ich fand es nicht gleich.

Die gute Fräulein Dobler, die sich nicht gerade besonders auf's Aufheitern versteht, versuchte ihn zu trösten, indem sie sagte, es gebe eben oft solche Naturfehler, die sich durchaus nicht überwinden ließen; so habe ein Vetter von ihr, auch ein Theologe, die unglückliche Eigenschaft gehabt, daß er sich unter dem Predigen fortwährend habe schneuzen müssen, und das habe jedesmal getönt wie eine Trompete, so daß es die Gemeinde aus der Andacht gebracht, „und er hat's nicht leis lernen können," setzte sie seufzend hinzu, „wie viel er sich auch Mühe gegeben, er hat trompetet bis an sein Ende."

Diesmal erreichte sie den Zweck; wir mußten Beide herzlich lachen, — o, es thut mir so wohl, wenn ich Jessen lachen höre, und es steht ihm so gut! — „Was hat denn der Arme angefangen?" fragte er noch lachend, „eine Pfarrstelle wird er nicht bekommen haben?"

„O, warum nicht?" sagte Fräulein Dobler, „das Consistorium hat ihn angestellt und seine Gemeinde hat sich an ihn gewöhnt; ein altes Weib hat selbst einmal zu mir gesagt: der Posaunenton sei ihr ganz erbaulich. Aber das geht nur hier, wo das Consistorium anstellt, da fragt man die Leute nicht vorher, was sie für einen Pfarrer wollen."

„Nun, ich könnte vielleicht auch noch eine Stelle bekommen; auf einer Hallig etwa," sagte Jessen trübe.

„Was ist denn eine Hallig?“ fragte ich, ich hatte die Benennung nie gehört.

„Halligen sind kleine, ganz niedrige Inseln in der Nordsee, nur wenig über das Wasser erhöht, die in frühern Zeiten durch die Fluth vom Lande oder von größern Inseln losgerissen worden sind,“ sagte mir Jessen.

Nun weißt Du, daß ich schon in der Geographiestunde für ein Leben auf einer reizenden Südseeinsel geschwärmt und einst mit Freude die Strophen von Byron übersetzt habe:

Ein liebliches Eiland sollt eigen uns sein
In tiefblauer Südsee, so fern und allein.

Und so dachte ich mir auch hier eine grüne Insel vom blauen Meer umwogt, von Klippen geschützt gegen die Brandung, einen heimlichen, stillen Aufenthalt, aber Jessen hat mich anders belehrt. „Eine Hallig, Comtesse, ist ein ganz flaches Stück Land inmitten der graugelben, schlammigen Flüssigkeit, die man Watten nennt; da grünt kein Baum, singt kein Vogel und blüht keine Blume. Wohl hört man zu Zeiten das Meer rauschen, dann aber ist es die Sturmfluth, die das ganze Land überschwemmt und oft Häuser und Bewohner mit hinabreißt in die Tiefe.“

Mir schauderte bei dieser Beschreibung und bei dem Gedanken, daß dort Menschen wohnen müssen, die erst noch, wie mich Jessen versichert, ihre traurige Heimath lieb haben sollen. Ich bat ihn, uns etwas vorzulesen, damit man sich vergesse.

Es waren Gedichte, von Schwab, glaube ich, die Jessen ein Freund gesandt hatte, er hatte uns schon früher daraus gelesen, viel anmuthige Sagen und Lieder aus unsrem sonnigen

Schwabenland. Was er aber heute las, das stimmte uns nur wehmüthig, es war, als ob es anknüpfte an unser Gespräch. „Des Fremden Königreich“ hieß die traurige Mähr, weiß nicht, ob Du sie kennst: Ein fremder Jüngling führt die schöne Königstochter, die er sich im Kampfe errungen, meerüber in seine Heimath. Sie kommen an eine düstre Insel und die Jungfrau bittet:

O, schiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber am alten, verfallenen Bau! ....

der Jüngling aber spricht mit Bangen:

O Lieb, mein Lieb, was wirst Du bleich?
O Lieb, das ist mein Königreich,
Hier mußt Du Königin werden,
Kein andres hab' ich auf Erden,

und wie sie näher und näher kommen und der Jüngling erkennt mit Grauen:

O Maid, es kann Dir gefallen nicht,
Nicht kann Dich mein Eiland ergötzen,
Du schaust es an mit Entsetzen.
Und eh Du verfluchest das Leben Dein,
Eh wollen wir Beide begraben sein,

da schifft er mit ihr hinunter in die Tiefe und das Meer deckt die Beiden.

Es war gewiß kindisch, daß mich das fremde Lied so gar tief traurig stimmte, aber ich fühlte, daß es Jessen eben so ging. Ich konnte nicht zu ihm aufsehen und deckte meine Augen mit den Händen, ich wußte ja wohl, daß es einfältig sei zu weinen.

Es ist selbst der Fräulein Dobler zu viel geworden, deren Element doch sonst der Trübsinn ist. „Ich muß sagen,“

hob sie an, „Sie hätten etwas Geschickteres zur Erheiterung finden können, als eine so dumme Geschichte, die erst noch sehr unwahrscheinlich ist. Wo wird denn ein König einem fremden Menschen seine Tochter mitgeben, allein in's Meer hinaus? Der Fremde hätte ja mit in seines Schwiegervaters Schloß leben können."

„Oder auch in die österreichische Armee eintreten," sagte Jessen mit Lachen.

Mir wollte das Lachen nicht mehr gelingen und ich mußte immer an die traurige Geschichte denken. Meinst Du nicht, die Jungfrau wäre doch glücklich geworden, wenn sie mit ihm gegangen wäre in sein altes Schloß? Gute Nacht, meine Ida.

Wegen Udo hättest Du nicht fliehen dürfen, der Fieberanfall ging diesmal schnell vorüber, der Knabe hat aber solche Anfälle öfter, ich mache mir Vorwürfe, daß ich in letzter Zeit mich nicht mehr um ihn gekümmert, und ich sollte ihm doch statt der Mutter sein!

Ida an Adele.

Baden, August 1840.

Nun ja, Kind, Du hast's gut mit mir vor, wenn Du mich auch noch zur Schiedsrichterin über Balladen und Romanzen ernennst, meinst Du, hier habe man sonst nichts zu thun? Das sieht Dir eben gleich, daß Du über solche Dinge Dein Herzlein brichst, und konntest doch sonst so fröhlich sein! Habe übrigens doch das Gedicht gelesen, es wohnt hier im Hause ein sehr gebildeter, etwas ältlicher Herr, der alle möglichen neuen Bücher hat. Diesmal gebe ich der Fräulein Dobler recht und halte das Ganze für einigen Unsinn, gib

nur Acht, daß Dich nicht auch so ein fremder Jüngling in so ein altes Eulennest führt.

Zeit zum Lesen habe ich kaum, noch weniger zum Schreiben, Du glaubst nicht, wie viel man hier zu thun hat mit den verschiedenen Toiletten und Promenaden und Abenden im Conversationssaal, dann sieht man so viele Bekannte; denke, ich habe gestern geglaubt, Deinen Vater zu sehen, Abends, in der Nähe des Conversationssaals, — und wir glaubten ihn fern weg auf irgend einer geheimen Mission! Hätt' er Dich nur mitgenommen!

Denke, es wird mir immer klarer, daß ich in Soden mich furchtbar getäuscht! Sie schreiben mir, daß er sich um die Tochter einer Metzgerswittwe bewirbt, die vierzig tausend Gulden Aussteuer bekommt. Ist das nicht entsetzlich? Ein Glück, daß ich hier nicht Zeit habe, meinem Leid nachzuhängen, es könnte mir das Herz brechen. Adieu, heute ist Concert. Lies mir keine so traurigen Lieder mehr und sei gegrüßt von

Deiner Ida.

Der gebildete Herr heißt Decker, ein Privatdocent oder so etwas, er ist sehr artig; aber Lieutenant Ehrenfeld ist auch hier und braucht eine Kur. Erinnerst Du Dich seiner nicht mehr; höre, das scheint mir ein Phönix von einem Offizier! und Einer in Uniform ist doch wieder ganz was anderes als ein Civilist!

Adele an Ida.

Schloß Rhönek, September 1840.

Ich habe lang nicht geschrieben, liebe Ida, ich meine es wenigstens, und ich weiß kaum, ob ich Dir schreiben kann, oder was ich schreiben soll?

Und doch, es wäre ja Unrecht; wir sind Freundinnen gewesen von den frühsten Kinderjahren, da muß ich Dir doch alles sagen, nicht wahr?

Der Vater ist lange schon fort, er ging früher als sonst; er sagte aber, er komme bald zurück. Ach Ida, es ist wohl Sünde, daß mir ist, als ob ein Druck von meiner Seele genommen wäre, wenn der Vater fort ist. So soll's nicht sein.

Udo ist wieder krank geworden, derselbe Anfall von Hitze und Betäubung im Kopf; es that mir so leid um den Knaben und wie ich selbst in letzter Zeit so viel Heimweh nach meiner Mutter hatte, so kam er mir jetzt besonders verlassen vor. Fräulein Dobler hatte auch nach ihm gesehen und meinte, wir könnten beruhigt schlafen gehen, da er ganz ruhig liege. Mir aber ließ es keine rechte Ruhe; es war schön mondhell, so stand ich denn auf und ging noch einmal hinauf. Es war gut, daß ich's gethan, der Kammerdiener, der sonst im Vorzimmer von Papa's und Udo's Schlafzimmer schläft, war am Abend noch in's Städtchen gegangen, um den Arzt zu fragen und war noch nicht zurückgekommen wie er versprochen. Udo lag in großer Hitze und wälzte sich unruhig hin und her, ich brachte ihm Zuckerwasser und setzte mich zu ihm; er wurde erst ruhig, als ich seine heiße Hand in meiner kühlen hielt und ihm halblaut ein Schlummerliedchen sang; ich weiß es noch von der Zeit, wo Mutter es ihm gesungen.

Es war mir traurig und doch wohl an meines Bruders Bett, liebe Ida; ich fühlte jetzt erst, daß ich bisher viel zu viel für mich selbst gelebt, zu wenig für Andere gethan habe; es liegt doch ein Segen in der Mühe der Liebe.

Wie ich nun so sang aus der Mutter Schlummerlied:

Und schläfst Du einmal einsam ein
Und tief im Grab Dein Mütterlein,
Dann grüße Dich in Deinem Traum
Dein Mütterlein vom Sternenraum,
Dann höre leis noch den Gesang,
Der von der Mutter Lippe klang.

Da hörte ich einen leisen Tritt und Jessen stand am Fußende des Bettes; er schläft auf dem obern Boden, und war auch unruhig wegen des Knaben gewesen. Da mir so allein etwas bange war, weil der Kammerdiener noch nicht zurückkam, so ließ ich's gerne zu, daß er noch blieb und er setzte sich auf die andere Seite des Bettes. Es war so wunderbar, der Mond schien durch das hohe Fenster und leise, leise säuselten die Bäume draußen im Nachtwind.

Ich weiß nicht, wie's gekommen; aber, liebe Ida, Du darfst mich nicht verachten, — auf einmal lag seine Hand und meine ineinander auf der Decke des Knaben und er flüsterte mir leise Worte zu, Worte wie ich sie nie gehört: daß er mich unaussprechlich lieb habe, daß er nicht wagen wolle mich zu begehren als sein Eigenthum, nur an mich denken wolle er, als an das Schönste und Liebste das er kenne auf Erden.

O Ida, bin ich's denn werth, daß mich ein Mensch so lieb hat! Was wir noch gesprochen, ich weiß es nicht; ich habe ja auch nicht läugnen können, daß ich an ihn gedacht, mehr als ich selbst gewußt, — daß wir uns nie eigen sein können auf Erden, das wissen wir alle Beide. Es war so traurig, und doch so schön; immer und immer hätte ich so sitzen mögen, meine Hand in der seinen, so hören auf seine lieben, treuen Worte, im klaren, hellen Mondenlicht.

Da ging aber geräuschlos die Thür, der Kammerdiener kam und brachte Tropfen von dem Arzt. Ach, ich hatte den

kranken Bruder eine Weile ganz vergessen, obgleich meine Hand auf seiner Decke lag. Jessen wollte mit dem Kammerdiener bei dem Knaben bleiben; ich ging hinunter wie im Traum, ob ich die Nacht gewacht oder geschlafen, das weiß ich nicht. Udo ist jetzt wieder besser.

Du kannst nicht wissen und glauben, Ida, wie wunderschön die Welt ist seit jener Stunde. Wir sind schüchtern uns nur anzusehen, und doch trägt Jedes einen goldenen Schatz von Glück im Herzen, neben all der stillen Sorge, daß es nicht wird dauern dürfen.

Am Morgen nach jener Nacht war Fräulein Dobler bei Udo oben, der wieder besser war, und las ihm vor. Ich saß in meinem Gärtchen in der Mauernische, wo man den herrlichen Blick hinaus hat. Wie sich Jessen gerade dahin gefunden, — das weiß ich ich nicht. Er bat mich leise um Vergebung, daß er ausgesprochen, was er doch hatte verschweigen wollen, er wolle, wenn ich es gebiete, scheiden ohne ein Wort; aber wenn ich ihm gestatte zu bleiben, so dürfe ich sicher sein, daß er nie ein weiteres Wort wage, ohne meinen Willen.

Ich weiß nicht, Ida, woher mir, die ich doch sonst so ängstlich bin, diesmal der Muth gekommen. Es war so ein schöner, klarer, blauer Himmel über uns, da fühlte ich mich so recht vor Gottes Angesicht, und ich konnte mein innerstes Herz aussprechen ohne Zagen. So sagte ich Jessen, daß ich ihn auch lieb habe, und daß ich nicht glaube, daß das Sünde sei, wenn wir uns daran freuen in der Stille. O, Du glaubst nicht, wie selig er aussah; ach, wie ist es doch schön, wenn man einen Menschen so glücklich machen kann, und ist's auch nur für einen Augenblick! Ich muß mein Geschick selbst in die Hand nehmen, weil ich so allein stehe auf der Welt

und keine Mutter habe, so sagte ich ihm, wir wollen unsre Liebe dem Herrn befehlen; sie wird uns nie gereuen, auch wenn wir uns später trennen müßten für's ganze Leben.

O wenn Du nur wüßtest, wie schön es jetzt ist, obgleich wir uns fast nie allein sehen! Ich denke, das passe nicht, und ich will gewiß nichts thun, was Unrecht ist, sonst könnten wir ja nicht mehr so glücklich sein.

Der guten Fräulein Dobler kann ich nichts sagen. Weißt, es brächte sie nur in Verlegenheit, weil sie als Gouvernante es ja doch nicht leiden dürfte. Und sie verstehts auch nicht, wie das ist, wenn man sich so lieb hat. Von der einen, traurigen Geschichte her, die Du mir erzählt hast, kann sie das nicht wissen; da ist ihr's gegangen wie jener Dritten von den drei unglücklichen Schwestern:

Und still noch saß die dritte Maid,
So sage, Jungfrau, was war Dein Leid?
Und ruhig sie zur Antwort giebt:
„Ich ward auf Erden nie geliebt."

Ich glaube, Du weißt's auch nicht so recht, liebe Ida, obgleich Dir schon allerlei Lieutenants gefallen haben.

O sieh, ich freue mich auf jeden Morgen, und in der Nacht muß ich, eh ich einschlafe, stundenlang an alles denken, was wir am Tage gesprochen haben. Gelt, es ist nicht falsch, daß ich zu Fräulein Dobler sagte: ich habe so eine Freude am Latein und möchte gern an allen Lektionen Udo's Theil nehmen. Ihr ist das lieb, weil sie gegenwärtig so viel Zahnweh hat, und viel kann ich ja doch nicht mehr bei ihr lernen. Es ist so nett, als ein Schulkind Jessen gegenüber sitzen! Er tadelt mich oft recht im Ernst, und ich bin so demüthig! Aber dann begegnen sich unsre Blicke und wir fühlen wieder das heimliche Kleinod im Herzen.

Und die Wanderungen mache ich auch mit, wenn er mit Udo Pflanzen und Steine sammelt, ich werde eine ganz gelehrte Botanikerin, glaub's nur! Es ist so nett, wenn wir an einem moosigen Rain sitzen und die Schätze auslesen, die Udo uns zuträgt. Die Vorlesungen am Abend, die sind viel schöner noch als vorher; so vieles verstehe ich jetzt erst recht; und ansehen darf man sich ja immer wieder dazwischen. Es ist, als ob auf allem in der Welt ein ganz eigner Sonnenschein läge.

Aber was soll daraus werden? fragst Du. O, liebe Ida, ich weiß ja wohl, daß es nicht bleiben kann. Aber ein wenig, ein klein wenig glücklich sein darf man doch!

Manchmal träume ich freilich auch, es könnte alles noch schön werden und gut, und ich könne einmal mit ihm ziehen als sein treues Weib. Eine Pfarrfrau! o, wie ich mir das reizend denke! ein Pfarrhaus, beschattet von grünen Bäumen in einer anmuthigen Gegend, mit einem lieblichen Gärtchen dahinter, — ich helfe jetzt heimlich oft in der Haushaltung, ich kann schon einiges kochen, und in meinem Gärtchen pflanze ich alles selbst; ich glaube, ich würde gar keine ungeschickte Pfarrfrau sein, mein Idchen!

Dann aber kommt wieder ein schwarzer Strich dazwischen, noch trauriger als die Kluft unsres Ranges, die mir gerade nicht so schlimm vorkommt, die unselige Stimmlosigkeit beim Predigen! Theodor hat mir vertraut, daß dies Nervenleiden noch von seiner Kinderzeit herstammt, von einem tyrannischen Lehrer, der ihn so erschreckt und eingeschüchtert hat, dem er untergeben war. Es hätte ihm fast auch unmöglich gemacht, ein Examen zu bestehen, aber ich glaube, da all seine schriftlichen Arbeiten so ausgezeichnet waren, daß die Professoren gerne gehorcht haben, auch auf leise Antworten.

Nun, ich will nicht fragen und nicht klagen, ich will glücklich sein, so lang ich kann; o Ida, ich habe nicht gewußt, daß es so schön ist auf der Welt!

Du mußt's für ein großes Freundschaftzeichen erkennen, daß ich Dir so viel geschrieben, ich habe darum eine Lektion unten versäumt. Lebe wohl, liebe Ida!

Jessen an seinen Freund.

Heidelberg, Oktober 1840.

Es ist vorüber. Einen Sommer lang sollte ich glücklich sein, einen ganzen Sommer lang! Es gab Zeiten, wo ich nicht so viel gehofft; ich habe kein Recht zu klagen.

Du weißt aus den kurzen Andeutungen in meinem letzten Brief, daß ich so glücklich war, die Liebe des reinsten schönsten Herzens zu gewinnen. Es war mein Vorsatz gewesen, meine Liebe zu ihr zu verschweigen; daß ich ihn gebrochen, kann ich nicht bereuen, denn wir haben eine unaussprechlich schöne Zeit gehabt. Wir haben uns selten allein gesehen, ich habe nie ihr Wort vergessen: „wir wollen unsre Liebe in Gottes Hand legen," und habe sie hoch und heilig gehalten; aber auch so, in Entbehren und Entsagen, war es eine selige Zeit.

Was soll ich Dir viel erzählen? Es ist die alte Geschichte, Du kannst sie in den Romanen wieder finden, die uns als Gymnasisten gefesselt und bewegt. Der alte Graf kehrt unversehens zurück, der Kammerdiener muß geplaudert haben, und was so still und heilig begonnen, das wird zertrümmert mit roher Faust.

Du meintest in Deinem Brief, die mittelalterlichen Zeiten seien vorüber, wo die Liebe eines bürgerlichen Kandidaten zu

einer Grafentochter ein so furchtbares Attentat gewesen sei, — Gustav, Dir vielleicht wären die Wuthausbrüche des Alten, seine Drohung, mich niederschießen zu lassen, wenn ich mich im Bereich des Schlosses noch einmal blicken lasse, mehr lächerlich als furchtbar erschienen; — ich konnte alles schweigend mit anhören, weil es Adelens Vater war, — vergessen kann ich es nicht mehr.

Adele wurde zu ihrer Tante geschickt, mein Zögling Udo auf ein Gymnasium, die Gouvernante, die so sehr unschuldig an allem war, in Ungnade entlassen, ich habe das Schloß verlassen, ein einsamer gebrochner Mann.

Ich schreibe Dir von Heidelberg aus, wo Professor B., mein Landsmann und alter Freund und Gönner, mir ein Asyl in seinem Hause geboten. Eine Hofmeisterstelle, fern von hier, wie ich's wünsche, kann er bei seinen vielen Verbindungen mit Norddeutschland mir leicht verschaffen; das will ich denn annehmen, will suchen, mein Leben zu ertragen und mit meiner gebrochnen Kraft noch zu nützen, so viel ich kann.

Wohl giebt es Tage, in denen ich mich abquäle mit Planen, wie ich doch noch die edle Perle mir erringen könnte, die mein gehört vor den Augen Gottes, der die reine Liebe unsrer Herzen gesehen. „Wenn Sie noch eine Professorenstelle erwerben könnten," hatte Fräulein Dobler, die in ihrer Weise gewiß auch herzlich Mitleid mit uns hatte, beim Abschied gesagt; „ich sag Ihnen, ein Universitätsprofessor kommt sich so vornehm vor, wie ein Graf, für den ist keine Parthie zu hoch, und die Frau Tante, die ja auch einen bürgerlichen Hofrath hat, würde da am Ende ein Fürwort einlegen."

Da dachte ich wohl daran, mit höchster Anstrengung all meiner Kräfte diesem Ziele zuzustreben. Aber, — die Grenzen meiner Begabung sind mir bald klar geworden. Mein

Beruf liegt im Amte eines Predigers, ich möchte mit einfachen Worten verkünden, was mir selbst klar geworden als ewige Wahrheit, möchte mir selbst mehr und mehr zum Lichte helfen, indem ich Andre dem Lichte zuführe, möchte einkehren als Freund und Tröster in der Hütte der Armen, unter der Jugend mir ein Geschlecht heranbilden, das zu mir aufblickte mit Vertrauen, — das denke ich mir ein schönes Loos.

Aber neue Bahnen zu brechen auf dem Gebiet des Wissens, neue Waffen zu schmieden für den Kampf der Geister, dazu kann selbst die Liebe mir nicht Kraft und Gaben verleihen. Und ich, der ich nicht mehr wage, mich um die bescheidenste Pfarrstelle zu bewerben, weil jener Bann aus den Tagen meiner verkümmerten Kindheit her auf mir liegt, — wie könnte ich daran denken, nach einem höheren Ziele zu streben?

Von Adele bin ich geschieden ganz und für immer. Ich will keinen Zwiespalt in ihre junge Seele werfen und sie hat ihrem Vater versprechen müssen, mir nicht zu schreiben. All die tiefe Bitterkeit, die das Verfahren des Grafen in mir geweckt, ist zurückgetreten vor der süßen, wehmüthigen Erinnerung an unsern Abschied.

Ich wollte das Schloß verlassen, düster, gebrochnen Muthes, da rief mir Udo, der mit Adelen im Mauergärtchen stand: „bitte, Herr Jessen, Sie werden uns doch adieu sagen;" der sonst so unbekümmerliche Knabe weinte bitterlich. „Ich weiß nicht, Comtesse, ob wir uns noch sprechen dürfen," sagte ich.

„Wir dürfen uns Lebewohl sagen und wenn mein Vater daneben stünde," sagte Adele mit dem Muthe, der dem zarten Kind nie fehlt zur rechten Stunde. Und sie sagte mir ihren Scheidegruß so innig, so herzlich, so still ergeben in das schwere Leid und so voll reicher tiefer Liebe, — diesmal,

Gustav, war sie stärker als ich, und sie hat mir Muth gegeben, daß ich vermochte, von ihr zu scheiden, reich in der Liebe, die hier nicht mein sein sollte, selig in der Hoffnung auf Wiedersehn.

Sollte es sich nicht schicken mit der Hofmeisterstelle, die Professor L. jetzt für mich in Vorschlag hat, so komme ich zuvor zu Dir, sonst erhältst Du wohl einmal Nachricht von dort aus.

Leb wohl, der Himmel führe Dich freundlichere Wege als

Deinen

Theodor.

Adele an Fräulein Dobler.

Karlsruhe, November 1840.

Liebe Fräulein Dobler!

Es verlangt mich recht zu wissen, wie es Ihnen geht, und thut mir oft so gar leid, daß es doch durch meine Schuld war, daß wir so rasch und auf so unfreundliche Weise getrennt worden sind.

Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse darum, daß wir unsre Liebe vor Ihnen verborgen hatten? Ach, wir haben sie ja kaum gegen uns selbst ausgesprochen! und Sie hätten es wohl gar nicht zugeben dürfen, daß wir uns lieb haben? nicht wahr? Sie gönnen es uns gewiß, daß wir doch ein wenig, ein klein wenig glücklich gewesen sind? Ich muß ja daran zehren mein ganzes Leben lang.

Tante hier ist gut gegen mich; sie hat mir auch zu Anfang nie harte Vorwürfe gemacht, sie sagte nur: „Kind, für so gar dumm hätte ich Dich nicht gehalten.“

Wie Theodor ist, Herr Jessen, will ich sagen, — wie edel und rein und gut, daß selbst eine Königin sich selig preisen dürfte, wenn solch ein Herz ihr eigen wäre: das kann die Tante freilich nicht wissen; ich glaube, auch Sie wissen's kaum, liebe Fräulein Dobler.

Ich bin sehr, sehr traurig gewesen all die erste Zeit; es that mir weh, wenn ich unter die Menschen sollte; tanzen kann ich um keinen Preis, ich wäre am liebsten daheim in meinem Stübchen geblieben, wenn man bei der Tante ein Stübchen hätte. Aber sie hat so viel andere schöne Zimmer. „Eine Gaststube ist nicht mehr Mode, Kind," sagte sie, Du kannst ganz gut auf dem Ruhebett im Empfangzimmer schlafen, da hab' ich denn keine so rechte Heimath und sehne mich oft nach meinem Erkerstübchen daheim; aber ich darf ja nicht heim, so lange der Vater noch abwesend ist.

Udo schreibt mir manchmal von seiner Schule aus; der Junge scheint nicht recht gesund und vergnügt.

So betrübt wie in der ersten Zeit bin ich jetzt nicht mehr; ich denke oft, es sei Unrecht, daß ich wieder heiterer sein kann, aber sie sind Alle gut und freundlich gegen mich, — mein tiefes Heimweh, das wacht auf in der Nacht, wenn alles still ist; zuletzt schlafe ich ein, und träume dann viel von Theodor, von Herrn Jessen, wollt' ich sagen. Wissen Sie gar nicht, wo er ist und wie es ihm geht?

Nun bitte ich, liebe Fräulein Dobler, verzeihen Sie, daß Sie durch mich so viel Verdruß gehabt. Ich kann nichts dafür, aber ich möchte Ihnen gern etwas zu Liebe thun. Wenn Sie einmal von ihm erfahren sollten, so schreiben Sie mir, nicht wahr? nur ein ganz klein wenig!

Meine Freundin Ida sehe ich oft, aber, — so ganz recht verstehen wir uns nicht; sie ist jetzt beinahe Braut mit einem

Lieutenant, nur haben sie noch nicht so viel Geld, als ein Offizier haben muß, um zu heirathen. Wenn ich nur gewiß wüßte, ob mein Vater wirklich so reich ist, wie viele Leute meinen, ich möchte ihn gern bitten, Ida zu geben, was sie braucht; mich freut ja doch nichts mehr.

Nun leben Sie wohl, liebe Fräulein Dobler, lassen Sie mich wissen, ob es Ihnen nicht schlecht geht. Ich weiß, daß Ihre Schwester so viele Kinder hat, da werden Sie meine alten Puppen und Bilderbücher wohl brauchen können, die ich Ihnen schicke; ich bin so kindisch gewesen, daß ich all diese Sachen aufgehoben und heimlich oft noch eine Freude daran gehabt habe; jetzt ist das lange vorbei. Denken Sie manchmal an

Ihre

Adele.

Jessen an seinen Freund.

(Zwei Jahre später.)

Gut Reezow in Holstein, im Sommer 1842.

Und auch Du kümmerst Dich noch um den Einsiedler, der hier haust, so abgetrennt von der Vergangenheit, daß mir oft ist, als sei es nicht dasselbe Leben mehr, — wenn ich nicht zu tief fühlte, daß ich ein Leben gelebt, das man nicht zweimal leben, — das man auch nicht vergessen kann.

Auch Dich habe ich nicht vergessen, mein alter Gustav, nicht der schönen Stunden auf den Höhen von Alt-Heidelberg mit dem Blick auf den rauschenden Neckar, nicht all der Pläne und Ideen, in denen wir gelebt. Die liebste Stelle unsres Lieblingsdichters bleibt mir die:

Sagt ihm,
Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.

Ich thue es, Gustav, wenn sie auch alle zu nichte geworden sind.

Wie ich lebe willst Du wissen? Nun ich lebe hier auf dem Gut des Herrn von Reezow und unterrichte seine Söhne; eine Tochter ist nicht hier, Gustav, — es hätte auch keine Gefahr. Die Knaben haben mich lieb, ich glaube, daß ich Gutes bei ihnen wirken kann, — die Herrschaft begegnet mir gütig, — es geht so ein Tag hin wie der andre, oft dünkt mir alle die Zeit seit ich hier bin wie Ein Tag, oft wie unermeßlich lange Jahre. Die Sonntage widme ich meinen theologischen Studien.

Ich habe mit andern Augen forschen und suchen gelernt als vordem, — die Reichen und Satten, die Klugen und Großen der Welt sind es nie gewesen, denen das göttliche Geheimniß sich erschlossen, es sind die Armen, die Dürstenden, denen sich der ewige Quell des Segens öffnet, der unter dem Gotteswort verborgen ist.

Die späten Abende, die gehören der Vergangenheit, oder vielmehr dem, was immer gegenwärtig in meinem Herzen lebt. All mein schlichtes Leben und mein Lieben, mein Fühlen und Denken gieße ich da aus in Briefen an Adele. Sie wird sie nie sehen diese Briefe, ich will ihren Frieden nicht stören, ich habe kein Recht, einzugreifen in ihre Zukunft, — aber es ist mir zur lieben Gewohnheit worden, so mit ihr fortzuleben. Ich sage das Dir, es kann ja sein, daß Du eines Tages berufen wirst, den Nachlaß Deines Freundes in Empfang zu nehmen. Die Mühe wird klein sein, mein lieber Gustav. Meine Briefe an Adele findest Du leicht in dem

verschloßnen Fach meines Schreibtisches. Ist sie vermählt bis dorthin, dann, Gustav, verbrenne sie ungelesen, das versprichst Du mir. Ist sie aber allein geblieben, dann sende sie ihr mit meinem letzten Gruß.

Darfst nicht bange sein zunächst; ich glaube, ich muß mit dem Einsiedler auf Salas y Gomez sagen: „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben." Man stirbt so leicht nicht am Herzweh.

Du fragst, ob ich nicht wieder Versuche mit Predigen gemacht? Ich habe es nicht wieder gethan, ich kann das Eine Mal nicht vergessen, wo selbst der Gedanke an Ihre Gegenwart den unseligen Bann nicht hat brechen können.

„Aber was soll es weiter werden mit Dir?" fragst Du. Ich weiß es nicht, Gustav, ich kann mich jetzt nicht zu Planen und Unternehmungen aufschwingen, aber ich bin nicht müßig und ich hoffe, zur rechten Zeit und Stunde wird mir der rechte Weg gezeigt werden. Freilich hat mich's eigen berührt, als ich gestern zufällig ein Gespräch meiner Knaben im Garten belauschte.

„Höret, ich mag den Herrn Jessen gern, bleibt er immer bei uns?" fragte Hugo, der Jüngste. „Wir bleiben nicht immer bei ihm," sagte weise Richard, der zweitälteste, „wenn wir gelernt haben, was er uns lehren kann, so kommen wir in eine große Stadt und er geht fort." Wohin? wußte freilich der Knabe nicht zu sagen. „Er braucht auch nicht zu gehen," sagte gnädig der Aelteste, der sich schon als künftiger Gutsherr fühlt." Er könnte mir allerlei helfen, rathen und schreiben, wenn ich hier auf dem Gut bin, und wenn ich dann auch Söhne bekomme, so kann er die wieder unterrichten."

„Bis dorthin ist Herr Jessen aber ganz alt," sagte lachend Richard, das humoristische Element in dem Kleeblatt, „mit

einem langen, weißen Bart, dann kann er Deinen Jungen nicht nachspringen, wenn sie ihm davon laufen." Und die Kinder malten sich in großer Harmlosigkeit das Bild eines alten, ganz uralten Herrn Jessen aus, wie er fort und fort auf Schloß Reezow sitze und immere neue Generationen von Knaben unterrichte, — mir ging das seltsam durch die Seele. Ich hatte einmal auf einem Gut in Holstein so ein altes Inventarstück von einem Hauslehrer gesehen, in einem schmierigen Flaus mit einer endlos rauchenden Pfeife im Mund, — sollte das das Ende sein? Und ich bin doch in's Leben getreten mit Planen und Hoffnungen auf ein lebendiges, ehrenvolles Wirken, mit der tiefen Herzenssehnsucht, mein eigen Theil an Erdenglück zu finden, ein eignes Herz und ein eignes Haus mir zu gewinnen! — das wäre das Ziel?

Bleibe Du froh und gesund in Aussicht auf festen Beruf und auf eignen Herd, — auch mir wird mein Weg noch klar werden.

Dein

Theodor.

Er ist mir klar geworden. Ich öffne den Brief noch einmal, um Dir zu sagen, daß sich mein Geschick entschieden.

Es kam gestern eine Anfrage unsrer obersten Kirchenbehörde, ob ich nicht geneigt sei, die Pfarrstelle auf einer Hallig zu übernehmen, um die sich scheint's kein Bewerber gefunden.

„Sie werden nicht Lust haben in solche Einöde," sagte lachend Hr. v. R. „Nach allem, was ich von diesen Inseln weiß, ist das der trübseligste Aufenthalt, dazu muß man noch Schullehrer sein und Küster; sagen Sie ab, ohne Weiteres; sie werden drüben schon einen Strafpfarrer finden für die Stelle, für Sie wird sich immer noch etwas Besseres finden." Mich hat dies Anerbieten seltsam getroffen. Frei-

lich ist mir alles, was ich von diesen Inseln weiß, seither wie ein trauriges Mährchen erschienen, — ich habe einmal von Föhr aus hinübergesehen über die trübe bewegungslose See, wo die Inseln liegen, ich habe bei meiner Tante vor Jahren ein bleiches, stilles Mädchen gesehen, von der man mir als Merkwürdigkeit erzählte, daß sie von einer Hallig stamme, und hier inmitten des blühenden, fruchtbaren Landes krank sei vor Heimweh nach jener Einöde, — und dort soll meine Heimath sein? — In Gottes Namen. Dort vielleicht, wo nur eine kleine Schaar von Zuhörern ist, dort werden sie mein Wort vernehmen können, dort wird die rechte Stätte sein für Einen, der verzichtet hat auf Glück und Lebensfreude.

Ich habe zugesagt.

Dort also, Gustav, hast Du mich in Zukunft zu suchen.

Gott gebe mir Kraft, den neuen Beruf hinzunehmen, nicht als eine Last, die ich tragen muß, sondern als ein Pfund, von dem ich Rechenschaft zu geben habe.

Eile hat es mit dem Eintritt nicht, ich habe Zeit bis zum Spätjahr, mich vorzubereiten und Hr. v. Reezow hat freundlich versprochen, mir die Einöde drüben menschlich herstellen zu helfen.

Meine Knaben ergehen sich bereits in Muthmaßungen, was wohl für ein neuer Hofmeister kommen werde. Sie wollen mich auch einmal besuchen, auf Schlittschuhen, wenn die See zugefroren ist.

Und nun lebe wohl; wenn ich dort drüben bin, so darfst Du mein wohl denken als eines Gestorbenen.

Graf von Rhöneck an Theodor Jessen.

September 1842.

Herr Kandidat!

Sie werden eines Briefs von mir keineswegs gewärtig sein, ich glaube auch, daß Sie Grund zu haben meinen, an mich, als Ihren Beleidiger, mit Groll zu denken; übrigens habe ich damals nach festen Grundsätzen gehandelt, nicht aus persönlichem Uebelwollen. Jetzt schreibe ich Ihnen als ein Sterbender. Mein einziger Sohn, Ihr früherer Zögling, ist schon vor einem halben Jahre an Gehirnentzündung gestorben. Meine Tochter hat bis jetzt jede angemessene Verbindung, die sich ihr bot, beharrlich zurückgewiesen. So sehr sie mich dadurch gekränkt, so glaube ich doch in väterlicher Nachsicht so weit gehen zu dürfen, Ihnen die Zusicherung zu geben, daß von meiner Seite Ihrer Verbindung mit meiner Tochter kein Hemmniß im Wege steht, im Fall Sie in der Lage sind, ihr eine Versorgung zu bieten.

Achtungsvoll

Udo, Graf von Rhöneck.

Adele an Fräulein Dobler.

30. September 1842.

Liebe Fräulein Dobler!

Wenn Sie Ihre jetzige Stelle auf einige Zeit verlassen können, bitte, so kommen Sie zu mir, ich habe einer Freundin so nöthig, ich bin so allein und habe Schweres erlebt. Gestern hat man meinen Vater begraben. Ach, ich weiß, mein armer Vater ist auch gegen Sie nicht freundlich gewesen, aber Sie werden keinen Groll mehr auf ihn haben; glücklich war er ja gewiß nicht und der Tod meines lieben Udo hat ihm einen

Herzstoß gegeben, von dem er sich nicht mehr erholt hat, wenn ich auch äußerlich nichts an ihm wahrnahm, als daß er stiller und düsterer geworden.

Der Anfall ist sehr schnell gekommen, ich weiß nicht einmal den Namen der Krankheit; sie dauerte kurz, aber mein armer Vater hat viel Schmerzen gelitten, ich that was ich konnte zur Linderung und er faßte immer nach meiner Hand, auch wenn er nicht mehr sprechen konnte. O, liebe Fräulein Dobler, er hat mich doch lieb gehabt! Aber Sterben ist furchtbar.

Sie haben Alle viel Mitleid mit mir, der Arzt und die Herrn vom Amt, die bald nach dem Tod heraufkamen. Auch Tante von Karlsruhe war hier und wollte mich gleich mitnehmen, da sie nicht lang bleiben konnte; von den Herrn aus der Nachbarschaft, die zu Vaters Leichenbegängniß kamen, haben einige mich freundlich eingeladen, aber ich kann noch nicht unter Fremde, und Tante gab zu, daß ich hier bleibe, als ich ihr versprach, daß ich Sie zu mir bitten wolle.

Ganz verlassen dürfen Sie natürlich Ihre Stelle meinetwegen nicht, ich werde selbst heimathlos sein und kann niemand eine Heimath bieten. Es ist hier alles verschlossen und versiegelt worden, nur mein Erkerstübchen und einige andre sind frei. Sie sagen, das Schloß und Gut sei Mannslehen, es werde ein ferner Verwandter kommen, der es übernehme. Ich weiß nur, daß ich ganz, ganz allein auf der Welt bin; o, ich wollte, ich dürfte mich niederlegen bei meiner Mutter!

Ich werde später wohl zur Tante gehen müssen. Sie war mir lang böse, weil ich die Heirath abgelehnt, die sie für ein so großes Glück für mich gehalten, aber sie trägt mir's nicht mehr nach. Ich möchte nur Ruhe, nur Stille.

Da Sie ja in einer Stadt sind, so finden Sie gewiß eine Stellvertreterin für Ihre Lektionen am Institut, und kommen so bald Sie können zu

Ihrer

betrübten Adele.

Theodor Jessen an seinen Freund.

Schloß Rhönek, 4. Oktober 1842.

Aus beigelegtem kurzen Brief des nun verstorbenen Grafen Rhönek kannst Du sehen, lieber Gustav, was mich bewogen, Schloß Reezow so schnell zu verlassen und hieher zu eilen, an die alte Stätte, die mein kurzes Glück und mein tiefes Leid gesehen.

Erklären konnte ich mir den Brief des Grafen nicht, als aus einer Gewissensregung, die ihm gekommen, als er sich krank und sterbend gefühlt. Warum nicht Ein Wort von Adele, wenn ihr Vater nun ja doch selbst die Schranke gehoben, die er zwischen uns gestellt? Ich wußte es nicht; ich reiste so eilig ich konnte, direkt nach Schloß Rhönek.

Daß der Graf gestorben, schnell gestorben, am Tag, wo er den Brief an mich abgesandt, erfuhr ich unterwegs, ich hörte noch viel, was Adele nie erfahren soll. Das arme Kind war noch allein auf dem alten Schloß, nur ihre ehmalige Gouvernante, die der Graf damals so plötzlich entlassen, war hier; eine traurige Trösterin für die Waise.

In dem Mauergärtchen, wo wir vor zwei Jahren geschieden, habe ich Adele zuerst wiedergesehen. Wie sie über all diese Zeit in meinem Herzen gelebt, so fand ich sie wieder, nur lieblicher als zuvor; und so fand ich die junge Liebe in ihrem Herzen, unberührt, unverletzt durch Zeit und Leid, das-

selbe tiefe, kindliche Vertrauen, das mir zum erstenmal Vertrauen zu mir selbst gegeben.

Ich glaubte, Jahre der Einsamkeit und Entbehrung haben mich kühl gemacht und besonnen, — in diesem Augenblick war ich es nicht. Ich wußte nur, daß Adele viel gelitten, wußte, daß sie traurig war und allein, und — ich erbat mir das süße Recht, sie trösten zu dürfen, ganz und voll, wie nur Liebe trösten kann; ich fühlte, Gott selbst habe mir das Recht dazu gegeben; — wie ich geworben, was sie erwiedert? ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß wir in der alten Mauerlücke saßen und hinaus schauten auf das reich belebte Land, — ein seliges Paar.

Nach und nach erst, mit Mühe, habe ich die nähern Umstände von Leben und Tod des alten Grafen erfahren. Es scheint, daß die Verhältnisse schon nicht ganz geordnet waren zur Zeit, als er gegen den Willen ihrer Verwandten Adelens Mutter von England gebracht, in der er, mit dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe, eine reiche Erbin zu gewinnen glaubte.

Sie war zart, liebevoll, aber vornehm und luxuriös gewöhnt und — mittellos; sie hatte geglaubt, dem deutschen Grafen zu folgen in ein Land, wo Milch und Honig fließt, in ein Leben sorglosen Behagens. Der Graf konnte es nicht über sich gewinnen, auch als ihm ihre Verhältnisse klar geworden, sie über die seinigen zu enttäuschen. So wurde scheint's damals schon durch unverhältnißmäßigen Aufwand allmälig sein Vermögen erschöpft, sein Gut verschuldet. Er war mit der zarten, leidenden Dame in Baden, der Arzt hielt Italien für die einzige Rettung für sie. In stiller Verzweiflung, wie er die Mittel zur Reise beschaffen solle, wagte der Graf zum ersten Mal in seinem Leben den Rest seiner

Reisekasse am Spieltisch. Er gewann unmäßig und — es ist die alte Geschichte, das war das Handgeld des Dämons. Der Aufenthalt in Italien konnte die leidenschaftlich geliebte Frau nicht auf lange retten, sie starb bald nach Udo's Geburt.

Es scheint, daß kurz nach ihrem Tode der Graf wieder den Versuch begonnen, seine zerrütteten Verhältnisse auf diesem verzweifelten Wege zu heben. Seine geheimnißvollen Sommerreisen gingen nur in Bäder, wo Spielbanken waren, in Städte, wo er Spielhöllen fand, immer unter fremdem Namen; in der Zwischenzeit hat er sich allem nach meist mit Berechnungen und Versuchen beschäftigt, durch die er glaubte den launigen Dämon des Spiels fest in seinen Dienst bannen zu können, — sie haben sich vergeblich erwiesen, wie bei Tausenden vor ihm.

Der räthselhafte kleine Mann, den das Volk für den Bösen hielt, dem er sich verschrieben, war ein Jude, der ihm immer wieder Mittel beschaffte, — das Gut ist aufgezehrt und Adelen wird nichts bleiben, als ein kleiner Rest ihres Muttergutes. Es ist kaum ein Zweifel, daß der Graf durch Gift von eigner Hand gestorben ist, — ich habe ihm alles verziehen, um der Einen That willen, daß er mir sterbend sein Kind vertraut. Gott gebe, daß Adele nie die schaurige Wahrheit erfahre.

Es war wohl natürlich, daß ich im tiefen Eindruck von Adelens trübem Geschick, im ersten Augenblick des Wiedersehens an nichts dachte, als daß sie nun mein eigen werden dürfe, daß ich sie trösten und tragen und lieben wolle ein ganzes Leben lang.

Aber, war es wirklich Vergessen, oder war es eine mir selbst unbewußte Feigheit, — welche Zukunft ich ihr bieten

kann, das habe ich ihr noch nicht gesagt, — ich habe seither den Muth dazu nicht gefunden. Verachte mich darob, wenn Du willst, Du mit Deiner frischen, freien Natur, mit dem glücklichen Gefühl, daß Du eben recht bist, wo Dich das Schicksal hinstellt — Du wirst mich hierin nicht verstehen.

Nun aber soll's geschehen, ich will Adelen nicht täuschen; in dieser Stunde noch soll sie alles erfahren, und — wenn sie nicht den Muth findet — so soll sie frei sein, zu bleiben in ihrem schönen Heimathland, ich will sie segnen für die kurzen Stunden unaussprechlichen Glückes, die ich ihr danke, von der Erinnerung leben, daß sie einmal mein gewesen in meiner tiefen Einsamkeit. Ich schließe den Brief nicht, bis ich Dir Adelens Entschluß geschrieben.

Sollte man denken, daß es so schwer sei, dem Liebsten, das man auf Erden hat, die einfache Wahrheit zu sagen! Ich traf Adele im Erkerzimmer, ans Fenster gelehnt, wie sie so recht die Schönheit der herbstlichen Landschaft in sich sog. „Nicht wahr, es ist doch wunderschön hier?" sagte sie lächelnd. „Du glaubst nicht, wie mir in den schwersten und trübsten Zeiten dieser reiche, schöne Anblick wohl gethan hat! Es ist ein so stiller, friedlicher Trost, der die Natur bietet; all die Lieblichkeit von draußen hat zu mir hereingeschaut, wenn ich zu müd und traurig war, um hinauszublicken."

„Aber kannst Du diesen Reichthum und diese Schönheit vertauschen gegen den flachen und trüberen Norden?"

„Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, Dein Volk soll mein Volk sein," sagte Adele mit zuversichtlichem Lächeln, „es ist gewiß auch schön im Norden."

„Ja Kind," sagte ich, und ich konnte das innere Beben kaum überwinden; „der Norden hat seine tiefen, wunderbaren

Schönheiten, aber, — wenn nun mich mein Geschick auf eine Hallig führte?"

„Eine Hallig? was ist das? es ist mir, als habest Du schon einmal davon erzählt!"

„Ja, Adele, an jenem Abend, wo wir die Mähr gelesen von des Fremden Königreich, — damals habe ich Dir gesagt, was eine Hallig ist. Erinnerst Du Dich noch?"

„Ich weiß," sagte sie nun, und es schien mir, als ob ihr süßes Angesicht erbleiche, als das Bild wieder vor ihr aufstieg; „aber warum solltest Du gerade dorthin? Wir können ja warten."

„Ich habe keine andre Heimath, dahin ich Dich führen könnte," sagte ich, ich hatte nun wieder Festigkeit gefunden. „Man hat mich dorthin berufen, und auch dort sind Seelen, denen das Gotteswort verkündet werden muß: dort allein in der kleinen Gemeinde kann ich hoffen, daß meine klanglose Stimme vernommen werde, ich habe mich bereit erklärt, dem Rufe zu folgen, zur Zeit, als ich nicht mehr hoffen durfte, Dich mein zu nennen. Adele, liebe Adele, Du bist frei in Deiner schönen Heimath zu bleiben, ich darf Dich nicht bitten, mir dort hinüber zu folgen; es war ein Unrecht, daß ich es Dir nicht gleich mitgetheilt."

Gustav, ich war darein ergeben, sie wieder hinzugeben und ich wollte es tragen ohne Klage. Das heldenmüthige Kind aber sah auf mit klaren Augen und sagte: „In Gottesnamen, lieber Theodor, dort gerade thut Dir ja ein Herz Noth, das Dich lieb hat, recht lieb; wir wollen's miteinander versuchen."

O Gustav, wie hätte ich je träumen können, noch solch selige Stunde zu erleben?

Nun will ich einmal eine Weile an gar nichts denken

als an mein unaussprechliches Glück, daß solch ein Herz mir zu eigen geworden. Behüt Dich Gott, Gustav!

Adele an Frau Hofrath Lange.

November 1842.

Liebe Tante, ich komme nun in den nächsten Tagen und werde unser liebes, schönes, trauriges, altes Schloß verlassen auf immer. Es sind schon Werkleute da, um zu ändern und zu bauen; gestern kam der neue Besitzer selbst, er war sehr artig und rücksichtsvoll und sagte, wir dürfen uns ja nicht beeilen, aber mich zieht's selbst fort; ich fühle ja wohl, daß ich kein Heimathrecht mehr hier habe.

Ich bin so froh, daß Fräulein Dobler, die mir zu lieb ihre Stelle aufgegeben, nun wieder ein gutes Plätzchen bei der alten, blinden Frau von Mauer hat; die sieht ihr trübseliges Gesicht nicht, und ist selbst so beredt, daß sie nur geduldige Zuhörer braucht, dazu paßt Fräulein Dobler vortrefflich.

Liebe Tante, ich werde vielleicht diesen Winter noch bei Dir bleiben, im Frühling aber, — nun sei mir nur nicht böse, da werde ich Frau Pastorin; Du weißt ja, das ist mir immer schön vorgekommen. Ja Tante, ich habe mich verlobt mit Theodor Jessen; mein armer Vater selbst hat es noch gewünscht und im Frühling will er mich heimführen; bald, wohl schon im März. Der liebe Onkel, der mein Vormund ist, wird sicherlich nichts dagegen haben.

Alles Nähere mündlich, ich komme vielleicht schon morgen und Theodor kommt bald nach. Also auf Wiedersehen!

Deine

Adele.

Theodor an seinen Freund.

November 1842.

So wäre der letzte Sturm nun bestanden. Es ist mir nichts mehr schwer erschienen, seit ich der starken Liebe Adelens gewiß bin.

Der Onkel, Adelens Vormund, der scheint's immer sehr abgezogen von der Menschheit unter Akten und Staatspapieren haust, gab mir auf meine förmliche Werbung kurzen Bescheid: „Ich halte das Heirathen im Allgemeinen für Unsinn, bei jetzt zunehmendem Steigen der Lebensmittelpreise. Wenn Sie aber genügenden Nahrungsstand nachweisen und, wie Adele sagt, mein verstorbener Schwager selbst noch die Sache gut geheißen hat, so habe ich nichts dagegen."

Die Frau Tante, die sich zuerst freundlich und geneigt bewiesen, fand es die reine Unmöglichkeit, als sie durch beharrliches Fragen genau erfahren hatte, wohin mein Beruf mich führe. „Nein, höret," meinte sie, „das muß ja eine schauderhafte Geschichte sein, noch ärger als ein Missionär auf einer Heideninsel in der Südsee, wo sie doch wenigstens Kokosnüsse zu essen haben, wenn sie nicht selbst von den Wilden gefressen werden."

„Nun, gefressen werden wir dort nicht, Frau Hofräthin," sagte ich, um sie zu beruhigen, „es wohnen lauter Christenmenschen dort."

„Und wenn auch, so ist es eine gräuliche Einsamkeit, eine Wildniß und Wüstenei und kein gebildeter Umgang; das können Sie einem zarten Wesen wie Adele ist, nicht zumuthen. Und Adele, daß ich's nur gleich ehrlich sage: Herr von Rhönek, der neue Besitzer von eurem alten Schloß, hat sich gegen meinen Mann so schmeichelhaft über Dich geäußert, daß mir sehr wahrscheinlich ist, daß Du noch Schloßfrau dort

werden könntest, dann bliebest Du an Deinem lieben Neckar und könntest im Winter in die Stadt ziehen. Sie, lieber Herr Pastor, werden gewiß für solche Verhältnisse, wie sie dort sind, ein taugliches, robustes Frauenzimmer finden ...."

Ein robustes Frauenzimmer war es nun freilich nicht, die leise an meine Seite trat und zum erstenmal vor Dritten mir ihre Hand bot und sie fest in die meinige legte. „Ich habe alles überlegt, Tante," sagte sie mit fröhlicher Zuversicht, „laß mich nur gehen, es reut mich gewiß nicht."

„O Kind, das bildest Du Dir jetzt so ein," meinte die Tante; „aber nimm mir's nicht übel, Du bist noch sehr dumm, wenn Du auch schon zwanzig Jahre alt bist. Gelt, Du stellst Dir vor, ihr werdet da drinnen an einer Rasenbank lehnen und Lämmer weiden lassen an rosenfarbnen Bändern? O, gieb acht, das Gelüsten vergeht Dir, wenn Du so allein draußen bist und nichts als Meer um Dich herum und kein ordentlicher Mensch, den Du besuchen kannst; o überleg' Dir's doch. Und für den Herrn Pastor bist Du zuletzt nur eine Last; zart erzogen, wie Du bist."

„Mit Gottes Hilfe und Segen will ich keine Last für ihn sein," sagte meine Adele mit ihrer süßen Innigkeit und alle Einwürfe und Bedenken sind gescheitert an ihrem festen freudigen Willen.

Mir selbst will freilich oft das Herz schwer werden beim Bedenken, ob ich nicht Unrecht thue, die zarte Blume in so ödes, rauhes Land zu versetzen, aber „in Deiner Brust ruhn Deines Schicksals Sterne;" sollte die Liebe nicht reich genug sein, auch die Armuth jener Insel zu schmücken?

Ich will allein Bahn brechen und im Frühling erst meine Adele heimführen. Es wird mir bange, wenn ich an die Trennung denke; es liegt ein langer, einsamer Winter

zwischen der Wiedervereinigung, wird Adele, nun in die Mitte heitern Lebens gestellt, noch den Muth finden, das alles, alles aufzugeben für mich? Eine eifrige Gegnerin hat unsre Liebe an ihrer Freundin Ida, die, so recht ein fröhliches Kind des leichten Pfälzer Stammes, keinen Begriff hat, wie Adele alles, was Welt und Weltfreude heißt, hingeben kann um der Liebe willen.

Mir selbst kommt noch oft genug die Furcht, ob ich nicht zu viel von ihr verlange. Und dieser Baron, der neue Besitzer von Schloß Rhönek, — ich kann nicht sagen, wie viel Zweifel und Bangen durch meine Seele zieht, — Adele aber blickt mich zuversichtlich an mit ihren treuen, blauen Augen, wenn ich all meine Befürchtungen vor ihr ausgieße. „Ich kann Dir nicht mehr versprechen und nicht mehr sagen, als daß ich Dich lieb habe," sagte sie, „und wenn menschliche Liebe und Treue allein nicht sicher genug ist, daß wir darauf bauen, sieh, wir haben ja lange schon unsre Liebe in Gottes Huth gegeben, darauf mußt Du trauen."

Und so sei's denn in Gottes Hand gelegt. Wenn ich kann, so spreche ich noch bei Dir ein, Gustav, auf dem Weg nach meiner Insel; wird sie mir noch eine Heimath des Glücks, oder ein Grab für jede Lebenshoffnung? Auf Wiedersehn.

Dein

Theodor.

Adele an Theodor.

Karlsruhe, April 1843.

Lieber Theodor!

Es muß ja wohl trübselig da drinnen sein bei Dir, daß Du jetzt, wo der Frühling naht und das Wiedersehen,

jetzt erst wieder niedergeschlagen bist, daß Du irre wirst im Glauben an meine Liebe und daß Du mit schönen, tragischen Worten mir freistellst, Herrin von Rhönek zu werden, wenn ich mich fürchte vor unsrem Eiland.

Lieber Theodor, es wird sich wohl nicht schicken, daß die Braut den Bräutigam herbeiruft, aber das werde ich Dir doch sagen dürfen, daß ich mit Dir gehe, wenn Du kommst, trotz aller Warnungen meiner Tante und aller Befürchtungen meiner Ida.

Es wird mir ja schwer werden, unser schönes Land zu verlassen, ich werde da drüben gar vieles lernen müssen, und Du mußt viel, viel Geduld mit mir haben; aber — ich gehe doch gern und nicht einmal allein nur Dir zu Liebe; — Du darfst mir das nicht übel nehmen, lieber Theodor.

Siehst Du, seit dem Tod meines armen Vaters sind so viel ernste Mahnungen an mein Herz gegangen, eine so tiefe Sehnsucht nach Frieden und Freude, die da gegründet sind, wo allein rechtes Leben quillt, und ich möchte nur so recht reich an diesem Frieden sein, daß ich ihn auch Dir bringen könnte, als die beste Mitgabe in unsre Einsamkeit. Aber, dieser Frieden ist hier schwer zu bewahren; zwischen der stillen Stunde am Morgen und am Abend liegt ein zerstreuter Tag, mit tausend kleinlichen Interessen und flüchtigem Geschwätz und frage ich am Abend:

> Was hast Du in dem Spiel gewonnen?
> Was blieb der müden Brust?

o sieh, da weiß ich nichts zu erwiedern, und es ist mir nicht, als dürfe ich als Kind zur Ruhe gehen in meines Vaters Haus, ich muß als irre Pilgerin jeden Abend wieder neu um Einlaß bitten. Nun weiß ich wohl, wir sollen unser rechtes Ziel finden, eben auf dem Wege, den der Herr uns

führt, und Viele schon haben gelernt, zwischen allen Erdenlichtern durch, den ewigen Stern nicht aus dem Auge zu verlieren; — wenn nun aber eben mir schwachem Kinde der Herr einen Pfad anweist, der sicherer zum Ziele führt, wenn er auch nicht so lustig aussieht, und wenn er mich dazu in eine liebe, treue Hand gibt, der ich folge mit Liebe und Freude, glaubst Du dann, daß ich sie nicht gerne fassen werde?

Drum, lieber Theodor, komm, wenn Du willst und kannst, auch die Tante sieht jetzt, daß mir's Ernst geblieben und sie wird mich ziehen lassen. Komm und glaube an

Deine

Adele.

Adele an Ida.

Hallig L., Juni 1843.

So ist's nun wahr geworden, was Du noch im Augenblick unsres Scheidens nicht recht glauben wolltest; hier bin ich in meiner neuen Heimath, und ich kann Dir und der guten Tante doch die Versicherung geben, daß ich nicht, wie Ihr gefürchtet, gleich beim ersten Anblick vor Schreck gestorben bin.

Ihr habt die Stätte ja nie gesehen, die nun mein Vaterland ist, aber, — um die Wahrheit zu sagen, man hat mir nicht zu viel, oder vielmehr nicht zu wenig davon gesagt. Ja, liebe Ida, es ist öde hier und traurig für ein Auge, das unser schönes Vaterland gewöhnt ist, den heitern Wechsel von Wald und Wiese, Garten und Fluß, — es ist traurig, aber nicht zu traurig für zwei Herzen, die sich zu eigen gehören.

Als wir unsre letzte Fahrt beendet hatten, als das flache,

farblose Land sich dehnte vor unsrem Blick, da sah ich Theodors Auge mit banger Sorge auf mir ruhen, ich wußte, daß jetzt wieder die Worte jenes traurigen Liedes in ihm auftauchten, leise sprach er sie vor sich hin;

O Maid, es kann Dir gefallen nicht,
Nicht kann Dich mein Eiland ergötzen,
Du schaust es an mit Entsetzen.

Mich aber überkam ein tiefes Mitleid, daß er allein hier gewesen war, den ganzen trüben Winter lang und ich fühlte eine rechte, helle Freudigkeit im Gedanken, daß wir hier glücklich sein wollen, ob's nun trübe aussieht oder hell, auch mir kam ein alter Reim zu Sinne, den ich ihm fröhlich zuflüsterte:

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feur'wurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht,
Ueber Fluthen, über Seen
Und der Abgründe Steg,
Ueber Felsen, über Höhen
Find't Liebe den Weg.

Da schaute er mich freudig an, und wir haben getrosten Muthes zusammen das stille Land betreten.

Das habe ich noch gar nicht gewußt, liebe Ida, daß man einen Menschen so glücklich machen kann, nur damit, daß man zufrieden ist und heiter. Aber ich hatte auch noch gar nicht mit dem Heimweh zu kämpfen; es ist alles so neu und eigenthümlich, oft wie im Traum. Daß der Traum Wahrheit ist, daß es so bleiben wird um mich, wie es jetzt ist, immer, alle Tage, das kann ich mir freilich noch nicht recht denken.

Ein lachender Anblick ist es nicht, selbst die Liebe kann es nicht dazu machen, aber ein eigenthümlicher. Seltsam, wie

Burgen, stehen die Häuser, zum Theil fest und stattlich erbaut, auf den hohen Werften, wo sie allein vor Ueberschwemmung geschützt sind, — unser Pfarrhaus und die alte Kirche sind auf Einem Damme beisammen. Selbst der Anblick des Meeres, auf den ich mich so sehr gefreut, hat selten etwas Frisches, Belebendes, meist ist es ein trübes, fast unbewegtes Wasser. Nur hie und da nach starkem Regen und Sturm, ist das Wasser in den Rillen, den Abflüssen des Meers, die das Land durchziehen, lebendig und glänzt und blitzt, wenn die Sonne darein scheint. Sonst nichts Lebendes auf der grünen Fläche vor unsern Augen als Schaafe, der einzige Reichthum unsrer armen Inselbewohner.

Es ist alles, wie Theodor damals gesagt hat: es rauschte kein Baum, es sang kein Vogel, es rieselte kein Bächlein zu unsrem Willkomm, aber der liebe Gott hatte uns klaren blauen Himmel und hellen Sonnenschein bescheert, das macht immer die Herzen fröhlich.

Die Inselbewohner, mehr Frauen als Männer, da diese meist auf der See draußen sind, kamen herbei, uns zu grüßen; gute Gestalten, etwas farblos von Angesicht wie ihr Land. Ihre Sprache, sie reden ein eignes Plattdeutsch, verstand ich nicht; ich verstand aber ihren treuherzigen Gruß, den ernsten Blick ihrer dunkelblauen Augen, ich sah, daß sie mit Verehrung und Liebe an Theodor hingen; es ist ein alter Seemann darunter, der sich von vielen Seefahrten hier zur Ruhe gesetzt hat, der sagte feierlich: „Gott segne euren Eingang, junge Frau," und ich schritt an meines Gatten Hand freudigen Muthes über die Schwelle unsres Hauses.

Meine Sachen sind noch nicht hier, ich habe nur, was die Reisekoffer faßten, doch ist Theodor mit Geschenken des Herrn von Reezow und einigen Stücken, die zum Hause ge-

hören, schon nothdürftig eingerichtet. Die Leute haben uns allerlei Vorräthe und kleine Geschenke gebracht, und das ist gut, denn wie ich hier haushalten soll, das weiß ich noch nicht. Daß ein Tönnchen Trinkwasser das werthvollste der Geschenke ist, war mir wunderlich; sind wir hier inmitten der See und sollen nicht einmal Wasser haben?

Karen heißt das Dienstmädchen, die Theodor für uns gemiethet, auch wie die Andern etwas bleich und still, aber willig und geschickt. Sie hat schon draußen gedient, ist aber, von Heimweh getrieben, wieder zurückgekommen, — wie man gerade nach hier das Heimweh haben kann, das begreife ich noch nicht recht, — so verstehe ich mich leichter mit ihr als mit den Andern.

Etwas bange war mir zuerst in der ungewohnten Umgebung; ich mußte mich immer an Theodor halten wie ein furchtsames Kind, und doch durfte ich ihn nicht merken lassen, daß ich mich fürchte, ich fühlte die liebevolle Sorge, mit der er mich heimlich ansah. Aber als es Abend wurde, als Karen den alten eichnen Tisch, der in der Mitte der Wohnstube steht, gedeckt hatte und die Lampe brachte, als wir bei dem traulichen Lichte unsern ersten Thee am eignen Tische tranken, allein, das erstemal so ganz allein miteinander, allein auf der Welt, — o Ida, da überkam uns ein so tiefes, süßes Heimathgefühl, wie wir Beide es nie zuvor im Leben genossen. In unser Stübchen schien der klare Mond und die hellen Sterne; da und dort sahen wir die Lichter glänzen von den andern Werften herüber, — da habe ich mich nicht mehr gefürchtet; Ida, liebe Ida, ich bin daheim.

Gestern war Sonntag, der erste seit wir hier sind. Jetzt darf ich Dir's schon sagen, daß ich ihm mit heimlichem Bangen entgegengesehen. Ich hatte nie gewagt, Theodor zu fragen,

wie es ihm mit dem Predigen ergangen; nicht wahr, Du begreifst, daß es Dinge gibt, die man sich scheut, gerade mit den Nächsten und Liebsten offen zu besprechen. Ich dachte, die kleine Gemeinde hier werde sich an sein leises Wort gewöhnt haben und — wenn ihnen auch die Predigt nicht so viel biete, so werden sie ihn schätzen und lieben um seines Werthes, um seiner Güte willen.

Recht feierlich gestimmt sah ich nach unsrem kleinen Kirchlein hinüber und wartete auf den Ruf der Kirchenglocken; — es tönten keine, und doch sah ich von allen Werften herab in sonntäglicher Tracht die Leute kommen: Frauen, Kinder, Greise; die Wittwen, die hier die Trauer nie mehr ablegen, besonders in ihrer schwarzen Tracht; es konnten wenige von unsrer kleinen Gemeinde daheim geblieben sein, Theodor erschien in seinem kirchlichen Ornat, — Du glaubst nicht, Ida, wie schön und ehrwürdig er darin aussieht! — „liebes Kind, Du mußt Dich eilen zur Kirche zu kommen!" „Es läutet ja noch nicht, meinte ich." „Was sollte denn läuten?" fragte Theodor lächelnd, „wir haben keine Glocken. Sieh die weiße Fahne, die sie auf dem Kirchthürmlein aufgezogen haben, die ruft zum Gottesdienst."

Nicht einmal Kirchglocken! das machte mich doch etwas niedergeschlagen, recht mit Bangen gieng ich hinüber und gedachte der früheren Predigtversuche meines armen Theodor, von denen ich kein Wort hatte vernehmen können.

„Ich vergaß liebes Kind, Dir zu sagen, daß ich hier auch Küster bin," hatte mir Theodor noch gesagt, „ich habe auch den Kirchengesang zu leiten, da ich aber kein Sänger bin, hoffe ich, meine Adele mit ihrer schönen Stimme wird mir künftig helfen. Heute geht's noch mit unsrer alten Vorsängerin, einer blinden Seemannsfrau, die man in ihrer

Jugend wegen ihrer schönen Stimme einmal für's Stadttheater in Hamburg gewinnen wollte, sie freut sich aber, bis eine junge Stimme für sie eintritt." Ich vorsingen in der Kirche! Denk' Dir das, Ida!

Nun, ich wandelte an meines Gatten Seite über den kleinen Friedhof, der das Kirchlein umgiebt und an unser Gärtchen anstößt und saß recht mit Herzklopfen in meinem Kirchenstuhl; die einst so berühmte Stimme der alten Vorsängerin tönte allerdings etwas „schätterich" wie die Schwaben sagen; — nun war's still und — eine tiefe, wohl lautende Stimme rief klar und vernehmlich „Friede sei mit Euch!" zu der andächtig lauschenden Gemeinde.

Das klang mir wie ein Friedensgruß von Oben aus dem Munde des Liebsten, was ich auf Erden habe; mit tiefer innerer Herzensfreude, die ich Dir nicht beschreiben kann, lauschte ich den Worten, die vom ersten bis zum letzten klar und kraftvoll gesprochen wurden, und sah die ernsten Gesichter der kleinen Gemeinde, die erloschenen Augen der alten Frau mit großer Andacht auf den Prediger gerichtet. Liebe Ida, ich weiß nicht, ob Du das verstehst, aber jetzt erst ist er mir auf's Neue gegeben, nicht nur der Mann, den mein junges Herz lieb gewonnen, dem ich gefolgt bin übers Meer, weil ich so unendliches Mitleid hatte mit seiner Einsamkeit und — weil meine Seele bei ihm ihre Heimath fand, — nein, auch ein Priester des Herrn, geweiht, um in dieser farblosen Einöde die Herzen aufwärts zu wenden, zu den hellen Lichtern der Ewigkeit.

Du weißt ja, Ida, ich habe mir's immer schön gedacht, eine Pfarrfrau zu sein, noch 'als Grafenkind auf unsrem Schlosse und in den fröhlichen Cirkeln der Residenz, damals dachte ich freilich an ein freundliches Pfarrhaus mit einer

Linde davor und einem blühenden Gärtchen daneben in schöner, anmuthiger Gegend. Jetzt weiß ich, was das Schöne daran ist: ein Leben, dessen Kern und Zielpunkt die Beziehung auf das ewige ist. Was Andre mit Mühe aus dem Schutt ihrer täglichen Berufsarbeit, ihrer kleinen Tagesarbeit suchen und sich retten müssen, das ist bei dem Prediger Beruf und Tagesarbeit, er muß sein Angesicht gewendet haben gen Jerusalem. Es weht mich ein eigner, feierlicher Hauch an, wenn Theodor am Sonntag Morgen eintritt in seinem Priestergewande, wenn er, indem er zur Gemeinde spricht, auch die Bitten und Fragen meines schwachen Herzens emporsendet zum rechten Vater über alles; wenn ich fühle, wie ihm selbst, indem er Licht sucht für die Blöden und Trost für die Bekümmerten, klarer und klarer der Schein des ewigen Lichtes aufdämmert — o liebe Ida, wie ist es möglich, nachher wieder sich mit dem Staub und Schmutz kleiner Verdrießlichkeiten zu beflecken, nachdem man so angehaucht wurde von der Luft der Ewigkeit. Jetzt erst weiß ich, wie schön es ist, Pfarrfrau zu sein und ich gebe den Lindenbaum und das blühende Gärtchen gerne auf um dies selige Gefühl. Theodor sagte mir, daß bei der ersten Predigt, die er hier gehalten, bei dem Blick auf diese kleine einsame Heerde, so fern von aller Welt, jener traurige Bann wie Schuppen von ihm gefallen und seine Stimme vom ersten Wort an frei und klar geblieben sei. Darum war's doch werth, auf eine Hallig zu ziehen!

Mußt Dir freilich nicht denken, es sei mein Leben nun ein ganz wolkenloses. Ach nein, das Alltagsleben hier ist oft gar mühsam: einerseits meine eigne häusliche Unvollkommenheit, — die kurzen Küchenstudien, die ich auf Schloß Rhönek und bei der Tante noch gemacht, wollen nicht viel helfen, —

andrerseits der gänzliche Mangel an so Vielem, was mir unentbehrlich erscheint, machen mich oft muthlos, nur Theodors Geduld und Nachsicht bei den oft sehr wunderlichen Gerichten, die ich mit Karen präparire, tröstet mich wieder und spornt mich zu neuem Eifer. Manchmal schon wollt' ich die Flügel hängen und alles gehen lassen, wie es geht, dann kam mir das Schriftwort zu Sinn vom tugendhaften Weibe: „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln," und ich denke, es ist ja hier doppelt und dreifach meine Sache, den Herd warm zu halten.

Ich freue mich wie ein Kind, bis meine Sachen kommen, dann kommt auch wieder Wasser mit, — vor dem Cisternenwasser hier graut mir ein wenig und ist ein Glück, daß mich nicht so oft dürstet, wie daheim. Adieu, liebe Ida, beklage mich ja nicht; grüße Tante und theile ihr von meinem Brief mit so viel Du gut findest. Als das Beste, was ich Dir von meiner Lage sagen kann, laß mich das freudige Wort wiederholen: ich bin daheim. Möchtest auch Du das bald von Dir sagen können, ich möchte so gern, daß Du an's Ziel Deiner Wünsche kämest, aber bist Du auch gewiß, daß es Dein Glück sein wird?

Von Herzen

Deine

Adele.

Ida an Adele.

Juli 1843.

Keinem andern Menschen auf der Welt fände ich Zeit zu schreiben, aber Dich, Du armer, lieber, guter Tropf, kann ich doch nicht im Stich lassen auf Deiner Einöde.

Beklagen soll ich Dich nicht? Na, 's ist mir ja ungeheuer lieb, wenn Du zufrieden bist; es war mir immer heimlich bang, es werde Dich so gereuen und dann müsse ich betrübt um Dich werden und Du weißt, ich bin nicht gern traurig. Es ist auch immerhin sehr interessant, daß Du einen solchen Entschluß gefaßt hast, die Leute würden es gar nicht glauben, wenn es gedruckt in einer Geschichte stände, — aber wenn es nur nicht für immer wäre! das kann ich mir noch nicht vorstellen; nun, wenn Dein Liebster jetzt laut predigen kann, was mich sehr freut, so wird er doch auch nicht sein Lebtag auf der Wüstenei da drinnen bleiben müssen.

Warum ich Dir so lange nicht geschrieben, — ja, liebe Adele, das erräthst Du nicht, es ist nicht mehr Deine Ida Döring schlechtweg, sondern Frau Ida von Ehrenfeld, die Dir schreibt, — Oskar meint sogar, ich könnte mich Freifrau schreiben; weißt, der Adel, den Du so leicht aufgegeben, ist hier zu Lande immer noch in Geltung.

Du kennst ja die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich gegen unsre Verbindung aufgethürmt hatten, die leidige Kaution! Was ist das eine unnöthige Fürsorge vom Staat, man soll doch die Leute heirathen lassen, sie mögen nachher selbst sorgen wie sie zurecht kommen. Wie viel Zeit und Mühe und Kosten machten Oskar nicht die Nachforschungen nach einem halb verschollenen Onkel in Amerika, von dem wir hofften, er sei drinn als Millionär gestorben, und wir werden doch wenigstens Hunderttausend von ihm erben. Was war's? — Gestorben ist er freilich, hatte aber unnöthigerweise geheirathet, eine geborene Kühbeis, irgend eine obskure eingewanderte Person, oder eine Mulattin, — die wollte noch Vermögen von uns heraus haben; das wäre uns eben recht, wir könnten vielleicht noch ein paar braungelbe Cousins und

Cousinen heraus bekommen. Wir haben auch in vier Staatslotterieen gesetzt, in Einer sollt' es doch gelingen! — endlich hat sich mein Schwager und Oskars Vetter verstanden, uns soviel Kapital abzutreten, — freilich leider nur zum Schein, daß es endlich zu der verwünschten Summe reichte, und so haben wir schließlich vor einem Monat Hochzeit gefeiert. Wie schade, daß Du nicht mehr dabei sein konntest; in ganz Karlsruhe hätte ich keine so liebliche Brautjungfer finden können, wie Dich.

Wir haben es freilich sehr kurz und einfach gemacht, wenn ich auch nicht so nonnenhaft schlicht gehen konnte, wie Du in Deinem weißen Gewand und Schleier, obgleich Oskar immer noch so entzückt von Deinem Anblick damals ist, daß ich wahrhaftig eifersüchtig werden könnte. Das Modejournal brachte eine reizende Brauttoilette und meine Schneiderin hat sie mit Glück nachgemacht. Civiltrauung, wie Oskar verlangt, wollte ich doch nicht, das thun meist nur Wiedertäufer und Juden; aber wir hörten, daß es viel weniger koste, wenn man keine Traurede, nur kurz die vorgeschriebne Formel verlange; nicht wahr, wir haben bald zu sparen angefangen? Die Trauung war früh; mit ein paar Flaschen fremden Wein und etwas fein Backwerk wurde die Hochzeitgesellschaft bewirthet, dann reisten wir ab — eine Hochzeitreise ist doch unerläßlich — nicht weit, wir blieben ganz in der Stille ein paar Tage in Baden; brauchts niemand zu wissen, daß wir nicht weiter gewesen sind, man müßte sich fast schämen, nur so in die Nähe zu reisen; es ist jetzt sehr neu und elegant, seine Hochzeitsreise wenigstens nach Spanien zu machen.

Unsre Wohnung hier ist zwar klein, — siehst Du, wir können auch Raum finden in der kleinsten Hütte, — aber der Salon reizend eingerichtet; Küchengeräth brauche ich nicht viel, wir

lassen uns Mittags speisen aus der Restauration, Abends gehen wir bei schönem Wetter in einen öffentlichen Garten, das Dienstmädchen bekommt dann daheim etwa einen Rettig und kann sich ein Stück Brod abschneiden, so spare ich das Abendessen. Zu einer kleinen Gesellschaft reicht's dann doch von Zeit zu Zeit, das ist so unprofitabel nicht, man lebt lange von den Resten.

Du siehst, auch wir verstehen uns nach den Umständen zu richten und mit Wenigem glücklich zu sein, ob's gleich hie und da eine kleine Verstimmung giebt, wenn Oskar eine Ausgabe für sich für nöthiger hält, als ein neues Kleid für mich, aber wir versöhnen uns immer wieder.

Ich gönne Dir's recht, daß Du Dich so erbaust, Deinen Mann im Priestertalar anzuschauen, mir haben die Pfarrer gerade nie gefallen; da ist's ein Andres, einen Oberlieutenant an der Spitze des Regiments in schöner Uniform zur Parade vorüberziehen sehen, — ich begreife nicht recht, warum Du das nicht gewollt; Hauptmann v. Behr, der um Dich geworben, wäre erst noch reich gewesen, und der Herr von Rhönek! Nun, „des Menschen Wille, das ist sein Glück.“

Darfst deßhalb nicht glauben, daß wir nur so gottlos in den Tag hinein leben; in die Kirche kommen wir zwar nicht oft; weißt, am Sonntag schläft man gern aus, und Oskar ist nicht dazu aufgelegt, aber, denke, er hat mir zu meinem Geburtstag die Stunden der Andacht gekauft, acht Bände um 2 Gulden! sie haben früher 32 fl. gekostet, — da lese ich, wenn ich dazu komme, jeden Sonntag eine Betrachtung und finde sie sehr schön.

Hast Du jetzt Deine Sachen? Wenn Du nur sähest, wie geschmackvoll unser Salon ist; meine Mutter hat aus all ihren Möbeln das Pferdehaar verkauft, man nimmt jetzt nur

Seegras und dafür einen eleganten Ueberzug; wenn man auch nicht gut darauf sitzt, es sieht doch schön aus, und diese Etagère und so reizende coins de chambre! Mit dem Weißzeug habe ich's einfach, man kann ja oft waschen.

So also wäre Jedes von uns glücklich nach seiner Weise. Arme Adele, einmal wirst Du doch aus Deiner Verbannung erlöst werden!

Theodor an Gustav.

November 1843.

Du hast zum voraus auf viele Briefe von mir verzichtet, einmal aber mußt Du doch wissen, daß ich glücklich bin. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest!

Ja was für ein Nest! wirst Du sagen; nun ja, lieber Gustav, ich gebe Dir zu, daß keine Illusion reich genug ist, meine jetzige Heimath schön zu machen; die Erde ist farblos hier und trübe und wer geboren ist in einer glücklichern Zone, der wird es nie vergessen können. Keine Illusion kann das Leben hier schön machen, sage ich, aber eine süße, liebliche Wirklichkeit kann es, und die nenne ich mein eigen: ein Weib, die edler ist denn Gold und köstliche Perlen, und wenn ich auch gern, o wie gerne! sie in eine lieblichere Gegend führen möchte, so weiß ich doch keinen Zauber der Natur, keinen Reiz menschlichen Verkehrs, den wir tauschen möchten um das selige Gefühl, daß wir uns eigen gehören.

Du weißt, wie tief ich in dem letzten einsamen Winter die Oede des hiesigen Aufenthaltes empfunden, wie bange mir war, mein süßes, zartes Kind hieherzuführen, wie ich ihr feierlich ihr Wort zurückgegeben habe und ihr freigestellt, sich

in ihrem schönen Heimathlande eine glücklichere Zukunft zu gründen, Du weißt auch, wie sie fest geblieben ist in starker Treue.

Noch bei unsrem Anlanden hier, wie ich sie erbleichen sah beim Anblick dieses farblosen Landes inmitten der trüben Wasser, wurde mir todesbang und jene Worte klangen mir wieder:

Und eh' Du verfluchest das Leben Dein,
Eh' wollen wir Beide begraben sein,

aber ihr liebes, treues Auge sagte mir: Du sollst nicht sterben, sondern leben. Und ich lebe, das weiß Gott, dem ich es täglich danke, ein volles und schönes Leben, wenn es auch arm und öde erscheint nach außen.

Das eine laß Dir im Vertrauen sagen, Gustav: menschliche Liebe, wie reich sie auch sei, wie warm und treu, sie ist doch nicht reich genug, um ein Leben, wie wir hier es finden können, inhaltreich und froh zu machen; aber menschliche Liebe, die sich in Gottes Hand gegeben, die aus der ewigen Quelle immer neuen Reichthum schöpft für ihre Armuth, die ist ein Licht, das uns nie im Dunkeln läßt.

Du fragst, ob es nicht ohne Heimweh gegangen? Ja, Gustav, wir haben es Beide gehabt, nachdem das erste selige Gefühl, sich eigen zugehören, ein rechtes Heim zu haben in einander, uns nicht neu mehr war. Wir haben's uns lange nicht gestanden, Adele hatte immer ein freundliches Lächeln, wenn ich mich trübselig zurückzog in die Kammer, die meine Studierstube vorstellte. Einmal kam ich von einem Krankenbesuch etwas spät heim, sie hatte die Lampe angezündet, und hörte diesmal mein Eintreten nicht, sie saß mit aufgestützten Armen über ein Buch gebeugt; verwundert, welche Lektüre aus unserer wohlgekannten kleinen Bibliothek sie so fesseln

könne, trat ich näher und hob ihr Köpfchen auf, ich hatte ihre Augen nie so verweint gesehen — das Buch, das vor ihr lag, war ein Kalender; wir hatten den 18. Oktober. Sie versuchte zu lächeln und sagte: „am Neckar daheim, da haben sie jetzt Herbst.“ Wir hatten heute eben mit Mühe unser dürftiges Heu heimgebracht, es galt Eile, es vor den bald drohenden Wassern zu sichern, — da freilich war's ein Gegensatz, sich das Bild einer fröhlichen Weinlese am grünen Neckarstrand vorzustellen. Ich nahm sie stille an mein Herz, da blickte sie wieder auf und fragte leise: „Theodor, wenn wir auch hier leben müssen, meinst Du nicht, es wäre doch schön, drüben einmal zu sterben, begraben zu liegen unter einem grünen sonnigen Hügel, unter einem Baum, darauf die Vöglein singen?“ Ich drückte sie fest an mich und ließ sie recht ausweinen; ich war selbst zum Sterben betrübt und wußte keinen Trost.

Sie war so müde, ich beredete sie, sich bald zur Ruhe zu legen, ich aber gieng lange noch in meiner Kammer auf und ab. Da ging leise meine Thür auf und Adele trat ein, ich erschrak zuerst im Gedanken, daß das Heimweh sie so ruhelos mache.

Es war aber ein klarer, lichter Blick, mit dem sie mich ansah aus ihren verweinten Augen und sie sagte mit getroster Stimme: „Lieber Theodor, der Herr hat verheißen, wo Zwei oder Drei Eins werden, warum sie bitten wollen, das will ich euch geben;“ wollen wir ihn nicht jetzt recht von Herzen bitten um freudigen Muth und um die rechte Liebe zu unsrer neuen Heimath?“

Gustav, ich habe mich nie mit so innigem süßem Frieden zur Ruhe gelegt, als in jener Nacht.

Gott hat unser Gebet erhört, er hat Adelen ein freudiges

Herz gegeben, an dem sich oft mein düstrer Muth aufgerichtet hat; und das tiefe Gefühl, wie viel sie mir geopfert, wie ich alles thun muß, was Mannesliebe und Treue thun kann, um es ihr zu vergüten, läßt mich nicht erschlaffen im täglichen Schlendrian; ich glaube nicht, daß wir je so kühl und gleichgültig nebeneinander hingehen könnten, wie ich es oft bei sonst getreuen Ehegatten gesehen.

So ganz ohne Wechsel ist denn doch auch unser Leben nicht geblieben. Es war ein Ereigniß, als Adelens Ausstattung ankam, als wir mit all dem zierlichen Geräthe unser schlichtes Haus schmücken durften. Unsre Inselbewohner waren über diese Herrlichkeit gerade nicht so verwundert, wie wir geglaubt. Ob auch Viele von ihnen kaum je die heimathliche Insel verlassen, so wissen doch die heimgekehrten Seeleute immerhin, wie's in der Welt draußen hergeht, und da und dort findet sich in den Häusern manch schönes, seltnes Geräthe, das sie von der Fahrt heimgebracht.

Mein Kind war so glücklich und fröhlich in ihrer Geschäftigkeit, bis sie alles hübsch geordnet und eingerichtet hatte, und als sie an ihrem zierlichen Nähtisch saß und anfieng eine Brieftasche fertig zu sticken, die sie noch in der alten Heimath für mich angefangen hatte, da tönte zum erstenmal wieder eines der fröhlichen Liedchen von daheim von ihren Lippen und wir dünkten uns die reichsten Herrn der Welt.

Das Piano, das vorher nicht ersten Ranges war, hatte vom Transport gelitten; wie froh war ich, daß ich als Student bei meinem Hauswirth, dem Instrumentenmacher, Privatstudien in seinem Geschäft gemacht hatte. Ihr habt mich oft darüber verhöhnt, ich aber dachte damals, wo schon der unselige Bann auf meiner Stimme lag, es könne das später in einem Nothfall zur Ressource für mich werden, wenn alles

fehlschlage; — daß ich auf einer Hallig noch meiner Frau ihr Klavier einrichten werde, das freilich hätt' ich nicht gedacht.

Wir freuen uns wie Kinder auf Weihnachten, wo wir schon Mittel finden werden, einen Baum anzuzünden; Karsten, der alte Seemann, hat mir versprochen, für einen zu sorgen. Adele thut sehr geheimnißvoll mit der Brieftasche, „dem Kind zweier Welten", wie sie sie nennt, die fertig werden soll; ich gebe ihr als Weihnachtsgeschenk mein Tagebuch; alle die Briefe, die ich in jenen Tagen der Trennung an sie geschrieben; auch habe ich überall, wo ich früher verweilt, Skizzen aufgenommen; die will ich nach und nach für sie ausführen, das gibt noch manches Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk.

Und, lieber Gustav, bis wir zum zweitenmal Weihnachten erleben, werden wohl noch zwei kleine Aeuglein nach den Lichtern schauen; — kannst Du Dir größern Reichthum denken, und wär's auf einer armen Hallig?

Die gefürchtete Zeit der Ueberschwemmung ist diesmal gnädig vorübergegangen und unser Heu haben wir glücklich eingebracht, unsre Schafe sind in gedeihlichem Zustand. Ob wir an eine Aenderung denken können? ich weiß es nicht, aber beklagen darfst Du mich nicht. In alter Freundschaft

Dein

Theodor.

Adele an Ida.

(Zwei Jahre später.)

Herbst 1844.

Nun, das war ja freundlich, liebe Ida, daß Du auch wieder mein gedenkst und eine Kunde in unsre Einsamkeit

schickst. Daß so unerwartet das Glück bei Euch eingekehrt ist, und der Lotteriegewinnst Euch so mancher Sorge enthoben hat, gönne ich Euch von Herzen; mögest Du recht und wirklich glücklich werden, liebe Ida. Denn, nimm mir's nicht übel, etwas mühevoll kommt mir doch Dein Leben vor. All diese vielen Gesellschaften, Einladungen zu Leuten, die Du nicht magst, Bälle, auf die Du gehst und Dein Mann nicht gern; Leute, die er einladet und die Dir lästig sind; — sieh, das macht mich müde nur zum Drandenken, und ist mir wie ein Traum, daß ich auch einmal eine Weile in solchem Strudel gelebt habe. Aber freilich, so lang man ganz jung ist, nimmt man nur die sorglose Seite der Sache und jetzt werde ich, wie Du und Tante fürchten, versauert und verbauert sein.

Von der Säure spüren wir zwar nichts, und wenn Dein Kleiner nur halb so goldig und so köstlich ist wie der unsre, so dauerst Du mich, Du arme Ida, daß Du so wenig bei ihm sein kannst. Hat denn der Deine auch so ein paar prächtige schwarze Augen, die Dich weit offen und lachend anschauen, wenn Du leise das Wiegentuch lüftest und meinst, er liege noch im Schlaf? und spielt er auch so köstlich mit seinen Füßchen und jauchzt dazu hell auf? Wie Deiner heißt, weiß ich nicht einmal mehr, weiß es kaum von dem meinen, er bekommt hunderterlei Namen an Einem Tag; kleine Kinder haben noch gar keinen ordentlichen Namen.

Ich hab's ja immer gehört und geglaubt, daß so ein kleines Kind unbeschreiblich viel Freude mit sich bringe, aber daß es eine solche Herrlichkeit und Lieblichkeit ist, das habe ich nicht gewußt.

Nun wirst Du freilich nicht allein von meinem kleinen Prinzen und Goldvogel hören wollen, — wahrscheinlich bildest

Du Dir ein, der Deine sei noch viel lieblicher und köstlicher, was aber unmöglich ist, — sondern auch wie ich hier lebe und ob ich überhaupt hier leben kann, was Ihr so oft bezweifelt habt.

Meiner Tante habe ich bereits ein Lebenszeichen gegeben, nachdem ich die Sendung kleiner Sachen erhalten hatte, die mir so große, große Freude gemacht.

Einmal, im Frühling, haben wir auch eine Reise gemacht nach Tondern, mit einem jungen Seemann, der seine Eltern hier besuchte. Da habe ich denn auch wieder ein Stückchen Welt gesehen, das Regen und Leben draußen, grüne Saaten und blühende Gärten, — das war nun freilich wunderbar, und ich möchte wohl gern auch mit meinem Knaben einmal unter grünen Bäumen sitzen, — aber es war mir doch ein heimathlich Gefühl, als ich bei der Heimkehr von ferne schon das Licht scheinen sah, das die treue Karen bei uns angezündet. Wir hatten damals in Tondern die Wiege bestellt.

Lernen mußt ich freilich gar viel seit ich hier bin und ich bin lange nicht fertig, aber das macht ja eben das Leben reich und erhält uns jung, wenn wir noch immer zu lernen haben. Plattdeutsch verstehe ich nun ziemlich gut, besser als es reden; doch habe ich Theodor zu seinem Geburtstag mit einer kleinen plattdeutschen Rede erfreut, hatte vorher heimlich Privatstunden bei Karen genommen. Wie ich ihre Sprache besser verstehen lerne, so werde ich auch mit den Leuten hier bekannter, zwar haben sie fast Alle etwas Stilles, für sich Abgeschlossenes in ihrem Wesen, aber durch die Kinder bin ich ihnen zuerst freundlich nahe gekommen.

Am meisten besuche ich die blinde Martha und lasse mir von ihr erzählen: wunderbare Seemärchen und schauerliche Sagen von Wiedergängern: Ertrunkenen, die den Ihrigen

wieder erscheinen, bleich, triefend von Wasser, wie eben der See entstiegen. Am liebsten redet sie von ihrem Mann und ihren Söhnen, die Alle nach und nach auf die See hinausgezogen und alle nicht wiedergekommen sind. „Gesehen hab' ich sie nicht wieder," sagt sie, einigermaßen getröstet, „sie müssen im Frieden ruhen, träumt mir auch nicht von ihnen, nur Jan, meinen Jüngsten, den sehe ich oft im Traum, ich meine immer, der müsse noch leben."

Junge Mädchen sind nicht viele hier, und ihre Tracht dient eben nicht zur Hebung der Schönheit, aber sie haben etwas Anziehendes in ihrem stillen, züchtigen Wesen. Ich höre sie gern singen an stillen Abenden, seltsam traurige Volksweisen, sie klingen mir wie Schlummerlieder für die, die in der Tiefe ruhen.

Auch von der letzten furchtbaren Fluth erzählt die Alte, die vor vielen Jahren die ganze Insel begraben mit allen Häusern und aller Habe; die Geretteten, denen man draußen ein andres Asyl anbot, sind Alle wieder hieher gezogen, haben sich mühsam ihre Werfte wieder aufgerichtet, ihre Häuser wieder aufgebaut. Diese tiefe Liebe zu der armen Heimath habe ich noch nicht ganz begreifen lernen.

Im Sommer ist's auch nicht so farblos und öde auf unsrem Inselein, wie ich Dir's zuerst geschildert, nicht nur die Schafe beleben die grüne Flur: Vögel aller Art fliegen an's Ufer oder trippeln am Rande der Wasser umher und bauen ihre Nester und zwitschern durcheinander, die Kinder spielen hier so fröhlich, wie draußen in der Welt und ich freue mich schon bis unser kleiner Edward mit ihnen über die Brücklein hüpfen kann, die über die Wasser gelegt sind, auch die See ist nicht immer trübe und farblos; wenn die Sonne drein scheint, so funkelt es wie Brillanten.

Am traulichsten und gemüthlichsten ist's aber immer hier in unsrer großen Wohnstube mit dem behaglichen Kachelofen, die ich geschmückt habe mit den kleinen Schätzen aus unsern Mädchentagen, mit den Bildern aus der Heimath, die mir Theodor gemalt. Auch ein kleines Gärtchen hat Raum gefunden auf unsrer Werft; der junge Seemann hat mir Saamen gebracht, und meine Blumen sind ein Wunder der Insel, die sonst nur wenig spärliche Blümchen hat; auch haben wir eine Bank vor dem Haus, da sitzen wir an schönen Abenden, in mondhellen Nächten, und weil nicht viel zu schauen ist auf unsrer Insel, so blicken wir hinauf zu den Zügen der Wolken in's leuchtende Abendroth, zu den funkelnden Sternen. Weißt Du nicht mehr das schöne Lied vom „Gärtner auf der Höhe", das uns Theodor einmal vorgelesen hat: der Wanderer beklagt den Gärtner, der auf der kalten Höhe in dem blumenlosen Garten weilt.

Doch der blieb träumend stehen,
Bis daß voll Gluth die Höhen
Im letzten Abendstrahl.

Dort, Fremder, steht mein Garten,
Sprach drauf der Gärtnersmann,
Wo sind die kalten Moose?
Sieh Hyazinth und Rose
Auf himmelblauem Plan.

Und sieh, vom Gold erbauet,
Ein herrlich Königshaus,
Die Sterne drüber stehen,
Glutroth die Wimpel wehen,
Da geh ich ein und aus.

Siehst Du, dieser herrliche Garten steht auch uns offen.

Wie oft habt ihr mich geneckt über meine Neigung, Lieder zu sagen; jetzt, liebe Ida, ist mein Versegedächtniß, das Fräulein Dobler sehr gering angeschlagen, eine geschätzte

Eigenschaft, es ersetzt uns eine halbe Bibliothek und allemal und überall fällt mir das rechte Lied ein.

Wir haben unsern Tag recht ordentlich eingetheilt. Am Vormittag, da habe ich immer eine Menge zu sorgen und zu thun, bis der Kleine gewaschen oder gebadet ist, und die Küche angeordnet; — vom Frühstück bis Mittag sehe ich Theodor selten, wenn er nicht mit dem Kleinen hie und da ein halb Stündchen vertändelt. Denn neben seinem geistlichen Amt, das freilich nicht zu anstrengend ist, hat er auch noch den Schulunterricht der Inselkinder zu besorgen; die Zahl der Schüler ist selten mehr als zehn und die Ansprüche an Bildung bescheiden. Zu unsrem Mittagsmahl nehmen wir uns aber Zeit, machen nachher einen kleinen Gang oder Besuch; dann widmet sich der Papa seinem Sohn, und der Schelm strebt gleich nach ihm hin, obgleich ich viel mehr Mühe und Arbeit mit dem kleinen Burschen habe.

Einigemal in der Woche kommen auch die kleinen Mädchen der Insel mit ihren Arbeitskörbchen zu mir; ich lehre sie stricken und nähen und singe mit ihnen oder erzähle etwas; es freut mich, wenn die ausdrucksvollen Gesichtchen so andächtig auf mich geheftet sind. Es ist eine Belohnung für die Artigste, wenn sie nachher den Kleinen im Wägelchen führen darf.

Der Abend aber, das ist wieder die allerbeste Zeit. Da hat der Kleine endlich seine immer wachen Augen geschlossen, und nicht wahr, liebe Ida, so lieb und köstlich die Kleinen sind, wenn sie wachen, es ist doch auch eine recht behagliche Ruhe, wenn sie endlich eingeschlafen sind?

Die kleine Wiege steht nah der offnen Thür ins Schlafzimmer, da kann ich immer nach ihm sehen; ich höre fast die tiefen Athemzüge, wenn's recht still ist. O, wie ein friede-

volles, behagliches Gefühl ist's, wenn wir Beide so stille beisammen sitzen; alles so nah beisammen, was uns lieb ist auf Erden; unsre Welt so klein, und so unermeßlich reich und herrlich die Welt, die unser wartet, die wir ahnen in den leuchtenden Sternen, den „vielen Wohnungen in des Vaters Hause“.

Unsre Abendunterhaltungen sind mancherlei. Oft liest mir Theodor etwas vor, — unsre eigne kleine Bibliothek wird recht gründlich genossen, da und dort findet auch ein Buch von draußen den Weg zu uns. Weil wir die Lektüre aber sparen müssen, so wird manchmal ‚Dichters‘ gespielt; da sagt Eins irgend eine schöne Stelle aus einem deutschen Dichter und das Andre muß errathen, wo sie steht: in diesem Wettstreit bleibe ich meistens Siegerin. Auch Sprachstudien werden getrieben; Theodor lehrt mich Englisch; Französisch lernt er bei mir; er wollte mich sogar in's Griechische einweihen: seit aber der Kleine da ist, finde ich nicht mehr viel Zeit zum Studiren.

Mein Klavier, das aber nicht das einzige auf unsrer Hallig ist, — Johanna, die Tochter des alten Kapitäns, besitzt eins, — bringt viel Freude; der Kleine jauchzt laut und zappelt mit den Händchen, wenn ich ihm spiele: lustige, fröhliche Weisen, Abends singe ich die alten, lieben Lieder, die ich daheim am Neckar gesungen; der Kleine wacht nicht auf daran. Theodor begleitet mich manchmal, aber noch lieber mag er in einer Ecke sitzen und zuhören. Ich freue mich so, wenn mir oft wieder ein neues Lied einfällt, mit dem ich ihn überraschen kann, und ich glaube, die erste Sängerin der Welt dürfte nach keinem schöneren Lohn verlangen, als mein schlichter Gesang erndtet. Theodor meint, es wäre gar nett, wenn wir auch noch ein Töchterlein hätten, das ich meine

Lieder lehren könnte, — mir ist der Junge indeß Freude genug.

Am schönsten sind die Sonntagabende, da singe ich einen Choral und Theodor, der erst bei mir recht singen gelernt, begleitet ihn mit seiner prächtigen Stimme. Unsre stillen Nachbarsleute, die sonst wenig Zeichen von Interesse und Beifall geben, kommen da oft von ihrem Werft herab, zu uns herauf und lauschen vor unsrer Thür. Und wenn mir nachher Theodor liest aus den Schriften Luthers und andrer Gottesmänner, oder wenn er mir Stellen der Schrift klar macht, die ich nicht ganz verstehe, — o Du glaubst nicht, welch seliges Gefühl der Demuth mich da überkommt, daß ich so zu ihm hinaufsehen darf, der mir doch so nahe steht; wie gehen dann alle kleinen Klagen und Beschwerden unter im tiefen Gefühl, daß mir ein schönes Loos gefallen, und in der seligen Hoffnung auf ein noch schöneres. Möchtest auch Du fühlen, liebe Ida, wie ein rechter Sonntag so frisch macht für die Wochentage.

Siehst Du, liebe Ida, unser farbloses Leben ist nicht ohne Wechsel und nicht ohne Freude. Aber auch nicht ohne Heimweh? wirst Du fragen. Nein, das kann ich nicht sagen, wenn ich wahr sein will. Es gibt viel Seufzer der Ungeduld im Alltagsleben: wenn mir so manches fehlt, was die Häuslichkeit leicht und bequem machen könnte; stille Seufzer, wenn mich einmal verlangt, ein befreundetes Menschengesicht aus der alten Zeit zu sehen; Seufzer des Heimweh's nach den Bergen meines Jugendlandes, nach dem klaren, blauen Neckarfluß, wenn ich das ewige Einerlei unsrer Umgebung überblicke. Aber dann sieht mich Theodor so innig an, so ermuthigend und er weiß mein Heimweh so schön hinauf zu lenken nach der rechten Heimath; und wenn wir an unsern

Sonntagabenden an die geheimnißvollen Bücher der Offenbarung kommen, wenn wir lesen von der leuchtenden Gottesstadt, dadurch ein lauterer Strom lebendigen Wassers fließt, klar wie Kristall, an dessen Ufer die ewig grünen Lebensbäume wachsen, wo die Durstigen schöpfen werden des lebendigen Wassers umsonst, — dann dünkt uns die Zeit der Entbehrung hienieden nicht mehr zu lang und zu schwer; wir wissen, daß der Herr das, was wir um seines Friedens willen gerne entbehren hienieden, uns hundertfältig vergüten wird.

Man schwebt ja freilich nicht immer in der Höhe, auch Theodor hat seine Zeiten des Heimweh's, wo ihn verlangt nach regerem Leben, nach geistigem Verkehr, wo er sich anklagt, daß er mich in diese Einöde geführt, zumal in den Sturm- und Regenzeiten, wo wir kaum hinausblicken können und nicht wissen, ob nicht die Fluth hereinbricht und uns fortschwemmt sammt Haus und Hof. Aber gut ist's, daß wir abwechseln, wenn das Heimweh an Theodor ist, dann bin ich wohlgemuth und kann ihn trösten, und so wollen wir auch diese Wartezeit nicht ansehen als eine Zeit der Verbannung, zumal, seit die Einsamkeit hier durch so ein paar liebe, helle Aeuglein aufgehellt ist.

Aber das war ein langer Brief! Nun, es wird so bald nicht wieder geschehen; aber Einmal mußt' ich doch Dich und die gute Tante beruhigen über mein Loos. Möge Dir's so gut gehen wie mir! Ida, meine liebe Ida, hast Du denn auch etwas, was Dich so recht von Herzen freut?

Ob wir Aussicht haben, auf eine andre Stelle zu kommen, weiß ich nicht. Es scheint, man ist so sehr froh, einen Pfarrer hier zu haben, und wie Theodor ist, welch ein Schatz

und Segen für jede Gemeinde, — das können sie draußen nicht wissen. Leb wohl, von Herzen

Deine

Adele.

Theodor an seinen Freund.

Winter 1854.

Nun sind es zwölf Jahre, seit ich auf die Insel gezogen, die ich zunächst für das Grab eines lebendig Todten und — als ich eine holde Gefährtin mitnehmen durfte, für ein vorübergehendes Exil betrachtete.

Es ist keines von Beiden geworden. Wir sind nun zwölf Jahre hier; unsre Kinder, die keine Heimath kennen als diese Wasseröde, blühen lustig um uns auf; meine Versuche, eine andre Stelle zu erlangen, sind noch nicht gelungen und wenn ich an frühere Zeiten denke, voll Herzensnoth und tiefer Demüthigung, und sehe hier, wie ernst und andächtig Aller Herzen auf das Wort gerichtet sind, das mir jetzt leicht und freudig von der Lippe quillt, — dann verlange ich nicht mehr so ungeduldig nach Aenderung, wie vor Zeiten, und Adele hat sich hier so tief und innig mit mir eingelebt, daß ich kaum glaube, sie begehrt darnach.

Um der Kinder willen möchte ich freilich nicht, daß diese öde Scholle unsre Heimath bliebe. Sie wissen's ja freilich nicht anders, aber doch regt sich in ihnen der Drang hinaus und hinüber. Edward, der kleine Bursche, — meine Frau hat ihn so genannt, weil der einzige schon lange verschollene Bruder ihrer Mutter so geheißen, von dem diese noch ein Bild bewahrte, — Edward, der treibt sich am liebsten am Ufer herum, läßt sich von den heimgekehrten Seeleuten grausige

Seemärchen und Schiffbruchsgeschichten erzählen, hat auch schon todesgefährliche Versuche gemacht, durch den Schlick, — das sumpfige Wasser zwischen den Inseln, — hinüberzuwaten.

Ein recht kalter Winter ist hier gesellige Zeit, wenn das Wasser so gefroren ist, daß Freunde oder Verwandte von andern Inseln oder gar vom Lande herüberkommen können. Dann geht im Innern der Häuser ein fröhliches Leben an; langgesparte Schätze der Seeleute werden auf den gastlichen Herd geopfert. Zu uns fährt niemand auf Schlittschuhen herüber; unser Junge aber, der ist daheim in jedem Haus und weiß eine Menge zu erzählen, wenn er Abends heim kommt. Seemann will er werden, darauf steht sein Sinn fest; nun, Gott lenke das wie's recht ist; jedenfalls nehme ich Dein Anerbieten, ihn zu Dir zu nehmen und auf eure Schule schicken zu wollen, mit herzlichem Dank an; der Unterricht eines verrosteten Halligpfarrers kann nicht mehr genügen; bis jetzt gings gut und hatte er mehr von mir zu lernen, als dem wilden Burschen lieb war.

Bei Mary, unserm Töchterlein — nach der englischen Großmutter genannt — denken wir noch an keine Trennung. Das Kind hat von der Mutter noch genug zu lernen und es ist gar zu nett, so ein jung Mägdlein schon geschäftig um sich herumtrippeln zu sehen. Adelens Wissen reicht noch aus für das Kind. Die streift nicht viel draußen herum, wenn der wilde Bruder sie nicht hie und da mitschleppt; sie sitzt daheim bei der Mutter und bittet: „Mutterchen, erzähl mir von draußen, wie Du noch klein warst,“ und sie kann nicht genug hören von der Welt jenseits der Wasser, wo blaue Berge sind und große Gärten voll Blumen und lustige Bächlein. „Komme ich da auch einmal hin, Mütterchen?“

fragte sie, und Edward ruft lustig dazwischen: „ich fahre hinaus auf einem großen Schiff, weit, weit hinaus in alle Länder, und wenn Du recht artig bist und gar nicht schreist, und Dich nicht fürchtest, so darfst Du mit und der Mutter bringen wir viel, viel schöne Sachen mit."

Viel Lust und Leben haben die Kinder in's Haus gebracht, von jenem Tage an, wo noch vor der Ankunft des ersten zu unendlicher Freude meiner Adele die Sendung von ihrer Tante das Kistchen mit niedlichen Kinderjäckchen und Häubchen kam, — bis heute, wo Morgens und Abends die jungen Stimmchen sich mischen, mit der noch immer süßen melodischen Stimme meiner Adele.

Und eine Hausfrau ist sie geworden! Wie erfinderisch, immer neue Gerichte zu konstruiren aus dem einfachen Material, das uns hier zu Gebot steht; ich rathe ihr schon lang, in einem ganz neuen Zweig der Schriftstellerschaft aufzutreten und ein Kochbuch für Halligbewohner zu schreiben.

Zu einer Reise an's Land, obgleich die Entfernung nicht groß ist, kommen wir selten; es zeigt sich nicht oft eine passende Schiffgelegenheit; wir haben nicht viel Bekannte draußen und können kaum Gegenbesuche einladen. Auch braucht es immer eine Weile, bis sich das Auge wieder an den einförmigen Rasen gewöhnt, nachdem es blühendes Land gesehen.

Einmal im letzten Sommer ist auch der farbige Glanz von der Welt draußen in unsre Einsamkeit gedrungen.

Es war eine glänzende Gesellschaft von einer der benachbarten Inseln, auf denen Seebäder gebraucht werden, darunter der älteste meiner ehmaligen Zöglinge: Albert von Reezow mit einer jungen Braut. Da rauschten seidene Gewänder, schimmerten hellfarbige Mousselinstoffe, wehten Schleier und Hüte mit Blumen und Aehren geschmückt; es nahm sich

wunderbar aus, diese farbenreichen Gestalten auf unsrem stillen Inselein. Da ein Gasthof hier nicht ist, so lud ich sie ein, in unsrem schlichten Pfarrhaus einzukehren. Unser Junge war gleich gut Freund mit Allen und ergötzte sie mit seinen naiven Fragen; klein Mary, die hielt sich fest an ihrer Mutter Kleid und betrachtete die Fremden mit glänzenden Augen, wie Wesen aus einer andern Welt.

Meine Adele war nun freilich des Weltverkehrs lange entwöhnt, aber sie sah in ihrem schlichten dunklen Kleide nicht aus wie eine verkommene Pfarrfrau, sie erschien wie die stille Fee dieser einsamen Stätte; so unverwelkt ist die Lieblichkeit ihrer sanften Züge, so ist sie geschmückt mit dem sanften und stillen Geiste, der köstlich ist vor Gott und Menschen. Auch hat meine Adele, einsam und weltabgeschieden wie wir sind, sich nie eine Vernachlässigung ihres Aeußeren erlaubt, und wenn Du, wie Du verheißen, einmal kommst, um Deinen künftigen Zögling selbst zu holen, so findest Du sie wohl nicht mehr so jung und blühend, aber anmuthig, wie zu der Zeit, wo sie mir gefolgt aus ihrer schönen Heimath.

Von Mode wissen wir nicht viel, aber ihr Gewand ist immer die reine Hülle einer reinen Seele.

Nun denke ich, wegen meines Jungen können wir uns noch besprechen. Adelens Augen werden naß, wenn sie an Trennung von dem Knaben denkt; es wird sein, als lösche ein helles Licht aus, wenn seine fröhliche Stimme verstummt ist und sein Kämmerlein verschlossen, das er sich angefüllt hat mit Sammlungen aller Art, mit Muscheln und Korallen, meist Geschenke unsrer Seeleute. Ich glaube, daß es Allen hier leid thun wird, wenn der Bursche fort ist; unser Töchterlein gilt ihnen mehr wie ein Wesen aus andrem Kreise, der Knabe ist ihnen eigen und vertraut.

Jetzt freilich ist an eine Reise zu uns oder von uns nur denkbar für die kühnen Leute, die ihren Weg zwischen dem Eis durch finden, das unsre Werfte oft wie eine Vormauer umgibt; der Anblick ist oft wunderbar, ich selbst aber habe mich noch nicht weit auf solche Eiswanderung gewagt. Im Frühling, da werden unsre Wasser wieder fahrbar, und kommst Du nicht hieher, so können wir uns da leicht auf dem Lande treffen. Also auf Wiedersehn!

Adele an Ida.

Herbst 1858.

Lebst Du auch noch, liebe Ida? Du, nahezu die Einzige, die noch von mir weiß in der Heimath drüben? Du warst nie eine fleißige Korrespondentin, und seit meine Tante nicht mehr lebt, bist Du ja ganz verschollen. Nun aber, liebe Ida, schicke ich Dir einen lebendigen Boten, — der Dir diese Zeilen bringt, das ist mein Sohn Edward, — nicht wahr, Du hättest nicht gedacht, daß so ein netter, frischer Junge aus der „Wasserwüste," wie Du unsre jetzige Heimath benennst, hervorgegangen sei? Es sind nun mehr als drei Jahre, seit wir uns von unsrem einzigen Sohne getrennt, — ein schweres Opfer, aber seine frischen fröhlichen Briefe sind ein immer heller Morgenblick in unser stilles Leben gewesen.

Der Knabe ist in Wahrheit ein Kind der Hallig, er hat neben seinem frischen, kräftigen Wesen etwas von der tiefen Liebe, der leisen Sehnsucht, die die Eingebornen hier immer wieder zu ihrem Eilande zieht. Der Jugendfreund meines Mannes, Justizrath Leising, hat sich durch treue Fürsorge Vaterrechte an Edward erworben, und wünscht, daß er die

Rechte studire, den Jungen aber zieht sein ganzes Herz, Seemann zu werden; noch wissen wir nicht, wie wir ihm die Wege dazu ebnen sollen. Bis wir uns nun darüber verständigt, macht er nach dem Wunsch unsres Freundes gründliche Gymnasialstudien und darf in diesen Ferien das schöne Land meiner Jugendheimath bereisen; auf dieser Reise ist's, wo er bei Dir einkehren wird, und mir Kunde von Dir bringen; denn zunächst kommt er dann hieher, und meine Mary fängt jetzt schon an, das Haus zu schmücken für des Bruders Wiederkehr.

Von mir, liebe Ida, ist nicht viel zu schreiben. Mein Leben geht seinen stillen Gang, ohne viel Wechsel, nicht ohne Freude. Wir sind nun verwachsen mit allen Gliedern unsrer kleinen Gemeinde; was von Leid und Freud über die stille Insel zieht, das leben wir mit. Ich habe alle Kindlein auf den Armen gehalten, die heranwachsenden Mägdlein sind meine Zöglinge; wenn ein Schiff landet, ein Seemann heimkehrt, so theilen wir die Bewegung, die es bringt. Der Sonntagsfriede, der unser Kirchlein umweht, bringt uns jedesmal eine Ahnung von dem ewigen Sabbath in's Herz, und Sorge und Mühe der Arbeitstage sind mir nicht zu schwer. Es ist wohl natürlich, daß hier, wo man gewissermaßen an der Pforte des Todes wohnt, das Leben sich ernster gestaltet, als draußen im bewegteren Leben, wo der dunkle Abgrund mit so viel farbigen Bildern zugedeckt ist. Aber, liebe Ida, die Theilung auf Erden ist doch gleicher, als es den Anschein hat. So vieles, was Ihr als alltäglich und selbstverständlich hinnehmet, wird hier zu besonderer Freude, — und wo die Kerzen irdischen Genusses matter glänzen, da scheint um so heller das klare Licht der Ewigkeit durch. Gott weiß, wir haben nie Mangel gehabt an Friede und Freude.

Bei euch draußen ist ja in diesen Jahren viel Lärm und Bewegung gewesen; in unsre Stille ist bis jetzt nicht viel davon gedrungen, und Du schiltst mich vielleicht langweilig, wenn ich Dir gestehe, daß mir ungestörter Frieden die liebste Idee von allen ist und daß ich mich über die nicht hinaufschwinge.

Daß wir so schrecklich hier versauert sind, wie Du es vor Zeiten gefürchtet, das glaube ich doch nicht. Wie mein Theodor bei dem immer gleichen, kleinen Kreis seiner Zuhörer immer voller, immer tiefer schöpfen muß aus dem Born des Gottesworts, aus dem Schacht eigner Herzenserfahrung, damit es frisch bleibe und lebendig wie die Wahrheit selbst, was er den Seelen bietet, so haben wir auch schon um der Kinder willen all unser Bischen zeitliches Wissen und Können sorgsam zusammenhalten und auffrischen müssen. Wie habe ich mich gefreut, mit meinen Kindern die alten lieben Dichter zu lesen, meiner Mary unter der Arbeit die Lieder zu sagen, die im Schatz meines Gedächtnisses ruhen; all die trauten Sangesweisen aus jungen Tagen wachen mir wieder auf, nun ich sie mit meinem Kinde singen kann.

Und was sagst Du dazu, daß unsre alte Fräulein Dobler noch ein Asyl bei uns hier gefunden hat, und meine Mary dieselben französischen Fabeln von ihr lernt, wie ich vor Zeiten?

Wir erfuhren ganz zufällig, daß sie krank lag auf der Insel Foehr, allein und verlassen von der adeligen Herrschaft, wo sie zuletzt in Diensten gestanden. Theodor selbst fuhr hinüber und brachte sie zu uns. Wir haben sie mit aller Treue gepflegt und jetzt ist sie genesen an Leib und Seele und hat ihr Bischen Wissen treulich unsrem Töchterlein mitgetheilt.

Ob sie sich in alle Entbehrungen des hiesigen Lebens

so leicht finden kann, wie wir es gelernt, das bezweifle ich: um so leichter wird es ihr werden, künftig mit ihrer Schwester zu leben, zu der sie bald zurückkehren will, es geht ihr ein Bischen wie Dir, sie meint; ein Gesellschäftlein hie und da, wohl auch ein „Kalbsbrätle" möchte sie doch 'mal wieder genießen.

Ein Glück, daß sie so gar kein Gegenstand ist, der die Eifersucht reizt, sonst müßte mir bange werden bei der unbegrenzten Verehrung, die sie vor meinem Manne hegt.

Von meinem Töchterlein, meiner Mary, habe ich Dir noch nichts gesagt; ich denke, ich darf ohne Muttereitelkeit sagen, sie ist eine liebliche Blume, aber, — ich fürchte oft, eine Blume, die nicht recht daheim ist in dem Grunde, wo sie erwachsen. Schon als Kind hörte sie nichts lieber erzählen, als wie es aussehe in der Welt draußen und wie die Mutter gelebt habe, als sie noch klein gewesen sei und jung.

Als die Badegesellschaft von Föhr vor einigen Jahren hier war, da war's, als ob dem Kinde erst recht seine Welt aufgienge, es gieng auch nicht als flüchtige Erscheinung an ihr vorüber; schon damals lebte sie in Gedanken, in all ihren kindischen Spielen, fort mit „den schönen Leuten draußen," und jeden Sommer wartete sie mit stiller Sehnsucht, ob sie nicht wieder kommen.

In diesem Sommer kamen ein paar Reisende hierher, eine seltne Erscheinung, ein junger Mann darunter, der aus der Nähe unsrer Heimath stammt. Er schien sich gar sehr für unsre Insel zu interessiren und — für die zarte Blume, die darauf erwachsen, Mary mußte ihm viel erzählen von unsrem Thun und Leben hier, und sie lauschte dann wieder mit glänzenden Augen auf seine Schilderung vom grünen Rhein und den Schlössern und Burgen an seinen Ufern. Sie spricht

nie von ihm, seit er fort ist, wie sie früher von den Badegästen gesprochen, aber, — ich fürchte, er hat mehr mitgenommen von hier, als die Blumen, die er sich noch zum Andenken erbat aus unsrem Gärtlein.

Ich habe bis jetzt noch nicht versucht, Mary in eine größere Stadt oder überhaupt in die Welt hinauszubringen; bei Frln. Dobler und mir konnte sie ja lernen, was ihr noth that, — ich fürchtete, es werde ihr zu schwer, sich nachher wieder bei uns zu gewöhnen — es wird aber am Ende doch unsre Pflicht sein? Du bist ja bekannt in der Welt draußen, rathe mir, liebe Ida, wo Du ein passendes Plätzchen für sie wüßtest.

Und nun hast Du viel gehört auf einmal, so viel, als sich von einer Hallig nur erzählen läßt.

Erfreue Du uns nun mit einem farbenhellen Bilde von Deinem Leben draußen. Freilich habe ich mehr Zeit, alter Freunde und alter Zeiten zu denken als Du. In alter Liebe

Deine

Adele.

Fräulein Dobler an ihre Schwester.

Hallig F. im Sommer 1859.

Meine liebe Mine!

Sicher meinst Du, ich sei gestorben, und von dem Ort, der auf meiner Briefadresse steht, hast Du wohl kaum Dein Lebtag gehört, wenn ich Dir nicht vor Zeiten erzählt habe, daß mein ehemaliger Zögling, die Gräfin Adele v. Rhönek, einen Pfarrer hier geheirathet habe.

Wenn Du es nicht geglaubt hättest, könnte ich Dir's

nicht übel nehmen, Du würdest es noch viel weniger glauben, wenn Du das traurige Stückchen Erde ansehen könntest.

Und doch ist es wahr, und doch muß ich sagen, es ist mir nie in meinem Leben so wohl um's Herz geworden wie hier; Gott vergelte den guten Leuten hier, was sie an mir gethan! Du weißt ja, wie mir's all mein Lebenlang traurig gegangen ist — Dir auch nicht viel besser, obgleich Du einen Mann hast, — wo ich in der Welt einmal geglaubt habe, jetzt sei mir wohl, da bin ich wieder vertrieben und verstoßen worden.

Das Haus der Baronin Broksdorf, wo ich zuletzt war, wäre ja anständig gewesen, aber ich merkte bald, daß ich ihnen zu alt war. Wie nun meine alten Magenleiden sich einstellten, da redeten sie mir erstaunlich zu, ein Seebad zu brauchen, sorgten mir für eine Begleitung und borgten mir einen Bademantel. Das Seebad aber konnt' ich gar nicht ertragen und bin erst recht krank davon geworden. Ich schrieb noch um einige wollene Leibchen und warme Kleider, da sandte mir die Frau Baronin all meine Sachen, ein charmantes Briefchen und ein paar Louis'dor. „Sie sehe wohl ein, daß die Stelle für mich zu anstrengend sei, die Heimreise gleich von Föhr aus wäre einfacher 2c.", kurz, sie wollten mich los sein.

Ich kann Dir nicht sagen, Mine, wie verbittert ich war gegen Gott und Welt, ich hätte nur hinliegen mögen und sterben.

So saß ich vor dem Haus in meinen Mantel gewickelt und dachte, ob's denn so eine große Sünde wäre, in das Seebad zu gehen und nicht mehr heraus, wenn doch niemand auf der Welt etwas von mir will, da — rief man mir, ein Herr wolle mich sprechen.

Nun das verwunderte mich; es ist schon gar lange nicht

mehr vorgekommen, daß mich ein Herr hat sprechen wollen! Wer war's? der Pfarrer Jessen! weißt ja noch, der einst Hofmeister war auf Schloß Rhönek und nicht laut predigen konnte, der dann noch die junge Gräfin heirathete und sie mit hieher nahm. Wie ein Engel vom Himmel ist er mir erschienen; und ich sage Dir, der trübselige und schüchterne Hofmeister von dazumal ist ein ganz würdiger, anständiger Pfarrherr geworden, wenn er gleich nur auf einer Hallig lebt.

„Wie geht's, Fräulein Dobler? ich komme, Sie zu uns einzuladen.“ sagte er.

„Mich, ja wie wissen Sie denn von mir? ich dachte wohl manchmal, Ihre Insel müsse nicht zu weit von hier sein, aber — ich wußte nicht wie hingelangen und — ich wußte auch nicht, ob Sie nur noch an mich denken.“

Nun, das war bald erklärt: ein Mädchen von der Hallig hatte im Bade hier gedient und war wieder nach Haus gekommen. Im Täschchen einer alten Schürze die ich dem Mädchen geschenkt, war meine Karte geblieben, die zeigte sie der Pfarrfrau, mag ihr auch wohl gesagt haben, daß ich einsam hier lebe und trübselig.

Da ist denn der gute Pfarrer herübergekommen und hat mich geholt. Verwundert hab' ich mich nun freilich, daß eine Gräfin von Rhönek, die, trotzdem, daß sie arm war, doch noch andre Parthieen hätte machen können, auf so einem Stückchen Erde vorlieb nehmen kann; — ein Nest kann man's nicht nennen, dazu ist es zu luftig und zu offen. Aber das muß ich auch wieder sagen: so viel Frieden und Eintracht habe ich in meinem Leben nie gefunden, auch viel gesunder bin ich hier geworden, obgleich von einer ordentlichen Fleischbrühe keine Rede ist.

Es freut mich, daß ich mich doch nützlich machen kann,

indem ich die Kinder hier unterrichte; der Junge wollte mir nie pariren, das Töchterlein aber ist so lieblich, wie einst seine Mutter war, nur noch etwas frischer, die hab' ich gar zu gern.

Daß man einem Menschen so viel zu lieb thun kann, wie die Frau hier ihrem Mann, hätte ich nie geglaubt. Denke, sogar das garstige Cisternenwasser hat sie ihm zu lieb trinken lernen, weil sie sah, daß es ihn so betrübte, wenn sie lieber Durst litt. Die Kocherei hier ist eben wie man's hat; hie und da bringt ein Schiff wieder etwas Vorrath; es ist eine Art von Krämer da, der in mehr Verbindung mit dem Lande steht, Thee hat man immer und Schafsmilch, sonst oft nichts als gesalznen Fisch und steinalten Zwieback. Aber sie sitzen so heiter um ihren Tisch, sind so fröhlich, wenn einmal wieder etwas Besondres kommt, daß man's fast vergißt wie wenig man hat. Seltsam; von meinem Magenleiden und meinem Rheumatismus spüre ich gar nichts mehr, und doch ist die Luft so feucht, und die Insel steht unter Wasser, so oft's ihr einfällt. Das sind aber die Leute so gewöhnt, sie sehen kaum mehr zum Fenster hinaus, wenn das Wasser auch so steigt, daß jedes Haus auf seiner Werft ein Inselein ist.

Der Pfarrer sagt: gegen gewöhnliche Ueberschwemmung seien die Häuser durch feste Balken gesichert, und sehr selten komme eine große Sturmfluth, die dann freilich die ganze Insel begraben könne. Muß sagen, so gern ich hier bin, für so eine Seltenheit würd' ich mich doch bedanken.

Aber es ist mir fast bange, wieder in die Welt hinaus zu gehen, die Ruhe hier und der Frieden ist ein Seelenbad, das mir Seele und Leib geheilt hat. Reich können die Pfarrleute nicht sein bei einer so kleinen Gemeinde, aber sie haben

ja auch keine Gelegenheit viel zu brauchen; ich glaube nicht, daß ich ihnen lästig bin und erspare ihnen durch den Unterricht des Töchterleins. Von all den Häusern, wo ich in meinem Leben war, ist dies das erste, in dem nicht viel geredet wird und gejammert über Geld und Geldverbrauch. Wovon sie so eigentlich leben, weiß ich nicht; vielleicht ist doch auch von dem Muttergut der Frau noch ein Restchen vorhanden.

Ich denke nun noch hier zu bleiben bis wir Zwei einmal zusammenziehen können, liebe Mine; sehr lang lebt doch Dein armer Mann schwerlich mehr. Nicht daß ich ihm das Ende wünsche, beileibe nicht! aber die Ruhe wäre ihm ja zu gönnen. Mit meinem Bischen Ersparniß und Deinem Wittwengehalt können wir dann im Frieden leben; wunderlich und anspruchsvoll, wie Du früher oft geklagt, wirst Du mich nicht mehr finden, man kann auch in alten Tagen noch in die Schule geschickt werden. An Kreuzschulen hat mir's nie gefehlt, aber ich habe mehr gelernt in der Schule demüthiger Liebe. Das Töchterlein hier ist ein reizendes Geschöpf, so schön wie die Mutter war, nur zarter; sie scheint mir aber nicht recht für die Hallig geboren, obgleich sie auf ihr geboren ist; ich wollte, es holte sie Einer weg. Nun weißt Du doch wieder von mir; ich grüße Dich und die Deinen.

Deine getreue Schwester.

Ida an Adele.

1860.

Ein farbiges Bild willst Du von mir und meinem Leben? und was Du mir schreibst aus Deiner Einsamkeit, das kommt

mir vor wie ein Roman, wie wir sie gelesen in unsrer Mädchenzeit, und mein Leben erscheint mir dagegen die trockene, nüchterne Prosa.

Du darfst nicht meinen, daß ich gar nicht mehr an Dich gedacht habe; nein, gerade in der letzten Zeit mehr als je, aber zum Schreiben wäre ich wohl nicht gekommen, wenn nicht der nette, frische junge Bursch, Dein Edward, zu mir gekommen wäre.

Er hat mir viel von Eurem Leben erzählt; das sollte man nicht meinen, daß man so vergnügt zusammenleben könnte, wenn man die Sache nur von weitem ansieht, aber seinem Bericht nach lebst Du heiterer auf Deiner Einöde, als ich inmitten der Stadt.

Dein Töchterlein aber solltest Du noch ein wenig in die Welt lassen, das bist Du dem armen Kind schuldig; nimmt mich nicht Wunder, wenn's ihm bei Euch hie und da entleidet ist. Wie gerne würde ich Dir anbieten, sie aufzunehmen, aber, — ich sorge, sie würde in meinem Haus keine angenehme Heimath finden, und meine Hermine fürchtet, ein junges Mädchen, die nicht einmal tanzen gelernt, könne hier unmöglich fortkommen; wir wollen schon eine taugliche Pension für sie erfahren.

Von meinen Kindern weiß ich gerade nicht viel zu erzählen; die zwei Buben sind mir längst aus der Hand gewachsen. Alfred, der ältere, ist Kadet, Otto soll Kaufmann werden und ist in der Lehre; zum Studirenlassen reicht's nicht; Hermine ist schon ein nettes Fräzchen, aber hier werden die Mädchen nicht fertig mit Tanzstunden und französischen Konversationsstunden und wenn die fertig sind, so fangen Tanzkränzchen und Sprechkränzchen an; für sich hat man seine Kinder nicht, und seit dem Unfall, der über mich gekommen,

komme ich mir hier wie auf einer Einöde vor, ärger als Du auf Deiner Insel.

Ich habe nemlich durch eine heftige Erkältung bei einer Schlittenfahrt im vergangenen Winter beinahe ganz mein Gehör verloren. Sie nennen es rheumatisch, oder skrophulös, und setzen mir spanische Fliegen und geben mir Thran zu trinken und legen mir Gichtpapier auf, — alles umsonst, ich glaube, mir wäre besser, ich wäre gestorben, denn wozu bin ich eigentlich auf der Welt? Was thue ich in Gesellschaft, wenn ich die Leute um mich herum lachen und plaudern sehe und verstehe sie nicht. Von all meinen Freundinnen, denen ich mit Einladungen die größten Opfer gebracht, nimmt sich kaum Eine die Mühe, mir laut zu wiederholen, was um mich her gesprochen wird. Gerade zur Unzeit höre ich oft, was ich nicht hören soll: ein „Bitte, setzen Sie mich nicht neben die Ehrenfeld, das laute Sprechen greift mich so an," oder „die übelhörigen Leute sind so neugierig ꝛc." — und die Nächste rückt auf die Seite, — da bleibe ich lieber daheim; aber was daheim thun? Immer lesen mag ich nicht, was soll ich denn lesen? arbeiten, das ist auch langweilig, meine Hermine leistet mir schon Gesellschaft — wenn sie muß, aber „weißt Mutterchen, alles kann man einem doch nicht in die Ohren schreien," heißt es dann und ich erfahre — nichts, und sehe, wie es das Mädchen zupft, an allen Enden fortzukommen, und wie sie mich, wo sie kann, beim Stubenmädchen allein läßt; „die Lisette hat ein viel deutlicheres Organ als ich, Mutter, die verstehst Du viel besser." Oskar, — mein Gemahl, nun ja, der hält sich jetzt ein Pferd, was lang schon seines Herzens Sehnsucht war, und wozu es nicht reichen wollte, so lang ich auch noch billige, gesellige Ansprüche machte. Da kommt er denn heim, meist gut aufgelegt, schreit

mir etwas in die Ohren und findet dann, daß es alle Zeit ist, in seinen Klubb zu gehen. Er vertröstet mich fortwährend, daß er beim nächsten Pferdemarkt eine leichte Droschke kaufen wolle und ein Pferd, das auch zum Fahren gehe, damit wir mit einander ausfliegen können — aber der Einkauf läßt lange auf sich warten und indeß roste ich vollends ein.

Sonst war ich es, die Dir berichtete von dem Leben draußen, von dem fröhlichen Treiben der Welt, jetzt mußt Du es sein, die mir erzählt, was Leben heißt, Du lebst doch in Deinen Kindern. Was ist Dein Sohn ein netter, frischer Junge, und wie glänzten seine Augen, wenn er von Mutter und Schwester sprach, und von dem Vater, wie der in dem kleinen Kreis wirke in Liebe und Segen, — ich habe ihn jedes Wort verstanden, obgleich er mir nicht so löwenhaft in die Ohren brüllte, wie die Andern thun; seine Stimme hat so einen klaren, frischen Klang.

O Adele, laß Dir's nicht leid thun, daß Du dort drüben geblieben, — „der Dienst der Welt ist ein dankloser Dienst," hat unser alter Pfarrer einmal gesagt; erst jetzt verstehe ich, wie er's gemeint. Ich habe gar nichts auf Erden, was mir so recht Freude macht, und Du würdest Deine alte, lustige Ida nicht mehr erkennen.

Leb wohl, Adele.

Adele an ihren Sohn.

1863.

Lieber Edward!

Ob die Zeitungen so viel Notiz nehmen von unsrem Eiland, daß sie Dir Kunde gebracht von dem, was uns befallen, weiß ich nicht. Jedenfalls darfst Du von mir hören,

daß wir leben und gesund sind, wenn auch Schwester Mary noch etwas bleich sieht; — der barmherzige Gott hat uns gnädig errettet aus großen Wassern.

Diesmal, alter Junge, hättest Du zufrieden sein können mit der Ueberschwemmung! Es wollte Dir nie genug sein, wenn alljährlich die Wasser wiederkehrten und die Gefahr mit ihnen; wenn wir in der Stube um unsern Theetisch saßen, wie auf einem Schifflein mitten im Meer, wenn ringsum die Häuser nur noch wie kleine Inselchen aus den Wassern ragten und wir geduldig warten mußten, bis die Wasser sich verlaufen. Du wußtest dann immer alte Seemannsgeschichten von furchtbaren Sturmfluthen, wo die ganze Insel mit Mann und Maus von den Wellen verschlungen wurde.

Diesmal, mein Edward, ist es Ernst geworden und beinahe wäre es so furchtbar gekommen wie damals. Die Sturmfluth wurde gewaltiger als je. Ein Glück, daß unsre gute, alte Fräulein Dobler vorher eine Reisegelegenheit benützt hat, um zu ihrer Schwester zu reisen, die Wittwe geworden.

Sie schreibt von dort jetzt zufrieden und vergnügt; nirgends auf der Welt seien zwar so gute Menschen wie wir, aber besser sei doch zu leben, wo man alle Tage sein frisches Fleisch und neugebackene Wecken haben könne: aber sie verdanke mir's ihr Lebenlang, daß sie bei uns so viel Liebe erfahren, und gesehen habe, was rechte Liebe sei.

Du weißt, lieber Edward, wie wenig sich die Wassergefahr auf unsrer Insel vorhersehen oder abwehren läßt; unser Kapitän kann Dir einmal deutlicher sagen, wie es kam, daß in einer Nacht Sturm und Fluth zusammentraf, — das war ein gewaltiges Steigen und Rauschen und Toben der Wasser! Von allen Seiten her, wie von Bergen herab, strömten die Fluthen auf uns ein; in Einem Augenblick war die

ganze Insel bedeckt; wir konnten uns mit niemand mehr berathen, keine Rücksprache nehmen; wir flüchteten uns, die Schafe und was wir von werthvoller Habe noch retten konnten, auf den obern Boden.

Deine arme Schwester Mary hat sich zu Anfang eben nicht als Heldin gezeigt; aber als wir oben beisammen waren, die treue Karen mit uns, als der Vater in wenigen Worten innigen Gebetes sich an den Herrn wandte, dem Wind und Meer gehorsam sind, und unser Leben und Sterben in Seine Allmächtige Hand befahl, — da wurde es uns Allen ruhig um's Herz; wir konnten miteinander dem Herrn danken für all die schönen, friedevollen Jahre, die Er uns hier in dieser Einsamkeit hat erleben lassen. — Ja, lieber Edward, obgleich Du jetzt inmitten des fröhlichen Lebens und Treibens der Welt stehst, so weißt Du's doch, daß ich auch, wo ich glaubte, es sei meine Todesstunde, noch fühlen mußte, daß wir hier gewesen sind, recht innig und von Herzen. Es dünkte mir schön, zusammen zu sterben, — aber, — vor dem Ertrinken fürchtete ich mich doch sehr, zumal für unsere liebliche Mary, die still und bleich mit gefalteten Händen dasaß; ich dachte mir's so furchtbar, wenn wir von der Fluth auseinandergerissen und hinausgeschwemmt würden. Da ward das Toben stiller, ich sah einen Stern durch die Dachlücke, — es war mir wie ein Gruß von Oben, der Sturm ließ nach, fast plötzlich; ganz, ganz allmählich schien auch das Toben und Rauschen der Wogen abzunehmen, die unten theilweise die Mauern schon durchbrochen hatten und mit unsrem sorgsam geschonten Hausgeräth ein lustiges Spiel trieben. Die starken Balken aber, die das Dach halten, sind nicht gewichen; der Herr hat den Fluthen Stillstand geboten zur rechten Zeit.

Traurig sah es nun freilich aus, als wir wieder hinunter stiegen; Sopha und Polsterstühle, mein zierlicher Arbeitstisch, den ich Mary abgetreten, fast alles, was mir im Gedanken an die Heimath lieb gewesen, ist zum Theil zerstoßen, zum Theil treibts auf den Wogen. Aber, lieber Edward, wem der Tod in dieser Gestalt nicht schon nahe getreten, der weiß nicht, was es heißt, das Leben wieder gerettet haben. Gott weiß, wir waren ergeben zu sterben; es ist uns Ernst gewesen, wenn wir uns früher gesehnt und gefreut in manch stiller Stunde nach der Heimath droben; — aber als wir wieder auf nothdürftig geretteten Stühlen um unsern alten Eichentisch saßen — der polirte Ovaltisch schwimmt draußen auf dem Meere, — als wir uns so recht labten an dem guten warmen Thee, — der Kapitän hier, der seine Vorräthe besser geborgen, hat uns mit Thee, Zucker und Zwieback versorgt; — da durchdrang uns doch wieder mit inniger Freude das Gefühl des Daseins: wir sahen einander glückselig in die Augen und gaben uns die Hand, und hatten große Sehnsucht, daß Du bei uns sein möchtest.

O lieber Eduard, es muß ein heiliges und theures Gut sein um das Leben, sonst hätte uns der Herr nicht so tiefe Liebe dazu in's Herz gesenkt. Du kennst das alte Gleichniß, nach dem die Lebensstunden Samenkörner sind; der Eine schüttet sie nutzlos aus, der andre wirft sie unter Unkraut, daß schlimme Saat aufgeht. — Lieber Edward, säe Du sie in guten Grund; es muß so fürchterlich sein, mit dem Leben alles zu verlieren.

Nun unsre Insel wieder zugänglich ist, kommen Leute von nah und fern, um den Jammer zu beschauen und Hilfe zu bringen. Wunderliche Dinge kommen freilich als Gaben hier an: eine Bibliothek aus lauter Rechenschaftsberichten von

Waisenhäusern und Armen-Anstalten, ein kunstvolles Instrument, um Hasen zu tranchiren, — ich glaube nicht, daß Viele auf der Hallig wissen, wie ein Hase aussieht; — aber es wird auch viel Schönes und Nützliches hergesandt und man darf hoffen, die zerstörten Wohnungen wieder zu füllen.

Ein Menschenleben hat die Fluth verschlungen, nur Eines dürfen wir mit Dank sagen, nachdem wir das grausige Toben von Sturm und Fluth gehört; es war der Junge des Fischer Klas, der seine Aepfel noch retten wollte, die er von der letzten Fahrt aus Tondern mitgebracht. Die alte blinde Martha war allein, hat allein ihren Weg auf den Dachboden gefunden und ist doch verschont geblieben. „Jetzt weiß ich gewiß, daß mein Jan noch lebt," sagte sie zuversichtlich; „mich alte müde Frau hätte der Herr nicht übergelassen, wenn er nicht noch eine Freude für mich aufgehoben hätte," und sie läßt sich diesen Glauben nicht nehmen.

Wir haben viel freundliche Einladungen erhalten, auf dem Festland zu verweilen, bis das Haus wieder hergestellt ist. Wir gedenken die einer Predigerfamilie in H. anzunehmen und wollen Mary, die sich freut wie ein Kind, längere Zeit dort lassen. Ob es ihr nicht schwer wird, sich wieder hier heimisch zu fühlen, wenn sie zu lange das bewegtere Leben, die reichere Natur draußen gesehen hat?

Dir, mein Junge, würde es wohl leichter, die Hallig als Deine Heimath anzusehen, wenn Dir der Weg in die weite See offen bliebe. Es scheint mir nach Deinen Briefen, daß auch Du etwas fühlst vom Heimweh der Halligbewohner und es freut mich, daß Du erfahren, wie man dies stille Fleckchen Erde lieb gewinnen kann.

Es wird uns ja noch gelingen, Dir die Laufbahn auf die See zu öffnen, nach der Dein Herz verlangt. Bedenke

aber wohl, mein Sohn, welch wechselvolles Leben Du ergreifst. Und indeß benütze recht treu Zeit und Gelegenheit, Dir innern Reichthum zu sammeln für eine Zeit, wo Du auf dem weiten Meere schwimmst; Jeder, der es kann, soll sich neben seinem Wohnhaus ein Gärtchen anlegen: ein geistiges Gebiet, darin er sich gerne ergeht, nicht um sich den Beruf zu entleiden, sondern um sich frisch dafür zu erhalten.

Und nun Gott befohlen, mein Edward; ob der Vater heute Zeit findet, Dir noch zu schreiben, zweifle ich. Da der Weg zur Kirche noch nicht frei ist, so hat er um so mehr zu thun, bis er nach Allen sieht, Alle tröstet, die die Fluth beschädigt und die gesandten Gaben vertheilt.

Behüt Dich Gott, mein Junge, denk an die Heimath Deiner Eltern mit dem sichern Trost: Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben, Gott hilft ihr frühe.

Deine

treue Mutter.

Schluß.

Adele an Fräulein Dobler.

1865.

Meine liebe, alte Freundin!

Es war mein Wunsch und meine Absicht, auf der Reise, die ich nach so langer, langer Zeit wieder in das Heimathland meiner Jugend gemacht habe, auch bei Ihnen einzusprechen, da ich aus Ihrem letzten Brief gesehen, wie Sie jetzt manches von den Beschwerden des Alters zu leiden haben. Es kam nicht dazu, ich habe mich so spät von meinem Kinde losreißen können, daß kein Umweg mehr möglich war. Zum

Ersatz sollen Sie jetzt einen recht genauen Bericht über all unsre Schicksale haben, seit wir uns zum letztenmal geschrieben.

Sie wissen ja, um weit auszuholen, daß unsre Mary, Ihr Zögling, von klein auf immer Verlangen trug nach dem farbenreichen Leben der Welt draußen, auch so lange sie es nur aus Büchern und Erzählungen kannte. Die Erscheinung eines jungen Mannes, der unsre Insel besuchte und sich sehr für das eigenthümliche Leben auf der Insel und — für das siebenzehnjährige Pastorstöchterlein interessirte, hat wohl diese Sehnsucht noch lebendiger gemacht; wir dachten auf's Neue ernstlich daran, eine andere Stelle zu suchen, wenn ich auch wohl wußte, daß kein reiches und blühendes Land des Kindes stilles Herzweh heilen könne, mit dem sie oft hinübersah über die trübe Fluth.

Jener Fremde war ein junger Landwirth gewesen, der aus den Rheinlanden stammte und der auf einer Reise in Norddeutschland als Kuriosität die Halligen kennen lernen wollte. Ob auch auf ihn das stille Inselkind einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, oder ob das Leben der Welt draußen in seinem Wechsel und seiner Bewegung das Bild meiner blonden Mary wieder in ihm verlöscht hatten? — ich weiß das nicht, der Herr hat über dunkle Fluthen den Weg gebahnt zu meines Kindes Glück.

Als ich mich mit dem Gedanken trug, Mary für einige Zeit in eine größere Stadt zu senden, da kam im Herbst die gewaltige Sturmfluth, der Sie, liebe Freundin, noch glücklich entgangen sind. Unser Edward hat Ihnen damals in unsrem Namen Bericht davon gebracht. Wir glaubten an Ueberschwemmung und Gefahr gewöhnt zu sein, aber, was die Schrecken des Todes sind, das habe ich in jener

Nacht erfahren. Der Herr hat gnädig der Fluth Halt geboten, im Augenblick, als sie drohte, die letzten Pfeiler unsres Hauses zu stürzen.

Es war ein trauriger Anblick nachher; die halbzerstörte Insel, zertrümmertes Geräthe, beschädigte Häuser und der Grund mit Schlamm bedeckt. Ihnen, liebe Freundin, die Sie sich nie recht an unsre Hallig gewöhnen konnten, als sie noch in blühendem Zustand war, würde er wohl ganz trostlos erschienen sein. Man half sich nothdürftig; unser Kapitän, der mehr Erfahrung hatte, hatte Haus und Vorräthe besser verwahrt und nahm uns auf. Bald auch kamen viel theilnehmende Leute vom Land herüber, um die Zerstörung zu schauen und Hilfe zu bringen. Wir schickten uns an, die Einladung einer Predigerfamilie zu H. anzunehmen; unsre Mary sah gar bleich nach dem Schrecken, — da landete wieder ein Schiff mit theilnehmenden und neugierigen Fremden. Wir waren eben unweit der Landungsstätte, Mary hatte, wie sie immer that, wenn ein Schiff landete, ihre blauen Augen mit ihrem eignen tiefen Ausdruck auf die Ankommenden geheftet, da — überflog ein lichtes Freudenroth das liebe Gesicht meines Kindes, — unter den Fremden war der junge Rheinländer.

Er war fern von hier auf einer landwirthschaftlichen Akademie und die Kunde von unsrem Unfall wäre wohl schwerlich so weit gedrungen, wenn nicht ein junger Hamburger, der ihm nah befreundet war, ihm die Geschichte von der überschwemmten Hallig erzählt hätte. Da scheints, hat er erst wieder des Mädchens gedacht, und feurig und ungestüm wie die Jugend ist, bewog er den Freund, da er eben seine Studien beendet, mit ihm die Reise hieher zu machen, — nur der Merkwürdigkeit wegen.

Nun, liebe Fräulein Dobler, wenn Sie noch an jenen Sommer denken auf Schloß Rhönek, so wissen Sie vielleicht auch noch, wie ein paar verliebte junge Menschenkinder aussehen. Wir Alten sahen dies glückselige Wiedersehen, all das stille junge Glück, das daraus keimte, mit leiser Wehmuth an, als uns der Hamburger die Verhältnisse seines Freundes gelegentlich erzählt. Es handelte sich hier freilich nicht um ein Grafenkind und einen Pastor ohne Stimme, aber um einen Landwirth ohne Gut und ein armes Pastorstöchterlein, und wie weltfremd wir auch in unsrer Einsamkeit geworden sind, wir wußten doch, daß man draußen in der Welt, nach der unsres Kindes Sinn verlangte, nicht von der Liebe allein leben kann.

Aber — die Wunder waren noch nicht zu Ende; schade, daß Sie nicht mehr da waren, ich weiß, wie oft Sie geseufzt: „es geschieht eben so gar nichts hier!“ Diesmal ist geschehen Wunderbares genug!

Denken Sie noch an die blinde Marthe? sie ist uns immer alt erschienen, sieht aber jetzt, wo sie vierundachtzig ist, nicht viel anders aus, als vor 21 Jahren. Wissen Sie nicht, wie oft sie von ihren ertrunkenen Söhnen sprach, besonders von Einem, ihrem Jan, auf dessen Wiederkehr sie noch hoffte? Nun, dieser Jan hat alle Länder und Meere durchschifft, hat in der Südsee Schiffbruch gelitten und dort auf einer Planke auf weitem Meer und einsam auf einer öden Insel Freundschaft geschlossen mit einem Engländer, der ihn bewogen, mit ihm auf seine Besitzungen in Indien zu gehen. Jan hat scheint's nicht die tiefe Heimathliebe der Halligbewohner, war auch wenig des Schreibens kundig und ein Brief, den er seiner Mutter durch einen Seemann zuschickte, ist verloren gegangen; so kam's, daß sie keine Kunde von ihm erhielt.

Nun hat der Aufstand in Indien Mr. Seyton nach Europa getrieben und seinen treuen Freund mit ihm. Da wacht Jan seine Heimathliebe wieder auf und Seyton entschließt sich, mit ihm sein Eiland zu besuchen, so kommen die Beiden auch kurz nach der Sturmfluth an.

O, ich wollte, Sie hätten die Glückseligkeit der Mutter gesehen, die den wettergebräunten Seemann, der Allen fremd geworden, beim ersten Laut seiner Stimme erkannt hat; wie sie mit ihren magern Händen über sein Gesicht fuhr und lachte und weinte, und ihm erzählte vom Vater und den Brüdern, die lange todt sind, und wie sie von ihm geträumt und nie habe glauben können, daß er todt sei. — Er hat nun der alten Mutter und der Schwester ihr Haus wieder aufbauen helfen und will nicht mehr von ihr gehen, so lange sie noch lebt.

Aber, ich bin nicht zu Ende mit Ueberraschungen; der Engländer hielt sich viel zu uns, da er mit uns gut sprechen konnte; da kam es denn bald zu Tag, daß ich die Tochter einer englischen Mutter bin, und er, — der einzige Verwandte, den ich auf Erden habe, der Bruder meiner seligen Mutter, der sich vor Jahren im Verdruß von ihr getrennt hatte. Er war nicht, wie Tante Hofräthin gemeint, von einem Gletscher herunter gefallen; hatte sich aber großen Expeditionen angeschlossen und endlich in Indien niedergelassen. Ich leide nicht mehr, daß man die Engländer stolz und kalt nennt; die Freude und Liebe, mit der der alleinstehende Mann die neugefundnen Verwandten begrüßte, war rührend; auch ich habe ihn lieben lernen, so herzlich, so ohne Scheu, wie ich leider meinen armen Vater nicht lieben konnte und diese Liebe ist ein neues Glück für mich.

Und nun, liebe, alte Freundin, haben sich die Wege

für mein Kind wunderbar geebnet, leichter als einst die meinigen.

In der reizendsten Gegend der schönen Rheinlande steht das Schlößchen und ein blühendes Landgut, das meine Mary, nun ehrbare Frau Neuland, mit ihrem Gatten bewohnt. Er nennt sich den Verwalter des Onkel Seytons, aber sie fühlen sich wohl und behaglich wie in ihrem Eigenthum und sie dürfen das wohl auch.

Zu lernen hat mein Inselkind freilich inmitten des gesegneten Landes fast mehr, als ich vor Zeiten auf unsrer dürftigen Hallig; und auch ihr junger Gemahl, der aus lauter Freiheitsliebe sich in kein Amtsjoch spannen wollte, erfährt reichlich, daß es ohne ein „Muß“ nicht geht auf Erden. Aber ein schönes, reiches Leben führen die Kinder, und wenn ich meine Mary so gar lieblich erblüht sehe in der milden Luft, so bin ich doch froh, daß sie kein weißes Seeröslein geblieben.

Meine arme Ida, die ich taub, verstimmt und früh gealtert gefunden habe, die hat immer auf einen Onkel aus Amerika gewartet, der Millionär geworden sein sollte. Daß mein Onkel so reich ist, glaube ich nun nicht, doch muß sich ihm Indien immerhin als Goldgrube gezeigt haben, denn die Leichtigkeit, mit der er Geldfragen behandelt und erledigt, hat für mich etwas Fabelhaftes. — Mein armer Vater!

Unser junger Edward, schon des Namens wegen des Onkels Liebling, schifft schon seit bald einem Jahr nach Herzenslust auf der See. Wir sind nicht ängstlich mehr, seit wir das Meer so nahe gesehn, und wir freuen uns schon von Herzen auf eine frohe Wiederkehr.

Nachdem mein Mann vor einem Jahre unsre Tochter in unsrer alten Kirche getraut, und wir das Kind haben ziehen lassen mit unsrem Segen, haben wir zwei Alten gar stille

zusammengelebt; unser Haus ist durch die Güte des Onkels und die Fürsorge unsrer Tochter stattlich hergestellt, die Zimmer heiter und behaglich eingerichtet. Unser „Garten in der Höhe" leuchtet noch immer in unvergänglicher Schönheit und wechselndem Glanze und unser kleines Gärtchen ist nicht blumenleer. Wir haben genug zu sinnen und zu reden, bis wir alle Wege durchgehen, auf denen der Herr uns so wunderbar geführt.

Aber seit wir in diesem Frühling unsre Kinder besucht und all die reiche Schönheit meiner Jugendheimath uns Auge und Herz erfreut haben, seither denken wir doch alles Ernstes daran, uns eine andre Heimath zu suchen. Ein Nachfolger für Theodor ist gefunden; ein Enkelsohn unsres Kapitäns, der, sobald er seine Studien vollendet, auf seiner Mutter Heimathinsel kommen will, wird gewiß der Gemeinde Ersatz sein. Onkel Edward macht uns die freigebigsten Anerbietungen. Theodor denkt an eine Pfarrstelle in seiner Heimath, obgleich er geheime Scheu fühlt, in einer andern Gemeinde zu predigen. Mein Ideal ist ein Häuschen im Grünen, „wo die blauen Berge stehen," in der Nähe unsres Kindes; unser junger Seemann würde uns auch da finden. Da könnte Theodor seinen lieben Studien leben, und Gelegenheit zu gesegnetem Wirken gäbe es auch ohne Pfarramt. Wo wir auch hinkommen, liebe Fräulein Dobler, ein Stübchen, wo eine alte Freundin ihr Ruheplätzchen findet, das gibt es gewiß bei uns.

Theodor meint, er sei doch noch zu jung, um sich so zur Ruhe zu setzen; Andre aber denken, zweiundzwanzig Jahre auf einer Hallig sei wie fünfzig draußen.

Ob nun einer unsrer Plane sich erfüllt, oder ob uns noch eine Ruhestätte werden soll hier einsam mitten im Meer, —

ich weiß es nicht. Gott segne unser liebes Eiland, es ist uns eine Friedensheimath gewesen. Der Herr, der uns so treu geleitet durch trübe Fluthen zu stiller See, der wird uns einst finden, wo wir auch ruhen, und möge uns Alle zusammenführen zu ewiger Freude.

Ihre

Adele.

Die Schule der Demuth.

Eine stille Geschichte aus bewegter Zeit.

„Was in aller Welt kann es bei Ihrer Herrschaft noch Neues einzurichten geben," fragte die Ladenjungfer in dem Spezereigeschäft an der Ecke das Stubenmädchen bei Bankier Kamphausen, „daß Sattler- und Schreinerjungen den ganzen Tag mit Möbel aus- und eingehen? Ist's denn bei Euch noch nicht schön genug?"

„D'rum kommt heut unser Fräulein aus der Pension zurück," entgegnete diese, „da kann's dem Papa wieder einmal nicht genug werden, bis ihr Zimmer neu eingerichtet ist. Aber schön wird's!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Möchte wohl auch einmal so heimkommen!" „O, geh'n Sie, Jungfer Louise," sagte die Ladenjungfer, „Sie kommen schon noch zu rechter Zeit heim! man weiß wohl, warum der Herr Zimmermaler Möbele sein neues Logis so schön ausmalt mit Engelein und Blumen, da können Sie auch einmal zufrieden sein!" Mit vergnüglichem Lächeln, ohne Widerspruch zu erheben, eilte das Dienstmädchen weiter, um noch Blumen zum Schmucke des neueingerichteten Zimmers zu holen.

Eh Herr und Frau Kamphausen sich anschickten, die Tochter auf der Post abzuholen, betrachteten sie noch einmal wohlgefällig das gelungene Werk, ein wahres Ideal von einem Mädchenstübchen, obgleich jene Zeit noch nicht so viel verfeinerten Luxus kannte, wie die unsre. Aus dem Schnabel

einer vergoldeten Taube wehten lichte Mousselinvorhänge über das Bett mit den seidnen Decken und gestickten Ueberzügen; der niedliche Arbeitstisch, mit Perlmutter eingelegt, war das Meisterstück eines Kunstschreiners gewesen, auf dem Blumentische zwischen den seltensten Blüthen und Blättern spielten Goldfischchen in einem Krystallglas, darüber schwebte ein Vögelchen in einer Luftgondel, einem wahren Wunderwerk von Käfig. Das prachtvolle Oval des Ankleidespiegels, Sopha und Stühle von himmelblauem Damast, — es war Alles wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht", in's Moderne übersetzt. Und dieser kunstvoll geschnitzte Bücherschrank! Ein neuer Schriftsteller sagt als Beweis gegen die Behauptung, daß Frauen bei der Liebe nur auf Geist sehen: es habe noch nie ein Frauenzimmer ein Verhältniß angefangen mit Schillers sämmtlichen Werken. Schillers sämmtliche Werke waren auch dazumal noch nicht einmal erschienen, aber bei diesen Prachtbänden seiner neuesten Dichtungen hätte einem wahrhaftig die Lust dazu kommen können!

Thusnelda, die einzige Tochter des Hauses, zog ein, die junge Herrin dieses Zauberreiches, und nahm Besitz davon, mit Freude und dankbarer Ueberraschung, aber doch leicht und natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. Die Mutter begrüßte ihr neugeschenktes Kind mit Freudenthränen; in dem Blick, mit dem der Vater die schön erblühte Tochter anschaute, lag neben der natürlichen Freude des Vaterherzens noch Etwas von der Gier, mit welcher der Spieler die Karte ansieht, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt.

Die Mutter hatte geglaubt, Thusnelda werde nach den einfachen Schlafsälen der Pension Monate lang noch außer sich sein über die Schönheit und Eleganz ihrer Umgebung; dem war aber keineswegs so, sie war durchaus daheim, als

habe sie sich schon genug verwundert im Leben und sich darum an das Gute und Angenehme äußerst leicht gewöhnt.

Auch die Mutter war es bald gewöhnt, das halbwüchsige unfertige Töchterlein, von dem sie sich vor zwei Jahren so schweren Herzens getrennt, nun schlank und hochgewachsen, mit leichter sicherer Haltung, als ob sie vollkommen fertig wäre, wieder um sich zu haben, aber sie war ein wenig niedergeschlagen, als sie auch alle Fehler ihrer Thusnelda sammt ihren guten Eigenschaften wieder fand.

Es ist ein eigen Ding um die Elternliebe; man nennt sie gemeinhin blind, ich glaube aber, daß sie viel häufiger schwach ist. Man sieht die Fehler seiner Liebsten am meisten, weil man am schwersten darunter leidet, aber man hat nicht Kraft und Beharrlichkeit, sie zu unterdrücken, und der kleine Kampf mit Ermahnungen und Zurechtweisungen ist so ermüdend. Da getröstet man sich, irgend eine andre Einwirkung soll gut machen, was die zu weiche Liebe versäumt. „Gieb Acht, draußen wirst Du den Kopf schon verstoßen!“ ist der letzte Trost, mit dem man die Waffen streckt, und dann ist man verwundert, wenn draußen nicht in wenigen Monden beseitigt worden ist, was man Jahrelang hat wachsen lassen! Das Leben freilich ist der beste Lehrmeister, aber meist ein langsamer und oft ein sehr theurer.

Für Knaben, da gibt es Kostschulen, Lehrherrn, Militär- oder Seminarzucht, um den Kopf zu verstoßen; für Mädchen, da gab es in der guten alten Zeit fast in jeder Familie berühmte „böse Frauen“, sogenannte Mädchenstriegel, die als Popanz bei jedem Fehler auftauchten. „Gib Acht! ich muß Dich doch noch zur Tante Speziälin, oder zur Frau Stadtschreiber Maierin schicken!“ Unter dem strengen Regiment dieser bösen Frauen wurden dann die gewöhnlichen Mädchen-

fehler: Nachläßigkeit, Eitelkeit, Zerstreutheit ꝛc., gar gründlich bekämpft; ob nicht auch manche zarte und liebenswürdige Eigenschaft, manch leichter Duft der Mädchenblüthe mit „weggestriegelt“ wurde? — danach fragte die gute alte Zeit nicht viel; und dieselben Frauen, die in dieser Schule hergezogen waren, seufzten nachher bei ihren Töchterlein: „wenn nur die Tante Speziälin selig noch lebte! gleich morgen müßtest Du zu ihr!“ Jenes energische Geschlecht der „bösen Frauen“ ist jetzt ausgestorben und wenn es noch welche gibt, so haben sie in unsern rastlosen Tagen nicht Zeit mehr, ihre Talente nach außen anzuwenden.

Frau Kamphausen hätte nun freilich ihr Töchterlein keinesfalls einer so rauhen Kur unterworfen; das „hatte sie nicht nöthig“, das Kind des reichen Bankier, der wohl gesonnen war, wie Wallenstein, seinen Eidam auf Europas Thronen zu suchen.

Aber in eine Pension hatte man sie geschickt, die theuerste und doch mit einfachen Erziehungsgrundsätzen, ein Institut, wo schon auf dem Programm stand, „daß die Zöglinge vor allem in liebevoller Selbstverleugnung und hingebender Demuth geübt werden sollen“.

Dieser ausgezeichneten Anstalt hatte die Mutter ihre Thusnelda anvertraut, gewiß, daß sie aus derselben als ein neues Wesen hervorgehen werde, und sie war nun höchlich verwundert, daß es die alte Thusnelda wieder war. Dieselbe Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, wo sie kein schweres Opfer zu bringen hatte, aber auch derselbe hochfahrende Ausdruck, wo man ihr zu nahe trat, die Leichtigkeit und Gewandtheit mit der sie alles zu thun verstand, und doch die kostbaren Fingerchen, die ja nichts anrühren wollten, „was sich nicht schickt für mich“; bei aller Gutmüthigkeit fehlte ihr die liebe-

volle Allgegenwart, die freundliche Achtsamkeit auf Andrer Wünsche, die zum schönsten Frauenschmuck gehören.

Die Mutter fand es nun noch schwieriger, als zuvor, dem Kinde, das so mit Einemmale aufgeblüht vor ihr stand, tadelnde Bemerkungen über ihre Fehler zu machen: so ergab sie sich denn darein, freute sich des Mädchens, wie sie war, und befahl ihre Mängel in der Stille der weisen Leitung des Herrn, der sie schon noch in die Schule schicken würde, die sie brauchte — es war ja genug an ihr, über das sie sie sich freuen konnte.

Einen Fehler ihrer eignen Jugend fand sie bei Thusnelda nicht, sie hielt das für gut und doch bedauerte sie es fast; es war in dem Kinde nicht das sinnende, träumerische Herzensleben, das ihr, der Mutter, die Jugendzeit in ein farbiges Dämmerlicht gehüllt, so daß sie jetzt kaum mehr wußte, was damals Glück gewesen war und was Leid, so süß waren die Thränen, so wehmüthig die Freude! Es hatte ihr diese Gewohnheit, nur in ihrer eignen Herzenswelt zu leben, freilich auch den spätern Lebensweg oft schwer gemacht; darum wollte sie nicht beklagen, daß ihr Kind nun mehr in der Wirklichkeit daheim war.

Die Pensionserziehung, die dem jungen Wesen keine Einsamkeit gestattet, mit der festen, bestimmten Zeiteintheilung, mit den Spaziergängen Paar um Paar, wie bei einem Regiment Soldaten, begünstigt diese träumerische Richtung junger Gemüther nicht, und es wird wohl gut so sein, wenn ihnen dagegen der Sinn für die rechte eigentliche Bedeutung des Lebens erschlossen wird. Sonst aber mag wohl auch, wie früher in andrer Weise bei den bösen Frauen, viel eignes, eigenthümliches, frischquellendes Leben bei zu regelrechter Erziehung verloren gehen und Gefahr sein, daß Manche auf

der Oberfläche des Lebens den Genuß sucht, den sie nie in seinen Tiefen finden konnte.

Thusnelda sah frisch und hell in's Leben, sie träumte auch niemals von „einer Hütte, einsam tief im Walde", sie trat mit vollem Bewußtsein in die Vortheile ihrer äußern Stellung ein, sie achtete den Besitz keineswegs gering, aber sie schätzte ihn auch nicht an sich, sondern weil es sehr angenehm ist, immer genug zu haben. Die Mutter konnte ihr eigen Mädchenherz mit seinen Träumen nicht so recht bei der Tochter wiederfinden, aber dies eigne Herz hatte sie auch früher oft irre geführt, so wollte sie nicht darüber klagen.

Herr Kamphausen besann sich nicht auf die Schattenseiten seiner Tochter, er suchte nur vor Allem ihre Lichtseiten gehörig hervorzuheben und freute sich ungemein, daß sie sehr bald die gesellige Gewandtheit entwickelte, für die ihm die Institutsbildung nicht genug gethan.

Thusneldens eifrigster Bewunderer war aber der kleine kränkliche Bruder Ewald, das einzige ihrer Geschwister, das noch zu Hause war; Adolph, der älteste Bruder, war in einem Handlungsinstitut am Genfersee, Alfred und Eugen bei einem Professor in Pension gegeben; dem Kleinen, der meist in die Kinderstube gebannt war, schien es wie ein Wunder, daß die schöne große Schwester sein eigen sein sollte, und er war glücklich mit der im Ganzen geringen Aufmerksamkeit, die sie ihm schenkte.

Herr Kamphausen gedachte seine Tochter nicht nur so gelegentlich in der Welt auftreten zu lassen, nein, sie sollte in aller Form eingeführt werden.

„Man meint wahrhaftig, der Herr sei ein Bräutigam und nicht ein Vater," bemerkte Luise, das Stubenmädchen, gegen den Zimmermaler Möbele, der ihr auf einem Gang

zum Juwelier begegnete, „nichts ist schön genug für unser Fräulein zu der Gesellschaft, die wir heute Abend geben in unsrem eignen, leiblichen Hause. Bei Regierungsraths, die doch auch nicht von Stroh waren, da haben die Fräuleins weiße Schürzchen angezogen und Thee servirt, wenn wir Gesellschaft hatten, und unser Fräulein soll man herausputzen wie eine Herzogin! Schön ist sie! ja, meinetwegen, wiewohl, wenn ein Anderes den Staat hätte, . . .“ „So wär's noch schöner,“ ergänzte der artige Zimmermaler. „Da hat der Herr gestern,“ fuhr Luise fort, mit einer Handbewegung das Kompliment ablehnend, „selbst einen Schmuck von Korallen für sie geholt; jetzt findet er, Türkisse mit Perlen seien viel nobler, so muß ich jetzt noch einmal zum Juwelier laufen.“ „Und ich finde es erst dazu unchristlich, so türkisches Zeug zu tragen,“ bemerkte der solide Maler. „Ach, das kommt nicht von Türken,“ belehrte ihn Luise, „es ist nur so der Name vom Edelstein.“ „Aber Ohrenringe mit Granaten,“ meinte Herr Möbele wieder, indem er einen wohlgefälligen Blick auf den Schmuck warf, den Luise seiner Freigebigkeit verdankte, „sind doch auch nicht zu verachten, und zu einem schönen Anhänger dazu muß es auch noch langen; man hat sie jetzt billiger, hinten mit Silber.“

Beschwichtigt durch diese Aussicht eilte Luise, den Schmuck für ihre junge Herrin zu besorgen, die denn auch in Wahrheit „wie eine Herzogin“ im Glanze ihres Schmuckes und ihrer blühenden Jugend Abends an ihres Vaters Seite den glänzend erhellten Salon betrat, wo Frau Kamphausen längst wie auf Nadeln saß, um in geschmückter Ruhe die Gäste zu empfangen, während ihr besorgtes Hausfrauenherz sie immer noch trieb, in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Zu ihrer Zeit wäre Frau und Tochter emsig mit Bedienung der Gäste

beschäftigt gewesen; sie hatte sich nie recht gewöhnen können, die Dame zu spielen, was ihrer schönen Tochter scheint's außerordentlich leicht wurde.

Und doch freute sich unwillkürlich das Mutterherz all des Schönen, das man ihr über ihr aufgeblühtes Töchterlein sagte, das die unbeholfene Schüchternheit der Pensionärin bald abgestreift hatte und sich mit unbekümmerter Anmuth in dem zahlreichen Kreis bewegte, in dem sie meist alte Bekannte wieder fand.

„Thusnelda, Herr Braun wünscht Dir vorgestellt zu werden," sagte der Vater, indem er einen mit etwas nachlässiger Eleganz gekleideten jungen Mann vor sie führte, „ich denke aber, bei Arthur, dem Gespielen Deiner Kindheit, wird es keiner förmlichen Vorstellung bedürfen."

Ja, das war ihr ehemaliger Gespiele und Hausgenosse, Arthur Braun! Die Person hätte sie nicht mehr gekannt, aber den Namen, und wie sie ihn lächelnd begrüßte, so wäre wohl hier die schönste Illustration gewesen zu den oft angeführten Dichterworten:

Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n rc.

Herr Arthur Braun schien aber zunächst noch nicht von einem „namenlosen Sehnen" erfaßt, es brachen keine Thränen aus seinen Augen; er irrte auch nicht allein, sondern er blieb nach einer tiefen Verbeugung aufrecht stehen und unterhielt die junge Dame mit derselben vornehmen Gleichgültigkeit, die sein ganzes Wesen ausdrückte, und die vorauszusetzen schien, daß jeder Unterhaltungsgegenstand für Andere eben so langweilig sein müsse, als er für ihn selbst sei.

Auch waren die Erinnerungen Thusnelda's an ihn „aus der Kindheit Rosenzeit" nicht besonders süßer, schwärmerischer

Art; er war schon als Knabe, obwohl nicht dumm, doch ein langweiliger, verdrießlicher Bursche gewesen, der zur Zeit als Kamphausens und Brauns noch associrt waren und dasselbe Haus bewohnten, sie und ihre Brüder meist sehr ungastlich empfangen hatte. Aber Kamphausen's Verhältnisse waren damals noch einfacher, die Kinder bescheiden gehalten, darum übten die Spielsachen, mit denen das verwöhnte einzige Söhnlein des reichen Braun überschüttet war, große Anziehungskraft auf die kleinen Kamphausen, ihre Besuche hatten zunächst dem kleinen Theater, den schönen Bilderbüchern, all den zahlreichen Geduldes=, Lege= und Mosaikspielen gegolten, nicht dem mürrischeu Besitzer dieser Herrlichkeiten.

Eine rasche, glückliche Spekulation, auf eigene Faust unternommen, hatte Kamphausen schnell zu einem reichen Manne gemacht, zugleich aber auch die Verbindung der beiden Männer gelöst, die nie recht zusammengepaßt hatten. Aeußerlich war das Verhältniß der beiden Familien ein freundschaftliches geblieben, die jungen Leute aber hatten sich bis heute nicht wieder gesehen, da der junge Arthur indeß den Vorrath seiner verdrießlichen Weltanschauung auf Reisen noch vermehrt hatte.

Arthur, der keineswegs der Vorstellung entsprach, die wir uns von dem heimgekehrten „Jüngling" aus der Glocke machen, war in großer Verlegenheit, woher er Kindheitserinnerungen nehmen sollte, und war sehr erleichtert, als Thusnelda ihn lachend daran mahnte, wie sie und die Brüder einst eine große Ueberschwemmung verursacht, als sie den Springbrunnen in seinem Weihnachtsgarten zu stark angestrengt, wie ihr Bruder Adolph den Schweif von Arthur's prächtigem Wiegenpferd abgeschnitten, um damit als Pascha mit Roßschweifen aufzutreten und besagtem Wiegengaul dagegen einen flächsernen Schwanz eingesetzt, was zu großem Gebrüll von

Seite Arthurs und zu einer gefährlichen Untersuchung geführt; wie sie, die Geschwister Kamphausen, einst alle Törtchen aufgezehrt, die Mama Braun zu gemeinsamem Genuß vorgesetzt hatte, während Arthur sich in einen Schmollwinkel gestellt, und wie ihm dann Adolf weiß gemacht, Thusnelda's große Puppe habe so starken Appetit.

Herr Arthur Braun war wirklich unterhalten, was ihm nicht allzuoft begegnete, und Papa Kamphausen beobachtete von ferne mit stillem Vergnügen die lebhafte Unterhaltung der Beiden.

Mit diesem Abend war für Thusnelda die Pforte eröffnet in die große, gebildete Welt, die ihr von der klösterlichen Einsamkeit des Pensionslebens aus in so buntem, strahlendem Lichte erschienen war.

Ich habe vor Zeiten gar schöne Schilderungen gelesen von gefeierten Heldinnen, die, wo sie in Gesellschaft erscheinen, beständig von einem Schwarm von Anbetern umringt sind, habe mir auch eine ganz eigene Vorstellung von solchen „Anbetern" gemacht, die ich mir immer in tiefer Verbeugung begriffen, in schwarzen Fräcken mit langen Schößen vorstellen mußte, und hätte gar zu gerne einmal eine solche umringte und umschwärmte Heldin gesehen, bin aber nie so glücklich gewesen.

Auch bei Thusnelda war es so gefährlich nicht, obgleich sie in Wahrheit ein schönes Mädchen war, mit ihrer schlank aufgerichteten Gestalt, der tadellos reinen Gesichtsfarbe und den glänzend schwarzen Haaren und Augen. Doch wurde ihr, die für eine reiche Erbin galt, immerhin Aufmerksamkeit genug erwiesen, um sie in dem sichern unbefangenen Selbstgefühl zu bestärken, mit dem sie ihr vornehmes Köpfchen durch die Welt trug.

Dem Vater schien ungemein viel an dem freundlichen Einverständniß mit der Familie Braun zu liegen und er begünstigte die Annäherung des jungen Arthur, so viel sich dies nur mit anständiger Zurückhaltung vertrug. Die Mutter erschien mehr leidend als genießend an der Seite ihrer anmuthigen Tochter; es lag ein Druck, eine bange Ahnung auf ihrer Seele ohne bestimmten Grund; sie nannte dies Gefühl Heimweh nach dem verlassenen Ewald und ihre glücklichsten Stunden waren die seltnen Abende, die sie mit Thusnelden bei dem Kleinen zubringen konnte.

Nicht immer war diese eine freundliche, geduldige Gespielin für den Bruder — Toilettensorgen nahmen ihr zwar nicht viel Zeit, sie war über ihre Einkäufe sehr rasch entschlossen und ordnete und trug Alles mit dem ihr eignen Geschmack, sicher, daß ihr Alles gut stand; aber sie mochte viel lieber behaglich ausruhen, in einem Journale blättern, einen Roman lesen, als auf die Fragen des Kleinen hören, in seine Spiele eingehen und seine phantastischen Zeichnungen bewundern; doch konnte sie der fast leidenschaftlichen Liebe des Kindes nicht widerstehen. „Es ist wahr, Mutter,“ gab sie eines Abends zu, „wir sollten mehr zu Hause bleiben bei dem Kleinen; er hat mehr Herz, als all das Volk in den Salons.“

„Nun,“ sagte die Mutter lächelnd, „ihr Herz tragen die Leute gerade nicht auswendig im Salon spazieren; wenn Du ihnen näher kommst, so wirst Du bei Manchem Tiefe und Gefühl finden, wo Du es nicht gesucht.“

„Auch bei dem Freunde meiner Kindheit, Herrn Arthur Braun?“ fragte Thusnelda schelmisch.

„Ich hoffe,“ sagte die Mutter, „und der Vater scheint zu wünschen, daß Du eben bei dem das Herz ausfindig machst.“

„Das wäre eine Kunst!“ rief Thusnelda lachend. „Nein, Mutter, ich glaube, wenn man den nimmt, so muß man sehen, wie man auch ohne Herz auskommen kann. Das Gähnen ist ansteckend, ich fürchte, es gäbe eine schläfrige Parthie, wenn ich diesen gesättigten Jüngling erwählte.“

„Verhüte Gott, daß Du's thust, Kind, wenn Du ihn so ansiehst,“ sagte die Mutter erschrocken, „aber — ich denke, er hat gewiß mehr Gehalt und Tiefe, als es scheint! Seine Mutter ist eine gescheidte und gute Frau, wir haben lange freundlich zusammengelebt, . . . der Vater scheint es so sehr zu wünschen — und Du, mein Kind, Du bist verwöhnter, als Du glaubst, es würde Dir schwer, Dich in eine einfachere Lage zu finden — und Brauns sind reich und stehen sehr sicher; ich fürchte, sicherer als wir,“ setzte sie leise mit einem Seufzer hinzu.

„Nun dann müßte man sich eben trösten mit einem recht unterhaltenden Leben,“ scherzte Thusnelda, „Arthur müßte einen reizenden Landsitz anschaffen, eine Villa mit einer Terrasse! Du und Ewald zöget hinaus in den Sommermonaten, da der Vater, so scheint es, nicht Lust hat, diesen Sommer ein Landhaus zu miethen. Ich würde es dann mit ein paar Freundinnen bewohnen und Herr Arthur dürfte manchmal zum Besuch kommen.“

„So sprichst Du nicht im Ernste, Kind,“ sagte die Mutter, ihr ernst und bekümmert in das lachende Gesicht sehend, „Deine Wahl wäre Sünde mit solchen Gesinnungen.“

„Aber Mama, Du führst Papa's Sache schlecht, wenn ich eine gehorsame Tochter sein will,“ sagte Thusnelda, „und nimmst es überhaupt so ernsthaft. Ich dachte nur, wenn Arthur nicht gerade schlimm ist, so könnte ich ihn ja nehmen, wenn Papa so ein großer Gefallen damit geschieht. Aber

er hat mich, so viel ich weiß, noch gar nicht ausdrücklich begehrt, und ich bin noch nicht ganz achtzehn; sei zufrieden, Mama, wir wollen's inzwischen ruhen lassen."

Der Mutter ließ es innerlich keine Ruhe. Sie hatte immer schwer getragen an der glänzenden Stellung ihres Mannes. Als Tochter eines Beamten an regelmäßiges Einkommen, an klaren Ueberblick der ökonomischen Verhältnisse und durchaus geordnete Eintheilung der Einnahmen und Ausgaben gewöhnt, hatte sie sich nie ganz wohl gefühlt bei Verhältnissen, die sie nicht verstand, in die sie nie volle Einsicht fand; es bedrückte sie, wenn zu Zeiten, wo sie wußte, daß ihr Mann Verluste gehabt, gerade nach Außen mehr geschehen sollte für äußeren Glanz, um zu verbergen, daß man vielleicht Grund zur Einschränkung hätte. Ein unruhiges, heftiges, gereiztes Wesen ihres Mannes in den letzten Jahren ließ sie fürchten, daß viel für ihn auf der Wage stand, und doch wich er all ihren Fragen aus, wollte nichts von ihren Vorschlägen zu Ersparnissen wissen. Thusnelden wollte sie indeß das Herz nicht unnöthig schwer machen, so flüchtete sie sich denn in die Kinderstube zu ihrem Ewald, — es war nicht das erstemal, daß sie bei dem stillen, nachdenklichen Kinde Trost und Verständniß, auch ohne Worte, gefunden hatte.

Ewald saß an der großen Bilderbibel, seiner liebsten Beschäftigung, als die Mutter still eintrat, sich neben ihn setzte und ihren Kopf an seine schwache Gestalt lehnte; er sah sie an mit seinen dunklen Augen und blickte wieder in sein Buch. „Mama," sagte er leise, „in der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Sie zog das Kind an sich und es wurde still in ihrem Herzen, so still und friedenvoll, daß ihr bange wurde, wieder hinaus zu gehen aus diesem friedlichen Kämmerlein in

die Welt voll Unruhe, die schon an der Schwelle desselben anfing.

Hatte sie doch diesen Abend schon wieder Gesellschaft, zwar nur einen kleinen Cirkel mit Brauns und einigen Familien, aber sie durfte doch nicht allzulange die Ruhe bei ihrem Kinde genießen. Eben stand sie auf, als ihr Mann eintrat, — eine ziemlich seltene Erscheinung in der Kinderstube, — der verstörte Ausdruck seines Gesichtes ängstigte sie. „Guten Abend, Ewald,“ sagte er hastig und zerstreut. „Wie geht Dir's? Geh mal ein Bischen hinunter und hilf Luisen die silbernen Leuchter im Saale anzünden.“ Ewald mochte gar gerne solch kleine Geschäfte besorgen; er hatte noch nicht wie seine Schwester so hohe Begriffe von dem, was sich für seinen Stand schickte.

„Maria,“ fing der Bankier an, heftig auf- und abgehend, „es ist nicht lange Zeit zu Erwägungen; der junge Braun war heute Morgen bei mir. Obgleich er eine verwünscht vornehme und undeutliche Art hat, sich auszudrücken, so waren doch seine Worte so gut wie ein Antrag für Thusnelda, die Sache sollte diesen Abend in's Reine kommen . . . . .“

„Du willst doch nicht, daß wir ihm entgegenkommen?“ fragte die Frau.

„Nicht handgreiflich, natürlich!“ fuhr er zornig auf. „Sein Entschluß steht ja fest, es handelt sich nur darum, bei seiner verdammt lässigen Weise es zu einem Abschluß zu bringen, und das wird ein hübsches, gescheidtes Mädchen, wie Thusnelda, doch zu richten wissen.“ Gereizt durch das traurige Schweigen seiner Frau fuhr er wieder heftiger fort: „Es braucht übrigens durchaus keiner weinerlichen Familienscene, der Braun ist so übel nicht, er hat seinen wilden Hafer gesät; ich kenne die Brauns; der Junge mag sich so gleich-

giltig stellen als er will, in Geldsachen ist er nicht so dumm und versteht das Geschäft wohl. Für mich ist eine erklärte Verbindung mit Brauns die einzige Rettung, die einzige, verstehst Du?" schloß er mit immer gesteigerter Heftigkeit; „eine Rettung, bei der Braun selbst am Ende nicht einmal verliert," murmelte er zu seiner eigenen Beruhigung, „es handelt sich bei meinem Unternehmen nur um das Einsetzen ungeheurer Mittel .... Du weißt, was Du zu thun hast," wandte er sich an die bleiche Frau, „ich bin gewiß, daß es bei dem Mädchen gar nicht schwer hält, sie zu bestimmen, und daß die Mucken gegen diese Verbindung eher von Dir kommen."

Schweigend und schweren Herzens blieb die Mutter zurück, sie hörte kaum, wie Ewald wieder herauf kam und sich endlich, da die Mutter ihn nicht beachtete, still zu Bett legte. Sie zweifelte nicht, daß Thusnelda einwilligen würde, um so eher, wenn sie wußte, daß ihre Existenz auf dem Spiele stand, — aber durfte sie als Mutter eine Verbindung ohne Liebe zugeben? — Konnte nicht dies jetzt noch so ruhige Herz einst erwachen, wenn es zu spät wäre: erwachen an der Seite eines Mannes, den sie nicht achten, nicht lieben konnte? — War es ein gottgefälliges Band, das die Tochter einging in Unkenntniß ihres eigenen Herzens und der heiligen Bedeutung der Ehe? — Und „die einzige Rettung" hatte ihr Mann gesagt! —

„Madame, Herrn Kommerzienrath Mayers sind bereits unten, das Fräulein hat sie empfangen," meldete das eilig heraufstürzende Zimmermädchen. Rasch und erschrocken erhob sich Frau Kamphausen; sie hatte Zeit und Gäste und Alles vergessen über den quälenden Fragen, die ihr Gemüth bedrängten.

Fast erleichtert, wenn auch ängstlich darüber, daß sie

nun nicht mehr mit Thusnelden reden konnte, ging sie hinab, und als sie diese so blühend und heiter, mit so viel Ruhe und Leichtigkeit sich unter den Gästen bewegen sah, wurde sie ruhiger. War nicht ihres Kindes Natur eine ganz andere als die ihrige? War nicht vielleicht Thusnelden ein ebner Lebensweg beschieden ohne tiefes Herzensglück, aber auch ohne schwere Kämpfe, leicht, gerade und sicher?

Alle Gäste hatten sich eingefunden, Brauns allein nicht, auch der Herr des Hauses ließ sich nicht blicken. Frau Kamphausen schalt auf ihr eigenes ängstliches Gemüth, daß sie heut Alles so schwer bedrückte, ja, daß ihr schien, als ob auf ihren Gästen selbst ein stiller Druck liege, als ob die Männer leise mit einander flüsterten und die Frauen sie und die Tochter bedenklich anblickten.

Der Thee war getrunken, man sollte sich zum Souper in den Speisesaal begeben, — der Herr des Hauses war noch nicht da. Länger hielt es die bedrängte Frau nicht aus, sie schlich sich hinaus und fragte bei der Dienerschaft. „Sind denn der Herr nicht drinnen?“ fragte Luise verwundert. „Ich habe ihn, bald nachdem das Absagebriefchen von Herrn Braun gekommen war, schon im Dunkel aus seiner Stube in's Gartenhäuschen hinaufgehen sehen; ich glaubte, Sie seien schon lange wieder herunter.“

Frau Kamphausen nahm ein Licht und ging hinab in ihres Mannes Zimmer. Sein Pult stand offen, was sie sonst nie gesehen: oben auf seinen Papieren lag ein offenes Billet von Herrn Braun, dessen Hand sie wohl kannte:

„Verehrter Freund!

„So glücklich es uns machen würde, Ihre Fräulein „Tochter für unsern Familienkreis zu gewinnen, so halte ich „doch das Wort, das mein Sohn in dieser Beziehung heute

„zu Ihnen gesprochen, für etwas übereilt; er selbst sieht dieß „ein und ermächtigt mich daher, Sie zu bitten, dieses Wort „vor der Hand als nicht gesprochen zu betrachten.

„Ueberzeugt, daß unser freundschaftliches Verhältniß da= „durch nicht im Mindesten benachtheiligt wird, bitte ich, unser „Ausbleiben für diesen Abend gütig zu entschuldigen und grüße „Sie in ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

W. Braun."

Nachschrift. „Bei etwa eintretenden Verlegenheiten „in nächster Zeit bedauern wir bei dem dermaligen Stand „unserer Geschäfte, Ihnen keine Vorschüsse anbieten zu kön= „nen, dagegen dürfen Sie auf alle denkbare Nachsicht unserer „Seits rechnen."

Sonst fand Frau Kamphausen Nichts, das ihr zunächst Aufschluß geben konnte. Mit der eisigen Ruhe, die oft das schwächste Gemüth bei der bestimmten Aussicht auf eine furcht= bare Thatsache erringen kann, nahm sie das Licht und stieg langsam, mit bebenden Knieen die Stufen hinauf zu dem Gartenhaus in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause.

Aergerlich über das Ausbleiben der Eltern that Thus= nelda ihr Bestes, ihre Gäste gut zu unterhalten; die Tafel war sehr schön arrangirt, Rehbraten und Sulzen vortrefflich, die Kerzen und Lampen strahlten hell, edle Weine funkelten in den Gläsern und die Unterhaltung begann lebendig zu werden. Da trat mit dem Licht in der Hand, todtenblaß und starr wie ein Steinbild, die Hausfrau unter die Thüre: „Ich bedaure, die Gesellschaft stören zu müssen," klang es lautlos von ihren bleichen Lippen, „meinen Mann hat soeben der Schlag getroffen."

Das waren lange, schwere, dunkle Tage über dem einst so glänzenden Hause. Das Leid fragt nicht erst, ob es eintreten darf, es kommt meist ungemeldet: selten, sehr selten von der Seite, wo man darauf gefaßt war. An eine Krisis der Geschäftsverhältnisse hatte Frau Kamphausen längst gedacht, sie hatte selbst einen traurigen Umschlag dieser Verhältnisse gefürchtet, und doch nicht geglaubt. Nun war Alles noch viel grausenhafter gekommen, als sie je gedacht, und mit dem schweren Jammer kam sein allertraurigstes Geleite, die Vorwürfe, die quälenden Gedanken: „Hättest du das Schwerste nicht verhüten können? Hättest du deinem Mann mehr Liebe, mehr Zärtlichkeit gezeigt, dir mehr Interesse und Einsicht in sein Geschäft erworben, mehr gesucht, die Ausgaben zu beschränken!"

Es gibt keine Hilfe, wo solch traurige Gäste sich eingeschlichen, die den Schlaf vom Lager scheuchen, die sich am Morgen mit uns erheben, einen dunklen Schatten legen auf jede unschuldige Freude, die das Leben noch gelassen, und ein Gewicht auf jede Erhebung der Seele, — keine Hilfe, als verzweifelnd erliegen, als sie zu verscheuchen in wilder Zerstreuung in rastloser Mühe und Arbeit, in dumpfem Vergessen, oder — als die ganze Last, Leid, Gram und Reue niederzuwerfen zu den Füßen Dessen, der ein barmherziger Hohepriester ist: der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen wird und den glimmenden Docht nicht auslöschen — der da heilen will, die zerbrochenen Herzens sind.

Thusnelda's Herz war nicht von Vorwürfen gequält: die Jugend ist minder streng gegen sich, leichter geneigt, das Unglück als ein entsetzliches Unrecht anzusehen, das gerade ihr widerfahren, und für das sie Anspruch auf Ersatz hätte, sie selbst hat keine Schuld dabei, o, gar nicht! Aber die edlen,

selbstsuchtslosen und starken Seiten in ihrer Natur hatte dies Unglück zu Tage gebracht; sie war der Mutter Trost und Stütze, vor Allem ihre Hülfe in den äußeren Mühen und Geschäften, die vielleicht später zur wohlthätigen Ableitung werden, die aber für ein wundes Herz peinlich und qualvoll sind. Das sonst gedankenlose unbekümmerliche Mädchen hatte in diesen Tagen eine Kraft und Umsicht entfaltet, die den Sachwalter der Familie, den alten Advokaten Sauer, in Erstaunen setzte, während der Mutter Kraft seit dem entsetzlichen Anblick im Gartenhaus, der ihr den Gatten todt, mit zerschmettertem Hirn gezeigt, wie gelähmt war, so daß sie nur unter den sanften, kindlichen Trostworten ihres Ewald zu einiger Ruhe kam.

Die schwersten Tage waren vorüber; die kleine Familie saß beisammen in dem ehemaligen Gesindezimmer des großen Hauses, das ihnen nebst zwei kleinen anstoßenden Stübchen eingeräumt war, während in den vorderen Zimmern gemalt und tapeziert wurde für den neuen Besitzer. Dieser Besitzer hatte sich beim Kauf nicht genannt, man vermuthete, es sei Herr Arthur Braun, dessen Braut, eine reiche Erbtochter, nichts in dem eleganten Hause schön genug und nach Geschmack gefunden hatte. Thusnelda schien darüber nicht sehr bekümmert, sie saß neben dem kleinen Kanapee, in dessen Kissen der bleiche Ewald schlief, die Mutter hatte ein Andachtsbuch vor sich liegen, aber sie wandte kein Blatt um, sie stützte ihr müdes Haupt in die Hand.

„Und nun, Mutter,“ fing Thusnelda an, einen eben gelesenen Brief bei Seite legend, „nun müssen wir einmal ernstlich überlegen, was aus uns werden soll.“

Die Mutter, die so schnell die Rollen mit dem Kinde gewechselt hatte, die sich nun leiten und berathen ließ von

dem sonst so unbedachten sorgenlosen Wesen, blickte mit matten Augen auf. „Du hast den Brief der Tante gelesen?“ fragte sie.

„Gewiß, Mutter, und ich denke, wir müssen ihren Vorschlag mit Dank annehmen. Die Brüder können natürlich nicht mehr hier in Pension bleiben, der Lehrer aber in S., wo Tante ist, nimmt sie um das halbe Kostgeld wie hier: das kann man noch aufwenden, ich habe schon mit Herrn Sauer gesprochen. Adolph ist alt genug, um selbst eine Stelle zu suchen, Ewald nimmst Du mit Dir zur Tante, die Schule dort ist gut, und so seid Ihr vier doch beisammen.“

„Und Du, Thusnelda?“ fragte die Mutter schmerzlich.

„Um mich sei nicht bange, Mutter, aber bitte, laß mich meinen eignen Weg gehen.“

„Wenn Du mit zur Tante gingest, — wir hätten gewiß noch Platz; vielleicht könnten wir miteinander durch Handarbeit Etwas erwerben, Du hast ja dazu so viel Geschick . . . .“

„Nein, Mutter, das geht nicht. Für Dich vielleicht, wenn Du es kannst, ohne Dich anzustrengen, ist ein solcher Erwerb eine kleine Nachhilfe, aber Du weißt, Handarbeit allein nährt nicht, und ich kann mich nicht mit euch in ein Stübchen zwängen und der Tante dazu noch lästig werden.“

„Ich dachte mir's wohl,“ sagte die Mutter ergeben. „Vielleicht findest Du durch Vermittlung unsrer Freunde eine angenehme Stelle als Gouvernante oder Gesellschafterin, . . .“

„Das thue ich nicht, Mutter,“ sagte Thusnelda sehr bestimmt. „Unsre Freunde sind gewiß herzlich theilnehmend, es ist ihnen vollkommen Ernst damit, — so lang wir ihnen nicht lästig fallen. Sie machten mir auch derartige Vorschläge,

aber — „es sei schwer, eine Stelle zu finden," — „ich sei zu jung", — „zu vornehm gewöhnt," — werde mich auf Enttäuschungen gefaßt machen müssen". Das habe ich nun längst gethan, aber nicht auf diesem Wege. Ich will nicht bedauert sein, nicht mitleidig betrachtet als das verwöhnte Bankierstöchterlein, das nun dienen muß. Zur Gouvernante tauge ich nicht. Ich habe nicht genug Geduld und Zärtlichkeit in meiner Natur, um fremde Kinder an mich zu fesseln. Ich habe nicht Kenntnisse genug. Ich habe nie für einen Zweck gelernt, mein Wissen ist weniger als Stückwerk, das ist mir klar geworden, seit ich mich in den letzten Tagen geprüft: auch habe ich keine Lehrgabe, ich fand das bei meinen Versuchen mit Ewald, der noch dazu ein geduldiger, freundlicher Schüler ist. Man nennt mich stolz, nun, ich will zu stolz sein, eine Stelle zu suchen, die ich nicht ausfüllen kann. Ich will hin, wo mich Niemand kennt, Niemand nach mir fragt; wenn ich dienen muß, so will ich es auch ganz und gar."

„Aber was willst Du denn?" fragte die Mutter, erstaunt auf das Mädchen sehend, das ihr so plötzlich aus den Händen gewachsen war.

„Du weißt," begann Thusnelda mit etwas weniger Sicherheit, da sie wohl den Widerspruch ahnte, „daß unsre Luise heirathet; kürzlich erhielt sie den Brief einer Freundin, die mit ihrer Herrschaft Berlin verläßt und die ihr dort eine Stelle als Jungfer bei einer Generalin anträgt. . ."

„Du, Thusnelda! Du denkst an eine Stelle, die unsre Stubenjungfer annehmen sollte?"

„Warum nicht?" sagte lächelnd Thusnelda, innerlich vielleicht nicht so sicher, als sie äußerlich schien, „ich hoffe, sie besser auszufüllen, als Luise. Du weißt, ich habe mir meine

eignen Sachen immer am liebsten selbst gemacht und habe schon in der Pension viel Komplimente gehört über mein Kammerjungferntalent. Luise klagte mir, wie sauer ihr der Absagebrief an die vornehme Frau geschehe, da Schreiben nicht ihre Stärke ist. Ich erbot mich dazu und bekam bei dieser Gelegenheit Luisens Dienstbuch, das jetzt für sie werthlos ist. Da habe ich mich nun bei der Frau Generalin von Paulsen als Luise Lindemaier verdingt und werde zu Ostern dort eintreten."

Was Trost und Zuspruch, was alles eigne Vornehmen nicht vermocht, das bewirkte dieser rasche eigenmächtige Entschluß der Tochter; er riß die Mutter auf aus der trüben Versunkenheit in ihr Leid, er zeigte ihr, daß ihr noch Pflichten blieben, um derenwillen sie leben mußte mit all ihren Kräften. Sie hatte, seit dem furchtbaren Schlag ihre Kinder geliebt, mit Leidenschaft, mit der Angst, die Alles zu verlieren fürchtet, wenn ihr der Boden wankt unter den Füßen, aber sie hatte eine Art von jammervollem Genuß darin gefunden, so hinzuleben in stumpfer Hingebung, im Bewußtsein, daß ja doch Alles für Alle verloren sei und Keinem mehr ein Glück beschieden, — jetzt auf einmal gingen ihr die Augen auf dafür, daß vor ihren Kindern wenigstens noch eine lange Zukunft liege, für die, soweit dies menschlicher Liebe zukommt, zu denken und zu sorgen ihre Pflicht sei.

Sie konnte Thusnelden nicht zu sehr zürnen ob dem eigenmächtigen Schritt, war sie selbst ja doch in der letzten Zeit keiner Besprechung zugänglich gewesen; als diese aber trotz alles Widerspruchs auf ihrem Entschluß beharrte, tröstete sie sich endlich, die Tochter selbst werde bald der freiwillig erwählten Niedrigkeit satt sein, einem so begabten Mädchen müsse es dann leicht werden, eine bessere Stelle zu finden, wenn man nur

erst ihren Werth erkannt habe: daß man sie bald erkennen würde als zu gut für diese Stellung, daran zweifelte sie nicht. Das letzte, schwerste Bedenken wegen des falschen Namens, unter dem Thusnelda auftreten wollte, hob Advokat Sauer. Ein hochgestellter Polizeibeamter in Berlin war ein Jugendfreund von ihm, dem wollte er im Vertrauen mittheilen, wie sich die Sache verhielt und war gewiß, daß dieser, ein milder, einsichtsvoller Mann, bei dem wirklichen Verhalt der Sache die Augen zudrücken und im Nothfalle das Fräulein vor Unannehmlichkeiten schützen werde.

So waren zunächst die Wege geebnet und Thusnelda arbeitete eifrig an Vereinfachung ihrer Garderobe für die neue Stelle; es war die Spannkraft der Jugend, der Reiz einer neuen Stellung, der Zauber der Ferne, der ihr den Wechsel von dem verwöhnten Töchterlein eines reichen Hauses zur Dienerin, den die Mutter noch gar nicht in's Auge fassen konnte, nicht so bitter erscheinen ließ. Sie ging der Sache mit einer Art geheimen Vergnügens entgegen, das sie sich nur nicht gestehen wollte in so trauriger Zeit, fast wie einer Maskerade. Dazu kam noch ihr Mädchenstolz gegenüber von Arthur Braun, dessen Mutter ihnen unter der Hand Unterstützung angeboten hatte. Thusnelda wollte zeigen, daß ein Mädchen ohne die Hülfe und Gnade eines Mannes ehrenvoll durch's Leben kommen könne. Wohin sie gienge, sollte Niemand erfahren und es war nicht schwer, es verborgen zu halten, da auch ihre Mutter die Stadt verließ. Der Gehalt ihrer neuen Stelle war groß, sie wollte ihre Bedürfnisse auf's Aeußerste beschränken, und hoffte so für ihre Familie sorgen, den Brüdern zu ehrenvollem Fortkommen in der Welt helfen zu können; die Mutter hatte die äußersten Opfer gebracht, um aus dem ausgebrochenen Concurs wenigstens den Namen

ihres Gatten unbefleckt zu retten, — dann, wenn auch die Zukunft der Familie gesichert war, wenn der Name Kamphausen wieder mit Ehren genannt werden konnte, dann wollte sie aus der Verborgenheit hervortreten und nicht mehr namenlos, wenn auch in der Stille, sich ihres Werkes freuen. Mit ihren Ansprüchen auf eignes Glück, auf eine Zukunft ihres Herzens glaubte sie rein fertig zu sein und war doch kaum achtzehn Jahre alt! Ob in der verborgnen Tiefe des Herzens, auf dem dunklen Grunde, in dem nur selten das Licht klaren Erkennens und Bewußtseins fällt, — ob da nicht doch verschwommene Bilder auftauchten von wunderbarem Glück, wie es hie und da arme Mädchen gemacht? Mährchen von dem fremden Königssohn, der die verzauberte Prinzessin erlöst und in sein Reich voll Glanz und Herrlichkeit führt? das hat sie nicht gestanden, — wenn es so war, so wußte sie es selbst nicht; sie gehörte, wie schon bemerkt, nicht eben zu den träumerischen Naturen.

Es war ein recht anständiges, hübsch eingerichtetes Vorzimmer, wo an einem Fenster, das freilich nur auf einige Hinterhäuser ging, die Jungfer der Frau Generalin v. Paulsen an einem Tischchen saß und nähte. Sie saß und nähte da Tag für Tag, alle die Zeit, wo sie nicht ihrer Dame bei der Toilette half, oder mit ihr ausfahren durfte; es schien ihr bald, als sei sie schon Jahrzehende lang da gesessen, — so lang sie wußte, — und als sei ihr ganzes früheres Leben nur ein Traum gewesen. Sehr wenig Wechsel bot ihr Leben in dieser großen, geistig belebten, wechselvollen Stadt; sie hatte nicht viel von den Leiden und Bedrückungen der Dienstbarkeit, der Fremde, erfahren dürfen, aber auch nichts, gar

nichts von den Abentheuern und unerhörten Begebenheiten, mit denen sich eine junge Phantasie, bewußt oder unbewußt, diese Fremde belebt.

So leicht, wie sie sich gedacht, war ihr das selbsterwählte Loos nicht geworden, und sie hatte begreifen lernen, warum dem Bramahnenvolke der Verlust der „Kaste" als unermeßliches Unglück erscheint. So ganz und gar ausgeschlossen zu sein von dem Kreis, für den sie erzogen war, so ganz und gar ohne alles Anrecht auf die einfachste Rücksicht, die einer Dame gebührt, denn Aufmerksamkeiten aus ihrem jetzigen Kreise wies sie natürlich entschieden zurück, in so tiefer, völliger Herzenseinsamkeit zu leben, — es war schwerer, als sie gedacht und die Lage einer Gouvernante, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, hätte wohl kaum so gänzlich einsam und freudlos sein können.

Das Bitterste war ihr die Vertraulichkeit mit ihren jetzigen Standesgenossen gewesen, bis sie es durch ihr vornehmes Köpfchen und durch beharrlich kühle Zurückhaltung so weit gebracht hatte, daß es im Dienerkreise hieß: „Das eklig hochmüthige Ding läßt man laufen." Thusnelda hatte nicht den liebevollen Blick, der auch im Sande noch Perlen sucht und findet, nicht die vertrauenerweckende Weise, der sich ungesucht die beste Seite Anderer erschließt, sie wußte nicht, daß sie nie hochmüthiger gewesen war, als jetzt, zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung; — sie hielt das nur für nothwendige Selbstachtung.

Einen Trost hatte sie: den, daß ihr Opfer kein vergebliches war. Ihre Stelle war in Wahrheit sehr einträglich; die Mutter brauchte zwar im Augenblick ihre Unterstützung nicht, da sie bei der Schwester nicht theuer lebte, und mit Handarbeiten erwarb, was sie und Ewald bedurfte, aber für

die Ausbildung der zwei älteren Brüder war der Zuschuß, den Thusnelda senden konnte, von größtem Werth.

Adolph, der älteste, hatte zwar eine gute Stelle in Genf gefunden, aber er bedauerte unendlich, nichts für die Seinen thun zu können, — ‚das Leben in Genf sei wirklich sehr theuer, er wüßte kaum, wie er es möglich machen sollte, mit seinem Gehalte zu reichen, müsse sich ungemein einschränken, so ohne allen Zuschuß von Haus ꝛc.‘: die Mutter aber pries und schätzte Thusnelda's opferfähiges Gemüth um so höher, und beschwor sie, wenn sie sich nicht glücklich fühle, doch eine andre Stelle zu suchen . . . Thusnelda klagte nicht, sie hatte in Wahrheit wenig zu klagen, ihre Stelle war eine vielbeneidete und galt für die beste in ihrer Art.

Da saß sie und nähte. Sie hatte das Träumen und Sinnen besser gelernt als in frühern Tagen, hier, wo sie mit ihrem Herzen so ganz allein stand, und, seltsam, — die Erinnerung trug sie nicht oft zurück in die kurze Glanzperiode ihres jungen Lebens, in die Zeit, wo sie, eine bewunderte Erscheinung, in glänzenden Räumen sich bewegt, — es war unter all den vielen Gestalten, die dort an ihr vorübergegangen, nicht Eine, bei der ihr Herz verweilen mochte. Auch die Pensionserinnerungen kehrten nicht oft ein bei ihr; sie war nicht ungern dort gewesen, war auf gutem Fuß gestanden mit all den Mädchen. aber sie war nie von dem Freundschaftsraptus befallen worden, der sonst das Glück und den Reiz junger Jahre bildet. Sie gehörte überhaupt nicht zu den leicht entzündlichen Gemüthern, — sie hatte von Liebe gelesen und gehört, sie hätte wohl selbst gern gewußt, ob sie denn auch noch einmal lieben könnte; sie hatte bis jetzt noch nie eins der vielgeschilderten Symptome der Liebe an sich gefunden. „Ein Glück, wenn ich nicht liebefähig bin,“ dachte sie

mit leisem Seufzen, „es wäre ja doch vergebens." Sie gedachte am liebsten der frühen Kinderjahre, wo die Eltern noch kein Haus gemacht, wo sie bescheidentlich in Braun's Parterre gewohnt, wo sie mit den Brüdern auf der Terrasse gespielt und die Mutter aus der Laube zugesehen, — diese Bilder allein machten ihr das Herz warm.

Eine eintretende Dame, Frau v. Rakniz, unterbrach ihr Sinnen. „Bitte, meine Liebe, melden Sie mich bei der Frau Generalin! Doch, halt! das ist wohl bei mir kaum nöthig. Sie sind wohl so gut, und befreien mich von meinen Ueberschuhen, der Schmutz war bodenlos und ich bekam keinen Wagen." Thusnelda war noch nicht so weit vorgerückt in der Schule der Demuth, daß nicht ihr Blut gekocht und ihre Wange geglüht hätte, als die Dame graziös vornehm den Fuß auf einen Schemel streckte und sich sehr passiv bei der Sache verhielt, dann aber mit einem flüchtigen Dank in's innere Zimmer schritt.

„Sie haben da wirklich eine nette Person," äußerte im Verlaufe des Gesprächs Frau v. Rakniz zu der Generalin. „Sie macht einen etwas vornehmen Kopf, dies Privatvergnügen kann man ihr schon gönnen, aber äußerst anständig, im Ganzen auch nicht ungewandt, nur fast etwas zu hübsch."

„Hat nichts zu sagen bei der," beruhigte sie die Generalin; „sie hält etwas auf sich. Gerade der vornehme Kopf ist ein Glück in meinem Hause, wo so viel Mannspersonen aus und ein gehen, und wo männliche Bediente sind. Woher sie dies Air hat, weiß ich nicht, denn laut ihres Dienstscheins war ihr Vater ein Buchbinder, . . ."

„Vielleicht vom Lesen, wozu Buchbinderstöchter viel Gelegenheit haben."

„Mag sein; daran hat sie viel Geschmack, habe ihr auch

Erlaubniß ertheilt, meine Bibliothek zu benützen. Geschickt ist sie, ein wahrer Schatz; sie muß etwas drunten gehalten werden, das ist wahr: auch ist mir ihr schweigsames, vornehmes Wesen hie und da lästig, aber es hat, wie gesagt, sein Gutes. Es wird sich nicht leicht ein Bedienter oder ein junger Mann von Stande zum zweitenmale eine zudringliche Aeußerung gegen sie erlauben, — selten zum erstenmal. Nur mit dem Wachtmeister, der gar oft zum Rapport zu meinem Mann kommt, unterhält sie sich etwas mehr; das ist aber ein solider, gesetzter junger Mann. Er steht in Geschäftsverkehr mit ihr; da Luise wirklich gut in der Feder ist, so muß sie in meines Mannes Abwesenheit notiren, was er zu rapportiren hat. Er ist, so scheint es, ihr stiller Bewunderer und wir hätten nichts dagegen, wenn die Leutchen zusammenkämen. Das Mädchen kann etwas Schönes erspart haben, sie ist äußerst sparsam, und Sie wissen, ich bezahle stets hohen Lohn, um perfekte Leute zu bekommen; verlieren würde ich sie freilich ungern."

Der „Herr Wachtmeister", über den hier verfügt wurde, hatte so eben im Vorzimmer der „Fräulein Luis" seinen Bericht an den Herrn General diktirt. Die Generalin hatte nicht Unrecht, er war der Einzige unter den Männern hohen und niedern Standes, die in dem Hause aus- und eingingen, mit dem Thusnelda, hier Luise genannt, freundlich und natürlich verkehrte. Es lag eine unwiderstehliche Herzensgüte in seinen ehrlichen, blauen Augen, er begegnete ihr, die er nur als das Kammermädchen, als die arme Buchbinderstochter kannte, mit einem ernstlichen, ungeheuchelten Respekt, der ihr wohl thun mußte, gerade weil sie ihn ausschließlich ihrer eignen Persönlichkeit verdankte. Er hatte sie gegen Unbescheidenheit und Spöttereien, die sich anfangs die Dienstboten des Hauses gegen sie erlaubten, so kräftig und nachdrücklich vertheidigt,

daß sie seither für immer in Ruhe gelassen wurde, und sie mußte ihm dafür dankbar sein. Er selbst hätte einer Königin nicht achtungsvoller begegnen können. Der Wachtmeister war fast ihre einzige Verbindung mit der Außenwelt, er berichtete ihr die Tagesneuigkeiten der Hauptstadt, von denen sie, da sie allein im Vorzimmer, nicht mit der andern Dienerschaft speiste, nie etwas erfahren hätte. Der Wachtmeister war auch ein strebsamer, junger Mann, er brachte ihr hie und da wirklich anziehende Bücher, die er dem blutarmen Kandidaten, der neben der Kaserne wohnte, aus Mitleid abgekauft, und ließ sich von ihr darüber belehren. Wie sehr Thusnelda es auch innerlich für Herablassung ihrerseits ansehen mochte, dieser einzige menschliche Verkehr that ihr doch wohl und sie freute sich unwillkürlich, wenn sie den festen, klingenden Tritt des Wachtmeisters auf dem Gang hörte. Auch war dieser ein verständiger und gefälliger Beistand in allen Dingen des täglichen Lebens, wo sie eines solchen bedurfte; sie war seine Vertraute in all seinen Angelegenheiten, er brachte ihr die Zeitung und las ihr die politischen Neuigkeiten vor, die damals, als die Stürme der französischen Revolution die Welt bewegten, merkwürdig und spannend genug waren. Er theilte ihr alle Befürchtungen für sein Vaterland mit, alle seine kriegerischen, patriotischen Plane. Da konnte sie auch, wenn sie in sein glühendes Gesicht, in seine funkelnden Augen sah, den Unterschied der Bildung vergessen und sich mit ihm und für ihn interessiren wie für einen Freund.

Heute nun stand er nach beendigtem Rapport hinter ihrem Stuhl und betrachtete aus respektvoller Entfernung das zierliche Häubchen, das sie für ihre Dame garnierte: „Aber thun Ihnen nicht die Augen weh, Fräulein Luis', von all dem feinen Zeug da?“ fragte er endlich.

„Manchmal, doch thue ich es gern.“

„Glaub's wohl, was man versteht, thut man immer gern; ehe ich zum Militär kam, war ich Stubenbursch bei zwei ledigen Herren. Gelehrte waren's, ich glaube, ich hab' daher noch die Freude an den Büchern, — denen wichste ich die Stiefel — wissen Sie, Suwarrow mit Quästchen daran — so blank, daß es in der ganzen Stadt eine Pracht war. Nun seh'n Sie, Fräulein Luis', so oft ich einen Kerl so ungeschickt Stiefel putzen sehe, so faßt mich die Lust, sie ihm aus der Hand zu reißen und selbst zu wichsen, aus purer Freude daran; so geht's Ihnen wohl mit den Sachen, die Sie so hübsch machen.“

Thusnelda war nun eben nicht sonderlich erbaut von dem Vergleich mit einem Stiefelwichser, doch konnte sie dem Wachtmeister nicht böse werden, der bei seiner Treuherzigkeit nie die Achtung verletzte.

„Sie sollten mehr in's Grüne gehen, Fräulein Luis',“ hub er wieder an, „es ist wirklich prächtig draußen und wär's auch nur unter den Linden.“

„Ich fahre ja hie und da mit der Dame aus,“ sagte Thusnelda, „allein gehen kann ich doch nicht.“

„Ja, da haben Sie freilich recht,“ sagte er nachdenklich; „ich begreif's wohl, daß Sie keine Freundin haben können unter den Mädchens da, die sind alle so ganz anders wie Sie; aber Ausfahren, so mit der gnädigen Frau und dem Schooßhund, das thut's doch auch nicht.“

„Wissen Sie,“ fuhr er mit großer Wärme, nicht ohne einige Verlegenheit daneben fort, „ich meine oft, obgleich Sie's hier ja gut haben und die gnädige Frau nicht bös ist, — und das Haus schön, — ich meine doch, wenn Sie eine eigne Heimath hätten, nur vier niedliche Stübchen, vielleicht

mit einem Gärtchen am Hause, — und Jemand, der recht Sorge zu Ihnen trüge, — Sie so recht von Herzen lieb hätte, — wenn er auch nicht gerade reich wäre, oder vornehm, — ich meine nur so, — es würde Ihnen gewiß erst so recht wohl um's Herz, und Sie würden wieder ganz schöne, rothe Backen bekommen und öfter lächeln, wie es Ihnen so gut steht . . ."

Mädchen haben sonst einen sehr feinen „Merks", — wie es der Schwabe nennt, — aus den Worten oder dem Wesen eines Mannes ein tieferes Herzensinteresse für sich zu lesen: ja, sie sehen oft mehr, selten weniger, als wirklich vorhanden ist. Thusnelda Kamphausen aber, die sich denn doch im Stillen vorkam wie die verbannte Prinzessin im Mährchen, die eine Weile als Gänsemagd dient, — die dachte ganz und gar nicht daran, aus den Worten eines Wachtmeisters eine tiefere Beziehung zu lesen; sie war, während er sein bescheidenes Zukunftgemälde für sie entrollte, ganz auf eigne Hand in Gedanken versunken, — an jene Villa am See, die sie sich einst ausgemalt — freilich hatte Herr Arthur Braun nie eine Stelle in jenem Bilde eingenommen, die Gestalt, die sie sich hinein dachte, war noch in unbestimmten Umrissen.

Ein Glück, daß die heraustretende Frau von Raknitz den Wachtmeister unterbrach, eh er bemerkte, wie ganz und gar nicht „Fräulein Luis'" in seine Ideen eingegangen war.

„Ah, eine Unterredung!" lächelte die Dame, nicht achtend auf die glühende Röthe des Unwillens, die auf Thusnelda's Gesicht aufstieg, „bedaure zu stören; ich muß Ihre Hilfe, mein Kind, zu meinen fatalen Ueberschuhen wieder in Anspruch nehmen." Bereits hatte sie Platz genommen und die Füße bequem auf dem Schemel ausgestreckt.

„Erlauben, gnädige Frau, daß ich Sie bediene," fiel

rasch der Wachtmeister ein, indem er die betreffenden Schuhe herbeibrachte.

„Aber, Herr Wachtmeister, was fällt Ihnen ein?“ fragte verwundert und sehr belustigt die Generalin, die ihre Freundin begleitet hatte. Und wirklich nahm sich die stattliche, sonst so gerade und aufrechte Gestalt des Wachtmeisters höchst eigenthümlich aus bei der Dienstleistung, die er, übrigens sehr geschickt, verrichtete.

„Bitte,“ sagte er, mit unverminderter Würde aufstehend, „einer Dame kann man wohl einen solchen Dienst erweisen, das war schon vor alten Zeiten so.“ Frau von Raknitz wurde oft seitdem von der Generalin mit dem stattlichen, ehrenfesten Anbeter geneckt, sie konnte die Neckereien besser ertragen, als Thusnelda sie ertragen hätte, der eigentlich jener Dienst gegolten.

Wenige Tage darauf hatte Thusnelda eine Besorgung für die Generalin zu machen; noch war sie nicht weit vom Hause, als der Wachtmeister in seiner gewöhnlichen strammen Diensthaltung auf sie zuschritt; sie wollte mit kurzem, freundlichem Gruße vorüber, er aber hielt stille.

„Fräulein Luis!“ sagte er im Ton einer dienstlichen Meldung, aber so tief traurig zugleich, daß sie erstaunt aufsah — er machte ein wahres Leichenbittergesicht. „Was haben Sie?“ fragte sie erschrocken.

„Fräulein Luis,“ fuhr er in demselben traurigen Tone fort, „ich soll Ihnen ein Billet übergeben.“

„Mir?“ fragte Thusnelda verwundert, „von wem?“

„Von einem Herrn, der im Hotel zur Krone wohnt,“ antwortete er, wo möglich noch gewichtiger und trauriger als zuvor.

„Ich kenne keinen Herrn, der mir zu schreiben hätte, und begreife nicht, Herr Wachtmeister, wie Sie zu dieser

Besorgung kommen," sagte Thusnelda, nun ihrerseits kurz angebunden.

„Der Kellner vom Hotel kennt mich," berichtete, etwas erleichtert wie es schien, der Wachtmeister; „er sagte mir, er sei in Verlegenheit, wie er das Briefchen unbemerkt an seine Adresse bringen soll, und wußte, daß ich im Hause seiner Excellenz, des Herrn Generals aus und eingehe." Zugleich überreichte er Thusnelden das Briefchen, das, eilig zusammengefaltet, kaum das Ansehen einer gefährlichen Sendung hatte; diese, die, um nicht Aufsehen zu erregen, langsam mit dem Wachtmeister vorwärts ging, öffnete, noch immer betroffen, den Brief; „Bruder Adolph!" rief sie erstaunt; sie hatte nicht einmal seine Handschrift gleich erkannt, weil sie nie mit ihm brieflich verkehrte, und die Geschwister immer nur durch Vermittlung der Mutter von einander gehört hatten.

„Liebe Schwester," lautete der Brief, „ich befinde mich „in Geschäften hier und wünschte, vorzüglich auf den Wunsch „unserer Mutter, Dich, liebe Schwester, bei solcher Gelegen„heit zu begrüßen. Da mir aber besondere Umstände, die ich „mündlich erläutern will, nicht erlauben, Dich in Person auf„zusuchen, so bitte ich Dich, mich hier, im Hotel zur Krone „auf meinem Zimmer Nr. 27 im Laufe dieses Vormittags „aufzusuchen, ohne jedoch Deiner Herrschaft von meiner An„wesenheit Mittheilung zu machen. Frauenzimmer wissen so „Etwas schon einzurichten, und es ist hier Fürsorge getroffen, „daß Du beinahe ganz unbemerkt in mein Zimmer gelan„gen kannst.

„In angenehmer Hoffnung, Dich bald zu sehen,

Dein

treuer Bruder

Adolph."

„Es ist mein Bruder, der hier ist," sagte Thusnelda ziemlich rathlos zu dem Wachtmeister, „und der mich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, ohne Vorwissen der Generalin zu sprechen wünscht. Aber kann ich ihn so allein im Hotel aufsuchen?"

„Ich begleite Sie, Fräulein Luis'," sagte der Wachtmeister mit dem berechtigten Selbstgefühl eines Mannes, der weiß, daß man sich ihm anvertrauen darf. „Ich gehe etliche Schritte hinter Ihnen oder auf der Seite," setzte er beruhigend hinzu, als er einige Verlegenheit bei ihr bemerkte, „wenn es Ihnen lieber ist; im Gasthof kennt man mich und denkt, daß ich Sie im Auftrag der Herrschaft begleite. Ich erwarte Sie dann unten, um Sie wieder nach Hause zu führen."

So kam denn Thusnelda unter dem respektvollen Schutze ihres Begleiters wohlbehalten am Ziele an. Nicht ohne tiefe Bewegung begrüßte sie den Bruder, den Ersten von all den Ihrigen, den sie nach der Trennung von der Heimath wieder sah; freilich war er ihr durch die langen Jahre der Entfernung innerlich und äußerlich etwas fremd geworden.

„Schön, liebe Schwester!" begrüßte er sie, „freut mich ungemein, Dich gesund und so hübsch wieder zu sehen. Wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen, Dich aufzusuchen . . ."

„Ich wäre Dir dankbar dafür gewesen," sagte Thusnelda etwas beleidigt, „es war nicht angenehm für mich, in den fremden Gasthof zu gehen."

„Gewiß, gewiß, that mir auch leid um deinetwillen. Aber sieh, Schwesterchen," er gieng etwas verlegen auf und ab, „meine Geschäfte führen mich hier zu dem Onkel meines Prinzipals, — Herrn Baruch, — er hat zwei Töchter, — ich könnte, falls es mir gelingt, günstigen Eindruck zu machen, möglicherweise Aussicht auf eine sehr günstige Verbindung

haben, — mein Prinzipal ist kinderlos; — Fräulein Lea, die Aeltere, ist nicht eben schön, aber ein gescheidtes Gesicht, — höchst orientalisch. — Auch die Religion ist kein Hinderniß, die Töchter lassen sich taufen in jeder beliebigen Confession. Nun versteht sich, daß ich meine Familie nie verleugnen werde, — im Gegentheil, — aber, die Familie Baruch hält ungemein viel auf aristokratische Verbindungen; — ich fürchte, wenn man gerade erfährt, daß Du hier als Jungfer in Dienst bist, obgleich es ungeheuer ehrenvoll von Dir ist, daß Du den Entschluß gefaßt, — es könnte doch für den Augenblick einen unangenehmen Eindruck machen, daher wollte ich Dich nicht selbst aufsuchen und dachte, — Du hast ja doch wohl allerlei Ausgänge zu machen, — Du würdest es leichter unbemerkt einrichten können."

Es brauchte lange, bis Herr Adolph seine sehr unterbrochene Rede zu Ende brachte, und noch länger, bis Thusnelda das Gefühl tiefer Kränkung über seine herzlose Eigensucht in etwas zurückdrängen konnte. „Und an mich hast Du nicht gedacht," sagte sie nicht ohne Bitterkeit. „An alles, dem ich mich aussetze, wenn ich ohne Vorwissen der Generalin (das Wort „Herrschaft" oder „meine Herrin" wollte nie über ihre Lippen) in einen Gasthof zu einem Herrn gehe? —"

„Ach, das kann ja nicht auffallen, hier in der großen Stadt, und später, weißt Du, wenn Alles gut gehen sollte, werde ich wohl Wege finden, Dich der Familie Baruch vorzustellen; warum hast Du auch gerade eine derartige Stelle gewählt?"

„Weil ich Geld verdienen wollte, um Mutter und Brüder nicht Noth leiden zu lassen," entgegnete Thusnelda kurz und scharf.

Soviel sich auch Adolph bemühte, die Schwester zu be-

schwichtigen, soviel diese suchte, ihre gerechte Empfindlichkeit zu überwinden, — das Beisammensein der Geschwister blieb ein ziemlich unerquickliches.

Thusnelda brach bald auf, um die kostbare Zeit des Bruders nicht zu beschränken; sein Anerbieten, sie im Wagen bis in die Nähe ihrer Wohnung bringen zu lassen (das Institut der Droschken bestand noch nicht zu Anfang dieses Jahrhunderts), lehnte sie dankend ab. Und doch, im Augenblick, wo sie tief und bitter gekränkt war über den Hochmuth ihres Bruders, der sich ihrer schämte, — empfand sie selbst eine peinliche Verlegenheit über die Begleitung des redlichen Wachtmeisters, der freilich nicht ihr Bruder, aber doch ihr getreuer Freund war, und der sie abermals in respektsvoller Ferne sicher nach Hause begleitete, wo ihre lange Abwesenheit nicht bemerkt worden war.

Nach einigem Kampf mit sich bot sie ihm beim Abschied die Hand und sagte: „Danke, Herr Wachtmeister, und — nicht wahr, Sie glauben mir, daß ich bei meinem Bruder war?" Die tiefe Röthe ihres Gesichts hätte erst ihre Worte verdächtigen können; wie peinlich empfand sie die Lage, die sie zu einer solchen Erklärung nöthigen konnte! aber sie konnte nicht ertragen, daß der Wachtmeister unrecht von ihr denken sollte. „Sei'n Sie ruhig, Fräulein Luis'," sagte dieser würdevoll, „warum Ihr Bruder es so gemacht, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß ich Ihnen glaube. Guten Tag, Fräulein Luis!"

Nicht zu lange nach diesem ritterlichen Dienst des Wachtmeisters saß Thusnelda spät Abends in dem erkalteten Vorzimmer, um auf ihre Dame zu warten, die noch in Gesellschaft war. Die übrigen Dienstboten, mit Ausnahme des Portiers, waren schon zur Ruhe gegangen, sie war allein in dem fremden

Haus, — allein in der Welt. Doch nein, sie hatte heute eben einen Brief von der Mutter erhalten, einen Brief voll Liebe und Dank für ihre kindliche Hilfe, — aber sie fühlte sich doch einsam und unbefriedigt in tiefster Seele. Sie hatte ihren Dienst angetreten, wie eine Maskerade, sie hatte ihren Stolz dareingesetzt, ihn mit äußerster Pünktlichkeit zu versehen, aber wie sie ihn versah unter fremdem Namen, so war auch ihr Herz nie dabei gewesen: schweigsam, im Gefühl tiefer Herabwürdigung, wie eine beleidigte Unschuld hatte sie streng und sorgsam ihre Pflicht gethan; aber eine Pflicht, sie sei auch anscheinend noch so äußerlich, muß mit dem Herzen gethan werden, sonst bleibt sie drückend und innerlich unbelohnt.

So fühlte sie sich denn sehr allein und nicht glücklich trotz des großen und nicht vergeblichen Opfers, das sie den Ihrigen gebracht — sie war im Zweifel, ob sie den rechten Weg gewählt, sie sah die Gegenwart freudlos, — die Zukunft ohne Hoffnung, es war eine schwere Stunde. Da klang rascher als sonst der feste, dienstliche Schritt des Wachtmeisters auf dem Gang, unwillkürlich klopfte ihr Herz und richtete ihr Haupt sich auf; es war doch ein Mensch, der einzige Mensch ihrer Umgebung, mit dem sie so zu sagen auf rein menschlichem Verkehrsfuße stand. „Was führt Sie so spät noch her, Herr Wachtmeister?“ fragte sie, als er etwas außer Athem, mit erregter Miene, wie sie ihn nie gesehen, vor ihr stand. „Haben Sie noch einen Rapport? Der Herr General ist abwesend.“

„Mein Rapport lautet an Sie, Fräulein Luis,“ begann er, und seine ehrlichen blauen Augen glänzten in einem Feuer, das sie nie gesehen. „Ich habe all’ meine Wünsche erreicht. Durch des Herrn Generals Vermittlung ist mir für besondere Leistungen auf der Kanzlei eine ansehnliche Zulage verwilligt

und Heirathserlaubniß ertheilt worden; durch den Tod meines Vatersbruders, des Bürstenbinders Steinhuber, ist mir ein gar nettes, kleines Wohnhaus mit Gärtchen in der Vorstadt zugefallen, und ich habe die Vergünstigung, daselbst und nicht in der Kaserne meine Wohnung nehmen zu dürfen; Fräulein Luis," seine Stimme stockte vor innerer Bewegung, „wollen Sie das mit mir theilen?" — „Es ist freilich," hub er wieder an, als sie schwieg, „jetzt kaum eine Zeit, wo ein Soldat daran denken sollte, ein Bündniß zu schließen, und ich werde auch nicht zurückbleiben, wenn's los geht, aber — ich denke, gerade weil man nicht weiß, wie's kommt, ist doch ein rechtschaffenes Frauenzimmer am Besten geschützt bei einem braven Mann — und für den Fall, daß ich falle, ist auch für Sie gesorgt."

Noch immer saß Thusnelda still, das Haupt in die Hände gesenkt. „Ich weiß wohl," sagte er, etwas weniger sicher, „ein so feines und vorzügliches Frauenzimmer wie Sie hätte wohl noch etwas Besseres abwarten können, aber sehen Sie, ich mein's redlich, und — gewiß und wahrhaftig, Sie sollten es gut bei mir haben."

Die Rednerkunst des ehrlichen Mannes war zu Ende und Thusnelda war noch immer still; einen Augenblick empfand sie das wohlthuende Gefühl, das jedes Mädchenherz empfinden muß, das sich von einem rechten Mann in ehrenhafter Weise geliebt und gesucht weiß. Dann aber zuckte ein tiefes, schmerzliches Weh durch ihr Herz, und erschrocken sah der redliche Werber den traurigen Ausdruck ihres Gesichtes. „Wie gut sind Sie, lieber Herr Steinhuber," — zum erstenmale nannte sie ihn bei seinem Namen, — sagte sie mit bewegter Stimme, „Sie wählen ein armes, dienendes Mädchen, deren Familie, deren Vergangenheit Sie nicht einmal kennen . . ."

„Bitte, Fräulein Luis,“ sagte er beruhigend, „das darf Sie nicht kümmern, Sie sind tugendhaft und rechtschaffen, ich frage nur nach Ihnen, sonst nach gar nichts; meine Eltern und Voreltern sind zwar lauter rechtschaffene Leute von strengen Sitten gewesen, aber meine selige Mutter selbst könnte kein besseres Frauenzimmer für mich wünschen als Sie.“ Ihre feine, gebieterische Erscheinung hatte wohl den Gedanken in ihm erregt, als sei sie vielleicht ein nicht gesetzmäßiger Sprosse aus vornehmem Stamm.

„Sie meinen es so herzensgut, so redlich mit mir,“ sagte Thusnelda wieder erröthend über die Vermuthung, die in seinen Worten lag, „aber ich kann nicht — gewiß, bester Herr Steinhuber, ich kann nicht.“

„Ich bin,“ fuhr sie etwas zögernd fort, als er sie mit trauriger Ueberraschung anblickte, „ich bin nicht ganz, für was Sie mich halten. Mein Name ist Thusnelda Kamphausen, mein Vater war der Bankier dieses Namens; nach seinem Tode habe ich Dienste unter fremdem Namen genommen, um meine Familie, über die viel Unglück gekommen war, zu unterstützen . . . O, hätte ich es nicht gethan! Ich sehe jetzt, daß sich jede Unwahrheit rächt. — Sie meinen es so gut; aber — ich kann wirklich nicht . . . . um meiner Familie willen . . . .“ Ihr sonst so stolzes Auge senkte sich tief vor dem ernsten, unsäglich traurigen Blick, den der schlichte Mann auf sie heftete. „Das sehe ich nun wohl,“ sagte er langsam, „daß Sie nicht können, und ich fühle auch, daß es nicht Stand und Familie allein ist, was zwischen uns steht. Ich wollte freilich, daß ich's gewußt hätte; ich habe mich so sehr, so sehr gefreut, als ich glaubte, daß ich Sie glücklich machen könne; — das ist nun alles vorbei.“

Er wandte sich zum Gehen. „Oh, Sie müssen nicht so

fort von mir!“ bat Thusnelda. „Es thut mir so von Herzen leid, bitte, verzeihen Sie mir!“

„Wenn Sie glauben, daß ich etwas zu verzeihen habe, so sei es Ihnen recht von Herzen verziehen,“ sagte der Wachtmeister und bot ihr seine Hand. „Ich trage Ihnen Nichts nach, wahrhaftig nicht, und es soll doch nicht vergeblich gewesen sein, daß wir uns gekannt haben! Leben Sie wohl, Fräulein Luis!“

Nicht so fest und klingend wie sonst tönte diesmal sein Schritt den Gang entlang. War es Fräulein Thusnelda Kamphausen, die stolze feinerzogene Tochter des Bankiers, die gerade im Unglück ihr Haupt noch stolzer erhoben hatte, dies Fräulein, um die ein Wachtmeister, ein Mann, der vom Gemeinen aufgedient, der einst Stiefel gewichst hatte, zu werben gewagt? Und sie erglühte nicht vor Aerger und Scham, und sie lachte nicht höhnisch über den seltsamen Mißgriff, sie warf auch nicht verächtlich ihr Haupt in die Höhe? Nein, sie senkte den Kopf auf die Arme, und weinte lange und bitterlich, weinte, als ob sie ein Glück unwiederbringlich verloren, weinte, ohne daß sie recht wußte, warum? Nicht eben aus Reue, als sie schweigend ihre heimgekehrte Herrin entkleidet hatte und sich todtmüde niederlegte, sagte sie sich doch noch: „Ich konnte nicht.“

Und der Wachtmeister griff nicht nach einer Pistole, um seinem Leben und seinem Leide ein Ende zu machen, er schloß sich nicht ab in finstrem Trotz gegen das hochmüthige Geschöpf, dem er vergebens sein Bestes zu Füßen gelegt, er suchte auch nicht mit lustigen Kameraden sein Herzeleid zu vergessen und zu ertränken, — er stieg hinauf zu der Dachkammer des armen Kandidaten neben der Kaserne, und länger als sonst sah man von da an dort oben noch das nächtliche Licht brennen.

Zehn Jahre waren vorübergegangen seit jenem Abschied, zehn schwere, inhaltreiche Jahre, schmachvolle und glorreiche Jahre für Deutschland, in denen wohl ein kleines Menschengeschick in Vergessenheit kommen konnte. Jetzt, im Jubel der Friedensfeier war Schmach und Leid der Heimath vergessen, und ein Strahl der allgemeinen Freude drang auch in ein stilles, dunkles Zimmer, wo ein einsames, vergessenes Mädchen saß, — Thusnelda Kamphausen.

Ihr Leben in all dieser Zeit war kein sehr wechselreiches gewesen. Die unglückliche Werbung des Wachtmeisters war damals nicht verborgen geblieben, sie selbst hatte nicht mehr vermocht, den fremden Namen beizubehalten und ihr Verhältniß zu der Generalin war dadurch ein unhaltbares geworden, obwohl man sich in gutem Frieden und mit den besten Wünschen trennte. Der Wachtmeister hatte sie nicht mehr gesehen, er hatte auf einige Zeit Urlaub genommen.

Thusnelda war zu ihrer Mutter zurückgekehrt und das Ausruhen am Mutterherzen, die Liebe Bruder Ewald's, das gänzliche Losgebundensein von einer immerhin etwas schiefen Stellung hatte ihr unbeschreiblich wohl gethan.

Allzulange hatte es sie aber nicht in dieser Ruhe gelitten. Die Verhältnisse der Mutter waren sehr beschränkt, die Abhängigkeit von der Tante, so gut und wohlmeinend diese war, doch drückend. Thusnelda hatte wohl gewußt, daß hier nicht ihre Heimath war, auch sah sie, daß ihre Unterstützung nun hauptsächlich um Ewalds willen noch sehr von Bedeutung sei, denn immer und immer noch hoffte die Mutter von einer neuen Kur, einem anderen Arzte Genesung und Erstarkung für den Knaben. Bruder Adolph, der seine Lea noch nicht errungen hatte, hatte Ewald einmal seine abgelegte silberne Uhr geschickt und versichert, es sei ihm gerade jetzt unmöglicher

als je, seine ökonomischen Kräfte zu zersplittern, — so trieb es Thusnelda um der Mutter und ihrer selbst willen wieder hinaus zu lohnender Thätigkeit.

Eine der wenigen getreu gebliebenen Freundinnen der Mutter, die diese in ihrer Verbannung noch besuchte, half ihr denn zu einer Stelle, „wie geschaffen für Sie, eine so nette Stelle, so vortreffliche Behandlung, so sehr guter Gehalt — bei zwei alten Leutchen, Baron und Baronesse von Heim auf einem entlegenen Gute in Bayern, — gleichsam nur als Tochter, als Pflegerin, — und alt sind die Leutchen, — ist zwar ein entfernt verheiratheter Sohn vorhanden, mit vielen Kinderlein behaftet — aber, Sie verstehen, ein ansehnliches Legat kann da nicht ausbleiben. . . . .“

Thusnelda trat diese Stelle an, und die Beschreibung, die sie der Mutter nach den ersten vier Wochen von ihrem Aufenthalte auf Schloß Heimburg machte, hätte so ziemlich nach zehn Jahren noch gepaßt. Es waren ihr, so scheint es, nicht zu schwere Prüfungen zugedacht, sie hatte auch hier nicht viel zu leiden von Stolz und Härte, es war ein stilles, im Ganzen friedliches Leben, das sie führte, aber die Windstillen des Lebens sind oft viel schwerer zu ertragen als seine Stürme. Regelmäßigkeit ist eine schöne Sache, wo sie Hand in Hand geht mit gesunder, lebendiger Thätigkeit, die spiegelglatte Stille des See's ist gar anmuthig, wenn im Grunde frische Wasser quellen, die Stille des See's, der keinen lebendigen Zufluß hat, wird zum Sumpfe.

Das alte Paar, das sie töchterlich zu bedienen hatte, hatte längst den Verkehr mit der Außenwelt abgebrochen wegen der Taubheit des Herrn Baron und der allgemeinen Kränklichkeit der Frau Baronin. Ihre verschiedenen Leiden bildeten das Hauptthema des Gesprächs bei der Dame des Hauses.

Thusnelda wußte, daß die Antwort auf ihre Frage am Morgen: „Wie haben die Frau Baronin geruht?“ zwischen „ganz schlecht“, „erbärmlich“ und „miserabel“ wechselte, die Detailausführung folgte dann beim Frühstück, wo sie dem Gatten zu seiner Erbauung ihre Drangsale in's Ohr schrie: „Die Stiche heut Nacht! Es sitzt jetzt wieder mehr im Rücken.“ „Bei mir im Fuß,“ brummte der Baron in tiefem Baß. „Im Magen ist's bei mir auch nicht ganz richtig,“ gellte wieder die Frau. „Bei mir im Kopf,“ brummte er.

Es wurde diese Dienstzeit, deren Forderungen in der That nicht schwer waren, da der Baron noch einen Diener zu seiner persönlichen Hilfe hatte, dies Leben ohne Wechsel, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Genuß zum unerträglichen Joch für Thusnelda; jetzt erst fühlte sie, welche Wohlthat in dem gleich freudlosen, wenn auch bewegteren Leben bei der Generalin der Wachtmeister gewesen war — der doch noch ihr Vermittler gewesen mit der Außenwelt; — die alte Bötin, mit der sie hier eine Art von Freundschaft schloß, konnte jenen biedern Freund nicht ersetzen. Sie dachte in der Stille ihres jetzigen Lebens gar viel an ihn, und so oft sie sich auch sagte: „Ich konnte nicht,“ so oft fühlte sie doch einen leisen Stich im Herzen, wenn ihr seine traurigen Augen beim Abschied einfielen.

Und doch lernte Thusnelda in der freudlosen Stille, die über Schloß Heimburg lag, ein Kleinod suchen und finden, das sie vermißt, aber kaum gekannt hatte, in aller frühern Bewegung von Freud und Leid; sie lernte ein stilles Herzensleben führen mit dem Herrn, nicht in süßer Schwärmerei, die aus reiner Quelle kommen kann, aber doch nur bunter Schaum ist, — nein, in tiefem Ernst und gesunder Wahrheit.

Das Tagesleben so vieler Menschenkinder, die auch gern fromm sein wollen, gleicht einem schlechten oder doch mittel=

mäßigen Bilde in edler Fassung. Zwischen dem Morgen- und Abendgebet, das sie oft mit wirklicher, herzlicher Andacht sprechen, liegt ein Tag mit seinen Mühen und Freuden, seinem Schaffen und Sorgen, ohne Licht von oben: ein Tagewerk, wie es ein ordentlicher Heide eben so gut vollbringen könnte, und ist der Tag zu Ende, so muß man recht wie aus einer andern Welt wieder zurückkehren, um sich zu sammeln zum Gebet, das, wenn auch ernstlich gemeint, doch nur ein Samenkorn bleibt auf Stein geworfen oder unter Dorn und Distel gestreut, das nicht Wurzel fassen, nicht edlen Samen tragen kann; man kehrt nicht heim wie ein Kind an's Vaterherz, man klopft als Fremdling immer wieder an die Thore.

Hier, in ihrer Herzenseinsamkeit, lernte Thusnelda erst, wie süß es ist, als Kind im Vaterhause zu leben, unter den Augen des Vaters, aus seiner Hand das tägliche Brod zu nehmen, zu ihm aufzusehen in jeder kleinen Herzensnoth; wie so viel süßer, als ein Leben, sei es auch nicht das des verlorenen Sohnes, der dem Vater und der Heimath den Rücken gewandt und in Sünde und Schande lebte, so doch das des Taglöhners, der harte Arbeit thut um einen Groschen bezahlten Lohns, ohne darum ein Kindesanrecht zu haben auf das Vatererbe.

Und mit diesem Kindesgefühl, das über sie kam wie ein wunderbares Glück, fand sie, was ihr immer gefehlt hatte: den Blick für die kleinen Blumen, die am Wege wachsen, auch auf dürrer Haide, wo nie die volle Blüte und Herrlichkeit des Frühlings aufgeht, ein Herz für die kleinen Leiden und Freuden ihrer Umgebung, den Sinn für die bescheidenen Genüsse, die doch auch ihre jetzige Lage bot.

Der Schloßgarten zu Heimburg war in sehr verfallenem Zustand, seit die gnädige Herrschaft die freie Luft nicht mehr ertragen konnte, aber Thusnelda machte Entdeckungsreisen in

dem verwilderten Grunde, fand hie und da noch Trümmer ehemaligen Glanzes: fand noch Rosen und Hyazinthen unter den Grasblumen, und Jean, der Diener, half ihr in seinen seltenen Freistunden noch ein feines Blumengärtchen anlegen. Jean vertraute ihr seine Liebessorgen und Hoffnungen an in Bezug auf das Bauerntöchterlein, das Butter und Eier auf's Schloß brachte, die freilich ihre Erfüllung nur finden konnten in dem „dereinstigen seligen Ableben des gnädigen Herrn," wo er auf ein hübsches Vermächtniß hoffte; sie wurde die Freundin der kleinen Kinder vom Dorfe, die sich hie und da an die Pforte des Schloßgartens wagten, der ihnen immer noch als eine Art von Zaubergarten erschien, — kurz, wie das Auge sich an die Dunkelheit eines Kerkers gewöhnt und allmälig Gegenstände entdeckt, so hatte sich ihr die die Einförmigkeit ihrer Existenz belebt, und sie konnte kaum glauben, daß es schon zehn Jahre seien, seit sie hier lebte.

Nicht, daß nicht hie und da neben allem innern Frieden, den sie gefunden, der natürliche Wunsch nach menschlichem Leben, Lieben und Freuen sich in ihrem Herzen geregt hätte, nach einer eigenen Heimath: während ihr oft schien, als sei bei diesem „ermüdenden Gleichmaß der Tage" die Zeit stille gestanden und sie nicht älter geworden als damals,. wo sie von der Generalin gegangen, so kam sie sich zu andern Zeiten ungeheuer alt vor und war ganz und gar verzichtend auf Alles, was Glück heißt hienieden.

Mich hat der Herbst betrogen,
Der Mutter sei's geklagt;
Die Schwalb' ist weggeflogen
Und hat mir's nicht gesagt.

Selbst die Zeit, die große bewegte Zeit voll gewaltiger Ereignisse, die zu jenen Tagen so ganz anderen Schwunges

dahinbrauste als in Tagen zahmen Friedens, war nur wie von ferne an ihr vorübergerauscht. Zwar las oder vielmehr schrie sie dem Baron die Zeitungen vor, da dieß aber bei seiner Taubheit sehr schwierig war, so bestand seit alter Zeit die Einrichtung, daß der geistliche Herr im Dorfe alle überflüssigen Blätter zurückbehielt und nur das Nöthigste mit Röthel anstrich, auch hatte sie immer reichlich genug, wenn sie mit diesem Nöthigsten fertig war; die Zeitungen selbst behielt aber der Herr Baron zur Hand und sie lernte sich bald mit den allgemeinen Umrissen begnügen, die ihr auf diese Weise bekannt wurden, und die freilich noch bewegend und großartig genug waren. Das Schloß selbst blieb durch große Opfer des Herrn Barons von Einquartierung und Kriegslasten verschont. Doch ihr Herz hatte mitgeschlagen bei der Erhebung ihres Volkes und sie mußte oft an ihren alten getreuen Freund denken, der gewiß nicht zurückgeblieben war, wenn er nicht schon in den ersten Kämpfen als Opfer gefallen. Sie hatte nie wieder von ihm gehört, und glaubte ihn unter den Todten.

Viel politisches Mitgefühl fand sie freilich nirgends. Die Mutter war viel zu sehr in eigenem Leid und Sorgen befangen, um ein Herz für ihr Volk zu finden. Ewald war vor einem Jahr gestorben, nachdem Mutter und Schwester die äußersten Opfer gebracht, um das zarte Leben zu kräftigen und zu erhalten. Bruder Adolph hatte endlich seine Lea errungen, aber seine Dienstjahre schienen damit nicht zu Ende zu sein, wenigstens schrieb er immer mit großem Bedauern, daß seine Verhältnisse, gerade weil sie jetzt so sehr günstig seien, so viele Geldmittel in Anspruch nähmen, daß ihm immer noch nicht möglich sei, mehr für die Mutter zu thun, als seine liebe Frau bereits gethan; — dies „Thun" der lieben Frau beschränkte sich auf ein seidenes Kleid, das sie bei ihrem ersten und letzten Besuch

der Schwiegermama mitgebracht hatte. Thusnelda, deren Vorname der Schwägerin sehr gefiel, war in Gnaden zur Hochzeit geladen worden, hatte aber dankend abgelehnt.

Alfred und Eugen hatten mit Hilfe von Stipendien ihre Studien ordentlich beendet. Alfred war Referendarius und Eugen hatte eine Stelle als Unterarzt beim Militär gefunden. Die Mutter, schwer gebeugt durch ihres Lieblings Tod, schien das Gnadenbrod bei ihrer Schwester oft etwas bitter zu finden und Thusnelda sehnte sich darnach, irgendwo in einem stillen Winkel der Erde mit der Mutter zusammen zu leben und ihr den Lebensabend leichter zu machen. Aber dazu fehlten die Mittel nach so großen Opfern, die für Ewald gebracht worden waren; auch hätte Thusnelda nicht gerne die alten Leute verlassen, sie fühlte, daß sie ihnen fast unentbehrlich war, wenn es auch mehr ein Band der Gewohnheit als wirklicher Zuneigung war, das sie zusammenhielt, und so war ihr Zukunftsplan beinahe wie der des Jean auf das „dereinstige selige Ableben des gnädigen Herrn" ausgesetzt.

An einem goldigen, sonnigen Tag im Spätherbst, die da sind wie ein Abschiedsgrüßen der Sonne an die Erde, einem Tage, wo sich auch in Menschenherzen der Trieb und die Sehnsucht regt, noch einmal hinauszuziehen, sich des Lebens und der Erde zu freuen, ehe der Winter seine Decke breitet über Farbe und Leben, saß Thusnelda einsam im Schloßgarten. Der Herr Baron hielt sein Mittagsschläfchen; die Frau Baronin, die, wie sie sagte, wegen ihres Magenleidens zu beständigem Hungertodte verurtheilt war, genoß ihre kleine Privatmahlzeit, die sie jederzeit allein zu sich nahm, — Thusnelda saß an ihrem Lieblingsplätzchen, einer alten Bank unter einem breitastigen Nußbaum. Die Sonne schien herrlich, aber sie schien auf buntes Laub; auch der Boden war mit welken Blättern bedeckt. Es war

Thusnelden recht herbstlich zu Muth. Sie ließ ihr ganzes vergangenes Leben an sich vorüberziehen, — sie konnte es im Frieden thun, sie hatte gelernt, das Leben in höherem Lichte zu sehen und die Schatten darin waren nicht zu dunkel.

Auch der „biedere Freund" tauchte wieder auf in ihren Gedanken und sie gedachte seiner in herzlicher Freundschaft als eines Geschiedenen; Einmal hätte sie ihn gerne noch auf Erden sehen mögen, Einmal ihm recht herzlich die Hand bieten und ihn bitten mögen, ihr zu verzeihen, daß sie ihn, wenn auch unbewußt, getäuscht hatte, und ihm sagen, daß sie ihm doch in treuer Freundschaft zugethan geblieben sei, — auf Erden aber glaubte sie, würde es wohl nicht mehr dazu kommen.

War ihr Träumen Leben geworden? Hörte sie nicht wirklich den alten, festen, klingenden Tritt durch den Gang? Sie blickte rasch auf, — nein, das war nicht der Wachtmeister! Diese stattliche Mannesgestalt in vollem militärischem Schmuck eines Offiziers, die Brust mit Orden bedeckt! — Verlegen erhob sie sich, und doch — wie er ihr näher trat — freilich zog sich eine Narbe über sein Gesicht, aber — es waren die alten, ehrlichen, blauen Augen des Wachtmeisters und wie in alter Zeit legte er zu militärischem Gruße die Hand an's Kasket und sagte: „Guten Abend, Fräulein Luis!"

Verwirrt, betäubt, wie im Traume sah Thusnelda hinauf an dem wirklich schönen, hochgewachsenen Manne; ja, es war der Wachtmeister, aber ihr dünkte, er habe jenes geheimnißvolle Bad Aladdins genommen, aus dem der Jüngling nicht nur neu gewaschen, in glänzenden Gewändern, aus dem er auch mit erleuchtetem Geiste und geöffnetem Verständniß für das Leben und für seine künftige Hoheit hervorgegangen war, — es war ein andres Licht aufgegangen in diesen treuherzigen Augen.

„Nun, Fräulein Luis, oder Fräulein Thusnelda," begann

er wieder, denn sie blieb stumm, „Sie werden doch Ihren alten Freund wieder erkennen, den Wachtmeister, nun Oberst Steinhuber? Ich habe der Herrschaft droben meine Karte hinterlassen, hoffte aber, ich dürfe Sie hier ungestört begrüßen; bitte, laufen Sie mir nicht davon, lassen Sie uns ein wenig reden von alten und neuen Zeiten," und er führte sie mit ritterlichem Anstande zu der Bank zurück und setzte sich neben sie.

Ja, das war in der That eine märchenhafte Verwandlung und die Rollen waren getauscht. Es lag eine beschirmende Sicherheit, ein ruhiges Selbstgefühl ohne Erhebung in dem ganzen Wesen des Mannes, der sich Fuß für Fuß seinen Weg durch die Welt erkämpft hatte, so daß Thusnelda, die einst hochfahrende, im Unglück noch so stolze Thusnelda, sich schüchtern wie ein Kind, und doch wieder gehoben und geborgen an seiner Seite fühlte.

„Zunächst lassen Sie mich gestehen, gnädiges Fräulein," begann der Oberst, „daß ich Ihnen Alles verdanke, was ich geworden bin: jenem Nein, das mir so bitter weh gethan, das ich aber damals schon wohl verstanden. Ich fühlte bald, daß es nicht der Unterschied der äußeren Stellung war, der sich ja bei einem Soldaten möglicherweise aufheben konnte, was uns trennte, und ich wurde von diesem Tage an fleißiger Schüler meines armen Kandidaten. War keine leichte Schule, Fräulein Luis, aber, um ehrlich zu sein, was ich zuerst nur erlernen wollte, um Ihrer würdig zu werden, das that ich dann gern um der Sache selbst willen. Nachdem die ersten schweren Schritte gethan waren, fand ich herzliche Freude an dem neu eroberten Gebiet des Wissens, wenn auch freilich die Eroberungen eines so alten Knaben sehr bescheiden geblieben sind, und es hätte nicht viel gebraucht, so hätte ich die Kugelbüchs mit der Feder vertauscht. Das kam nun freilich anders, als die Wetter von

allen Seiten losbrachen, als ich die Waffen, die ich mit Zähneknirschen getragen, so lange das fremde Gesindel bei uns hauste, nun schwingen durfte für mein Vaterland. Ich denke, ich bin nicht dahinten geblieben, aber das Wissen, das ich mir um Ihretwillen erworben, wie lückenhaft es auch war und bleiben wird, — das hat mir den Weg zur Beförderung mit gebahnt, so gut wie mein Arm und mein Säbel. Ich hatte mir gelobt, nicht mehr vor Sie zu treten, bis ich es könne als ein Würdigerer; ich mußte es darauf wagen, Sie nicht mehr frei zu finden, — dann, dachte ich, sei es nicht der Wille des Herrn gewesen, daß wir zusammen kommen, und ich hätte es tragen können als ein Mann, wie ich dazumal Ihr Nein getragen. Nun erst, wo der Friede mir gestattete, mich frei zu machen, suchte ich Ihre Spur; wer weiß, ob ich sie gefunden, wenn der Zufall mir nicht den jungen Militärarzt, der meine letzte Wunde verbunden, zum Freunde gemacht und mich durch diesen auf die Spur seiner Schwester geführt hätte, die er liebte und ehrte als den guten Engel seines Hauses. Da bin ich nun endlich, Fräulein Luis; Thusnelda, werden Sie wieder Nein sagen?"

Thusnelda saß noch immer unbewegt, gesenkten Hauptes wie im Traum. War denn wirklich der Königssohn gekommen, um die Prinzessin heimzuführen aus der Knechtschaft? Ach, sie hatte das Prinzessinbewußtsein längst verloren. Und doch ging es nicht so rasch, als der sieggewohnte Kriegsmann sich gedacht. Der Mädchenstolz flüchtet sich in allerlei Schlupfwinkel. War der Wachtmeister zu niedrig gewesen für Fräulein Thusnelda, so stand nun der Oberst, der schöne, stattliche Mann, in der rechten Kraft und Blüthe des Mannesalters, zu hoch für das arme, verblühte, dienende Mädchen, — er solle sich eine jugendliche blühende Braut heimführen, — sie wolle seine treue

Freundin bleiben; es war ihr so Ernst mit ihrer Weigerung, mit diesem Vorschlag, daß der arme Oberst nahe daran war, ihr zu glauben und abzuziehen in Traurigkeit und Herzeleid.

Was er versucht und unternommen, um die Langersehnte doch zu erwerben, wie er es angegriffen, um auch den Stolz der Demuth zu besiegen, — das ist des Näheren nicht bekannt worden.

Nur das Eine wurde mir erzählt, daß eines kalten Morgens die Wittwe Kamphausen recht allein und trübselig in ihrem sonnenlosen Stübchen saß, das sie nicht wagte wärmen zu lassen, weil die Schwester so klagte über den theuren Holzverbrauch, daß die Thüre des Stübchens unversehens aufging, und, gebückt durch den niedern Eingang, im hellen Glanz der Wintersonne, die durch das Gangfenster hereinströmte, ein schönes, stattliches Paar eintrat. Der Kavalier war ein preußischer Oberst, so stolz und ritterlich im Schmucke seiner wohlverdienten Ehrenzeichen, wie die beste Zeit Deutschlands nur je einen hervorgebracht. Die schlanke Dame im grauen Seidenkleide an seiner Seite blühte freilich nicht mehr im ersten Jugendglanze, Frau Kamphausen aber fand sie doch schön, weil ihre schwarzen Augen in so seelenvollem Lichte glänzten, wie sie es nie in ihren jüngsten Tagen gesehen, und — weil es ihr eigen liebes Kind Thusnelda war, das sie mit Lächeln und mit Weinen in den Armen hielt.

Es war alles gut geworden. Die unerhörte Begebenheit, daß Fräulein Kamphausen, ihre geduldige Pflegerin und Gesellschafterin, als Braut eines so stattlichen Obersten vor sie trat, hatte die alte Frau Baronin dermaßen überrascht, daß sie einen ganzen Tag lang weder Reißen, Drücken noch Stechen verspürt hatte, und das geheimnißvolle Es, das allenthalben

herumzog, ganz und gar fortgezogen schien. Es kam nun freilich wieder, als vielerlei Kreuz über die alte Dame hereinbrach und das selige Abscheiden des alten Herrn in Wahrheit erfolgte. Doch trat bei diesem traurigen Ereigniß eine Versöhnung ein mit ihrem Sohne, der wegen einer Mißheirath seit langen Jahren vom Schloß seiner Väter verbannt gewesen, und die Schwiegertochter und die älteste Enkelin wurden noch sanftere und geduldigere Pflegerinnen, als Fräulein Thusnelda gewesen.

Die Mutter Thusneldens durfte nun ruhen von Leid und Sorgen und sich freuen an dem Glück ihrer Kinder. Selbst der arme Kandidat wurde noch aufgefunden und erhielt durch des Obersten Verwendung im Spätherbst seines Lebens eine einträgliche Patronatspfarre, also daß er, dem Beispiel seines Schülers und Beschützers folgend, noch in irgend einem Winkel Deutschlands ein verschollenes, etwas eingeschrumpftes Bräutchen hervorholen und zur glückseligen Pfarrfrau machen konnte.

Die Frau Obristin nahm sich seiner mit besonderer Fürsorge an, weil sie so gern von ihm erzählen hörte, welch eifriger und ernstlicher Schüler der Herr Oberst vor Zeiten gewesen, und welch unglaublich rasche Fortschritte er gemacht.

Und wenn sie in glücklicher Unterordnung gern anerkannte, wie Ernst und Beharrlichkeit des männlichen Geistes bald und siegreich überholen kann, was bei Frauen als Wissen und hohe Bildung gilt, so durfte ihr Gatte dagegen ihr freudig zugestehen, auch als sie den Rang ihrer ehemaligen Herrin, der Frau Generalin eingenommen, daß sie nicht vergebens gelernt in der Schule der Demuth.

Marie und Maria.

Eine Novelle.

Von alten Zeiten her ruht auf den Mühlen ein gewisser romantischer Zauber, den sie wohl zumeist ihrer Lage verdanken. Aus den langweiligen Häuserreihen der Städte, aus dem Schmutz der Dörfer an rasche Flüsse oder einsame Bäche verwiesen zwischen Erlen und Weidengebüsch, mögen sie in einer regen Phantasie all die lieblichen und wehmüthigen Bilder wecken von schönen Müllerstöchtern, getreuen Mühlburschen und rauschenden Mühlbächen, die eine ganze Mühlenliteratur bilden.

Freilich dürfte es für poetische Gemüther meist rathsam sein, sich in mäßiger Entfernung von der Mühle am grünen Rain zu lagern und „dem Wasserspiele und den Wellen" zuzusehen, denn die Insassen selbst und ihr Leben und Treiben möchten manchmal nicht gut taugen zu der reizenden Idylle, die der malerische Anblick der Mühle hervorgerufen hat; wenn auch vielleicht hie und da die abgeschiedene, beschauliche Lage in den Mühlbewohnern selbst ein sinniges poetisches Element geweckt hat.

Die Buschmühle nun, die in irgend einer Gegend des gesegneten Schwabenlandes steht, vereinigt in ihrer Lage Prosa und Poesie. Die Vorderseite bietet nicht die geringste

Nahrung für ein romantisches Gemüth, sie zeigt die tüchtige reelle Seite, die gerade die Mühlen in den Augen des Volkes zu einem beneidenswerthen Besitzthum machen: also, daß zu den Glanzzeiten des ersten Napoleon ein Bäuerlein gemeint: „jetzt, wenn ich der Napoleon wär', so thät' ich mir zusammensparen zu einer Mühle," — woran, beiläufig gesagt, der Napoleon vielleicht nicht übel gethan hätte.

Von vorne also, da führt ein holpriger Fahrweg von dem nahen Dorf und der etwas entlegenern Stadt in den Mühlhof, in dessen Mitte ein stattlicher Düngerhaufen, der Neid aller Landwirthe, prangte. Da schnatterte eine schneeweiße Gansheerde, da watschelte eine Truppe fetter Enten herbei, die sich mästeten von dem nahrhaften Mühlenstaub, da wieherten in den Ställen die starken Rosse, die muntern Füllen, da grunzten aus niedrigen Gehäusen die „fürnehmen Säue", der Stolz des Müllers, in deren Ankauf und Mastung der Müller besonders berühmt war. Die benachbarte Gutsbesitzerin hatte ihm deshalb einmal, als er zu Markte fuhr, aufgetragen: „Bitte, Herr Gevatter, wenn Sie ein recht nettes, junges Schwein auf dem Markt sehen, so denken Sie auch an mich!" — Das Alles war gute, reelle Prosa, nicht ganz zu verachten in unsern magern Zeiten, aber nicht anregend zu Mühlenromanzen.

Geht man aber die bestäubte Treppe hinauf, durch die große Vorderstube, wo an reingefegten Tischen auf hölzernen Bänken das Gesinde und die jeweiligen Mahlkunden saßen und die je nach Rang und Stand bewirthet wurden, kommt man durch dies Empfangzimmer in die etwas kleinere Wohnstube, dann erst offenbart sich die heimliche, poetische Seite der Mühle.

Weite Fernsicht bietet sie nicht, aber unter den Fenstern

rauscht wild und lustig der Bach vorüber und geht das Mühlenrad, so daß der Fußboden beständig in angenehm zitternder Bewegung ist, als ob man segelte auf hoher See. Ueber den Bach führt ein luftiger Steg auf eine ganz kleine buschige Insel, die, vom Wasser umrauscht, immer im frischesten Grün prangt. Weiter hinab senkt sich ein weicher Wiesengrund, den ein melancholisches Wäldchen abgrenzt, ein Ausblick nicht zum Genießen, aber so recht zum Ausruhen, zu dessen tiefer Stille das Rauschen des Wassers und des Rades keine unharmonische Begleitung ist.

Das Ehren- und Besuchzimmer des Hauses war nun freilich nicht sehr symmetrisch in seiner Einrichtung. Der Müller hat eine kleine Vorliebe für Auktionen, und brachte von jeder Fahrt in die Stadt, zum geheimen Schreck seiner Frau, irgend ein neues Stück Geräthe mit. So standen Kanapee und Stühle nicht in der mindesten Beziehung zu einander, die Standuhr, darauf ein schlummernder Amor lag, der im Drang der Zeitläufte seine ruhenden Füße abgestoßen hatte, stammte, sammt dem Ovalspiegel in Goldrahmen, aus dem Nachlaß einer gnädigen Frau; an der Wand hing ein farbenreicher Herzog Ulrich von Württemberg in ewigem Kampf mit einem Sturmfeder in blauem Waffenrock, daneben sehr gutgemeinte, aber etwas unschöne Lithographieen aus der Reformationsgeschichte, auch eine belle Africaine und Amérique, deren leichtfertige, höchst sparsame Toilette der Müllerin ein steter Dorn im Auge war.

Behaglich war aber die Stube doch, denn sie wurde rein und in guter Ordnung gehalten, wenn auch keine Symmetrie möglich war bei dem vielgestaltigen Geräthe. Wenn die Müllerin die schöne, roth und weiß gewürfelte Decke über ihren alten Tisch breitete und die große Kaffeekanne nebst

dem köstlichen Rahm in weißem Porzellangeschirr, und einen selbstgebacknen Butterkuchen auftrug, so setzte man sich recht gern und gemüthlich auf die verschiedenen Stühle und vermißte durchaus keine elegantere Einrichtung.

Gäste waren nicht eben häufig in der Mühle außer den Kunden, die freilich täglich im Hause bewirthet wurden, die aber selten in ein näheres Verhältniß zu der Familie traten. Die Müllerin gehörte zu den Stillen im Lande, ihr war nichts lieber als ein ruhiger Sonntag, wo sie sich mit ihrem Arndt und Bogatzky und mit Rieger's Predigtbuch in ihrer großen Stube erbauen konnte; sie war auf der Mühle geboren und noch nicht weiter als drei Stunden im Umkreis über sie hinaus gekommen. Der Müller, der war schon in der Welt draußen gewesen; er war der Sohn eines Holzhändlers vom Schwarzwald und in seiner Jugend öfters bis Holland mit seinen Stämmen gefahren. Ein hartnäckig kalter Winter hatte ihn einmal mit seinem Floß in der Nähe der Buschmühle wochenlang festgehalten; ob es nun die frommen Augen der stillen Müllerstochter waren, was ihn wünschen ließ, für immer da zu bleiben, oder die nüchterne Erwägung, daß die Mühle ein schönes, sicheres Besitzthum sei und besser als der Holzhandel im Unfrieden mit seinen Brüdern, — das wollen wir im Interesse feinfühlender Leser unerörtert lassen; genug, die Müllerstochter gab dem stattlichen Flößer ihre Hand und der Bund, im Eise geschlossen, zeigte sich auch im Sonnenschein als ein guter und probehaltiger. Der Müller, selbst munterer und oft sehr geräuschvoller Natur, ließ seine Frau in ihrer stillen Weise gewähren und wenn die lustigen Kameraden, die er da und dort auf seinen Geschäftsreisen traf, ihn neckten, daß er „eine Fromme“, eine „Tepistin“ daheim habe, so sagte er: „Lasset sie zufrie-

den! Rechtschaffen ist sie, und wenn sie zehnmal fromm wäre! Daheim ist alles in Ordnung und wird gehörig geschafft und ist kein Geschrei mit dem Gesinde, da kann ich ihr die Freud' ja schon lassen mit ihren Gebetbüchern und Tepistenstunden." Er selbst ging seine lustigen, zum Theil auch wilden Wege und sein Weib machte ihm keine Vorwürfe, nur ganz allmälig lernte er sich vor diesen stillen Augen fürchten, die ihn so sanft und so traurig anschauten, wenn er mit „etwas zu viel" heimkam. Nach und nach wurden ihm die Sonntage lieb, wenn er so am lichten, goldnen Morgen mit seinem Weib durch die grünen Wiesen, zwischen den hohen Kornfeldern, ins Dorf hinauf zur Kirche wandelte, sie dagegen brachte ihm auch manchmal ihren stillen Sonntag Nachmittag zum Opfer, um auf dem blauangestrichenen Bernerwägelein einen Besuch bei guten Freunden mit ihm zu machen, oder um solche bei sich zu empfangen. So wuchs das Paar mit den Jahren immer besser in einander hinein, und dem Müller kam sogar oft der Gedanke, sein Weib sei so brav und so tüchtig, nicht nur *obgleich*, sondern *weil* sie fromm sei.

Seine wilden Kameraden verloren sich nach und nach von selbst, die Müllerin verkehrte mit ihren stillen Freunden meist im Dorf; ein steter und freundschaftlicher Verkehr wurde vom Anfang an unterhalten mit Gevatters vom Tannenhof.

Die Frau Gutsbesitzer Rau, obgleich eine Base der Müllerin, hielt es zwar für einige Herablassung, daß sie so auf gleichem Fuß mit ihr verkehrte. Ihr Vater freilich war nur Bauer auf dem Tannenhof gewesen, aber sie hatte sich nach seinem Tode bei Verwandten in der welschen Schweiz aufgehalten und wußte heutzutage noch einige Phrasen von daher; auch kleidete sie sich nach neuem Geschmack, während

die Müllerin ihre ehrbare, dunkle Bauerntracht beibehielt. Herr Rau, der Gutsbesitzer, hatte einige Zeit in Hohenheim studirt, trug einen Schnurrbart, und hatte das alte Bauernhaus auf dem Tannenhof einreißen und neu aufführen lassen.

Trotz dieses Standesunterschieds hatte sich die Müllerin von Anfang an den Nachbarsleuten als eine getreue, hilfreiche Freundin mit Rath und That bewiesen. Gutsbesitzer Rau war eine etwas phlegmatische Natur, sehr froh, an dem Müller eine praktische Stütze zu haben und manches von seiner Erfahrung zu profitiren, was er nicht in Hohenheim gelernt hatte. Und schließlich, — die Nachbarn „mochten einander“, sie hatten sich im Lauf der Jahre zusammengewöhnt in Freud und Leid.

Es kann bei menschlichen Verhältnissen von tiefster Bedeutung, man weiß nicht wie? die Seele abhanden kommen, so daß sie nur äußerlich noch fortbestehen. Es gibt aber auch Freundschaften, nur vom Zufall zusammengewürfelt, die allmälich, fast unbewußt, am Herzen festwachsen. Der Müller gab sich gern und offen hin, die Müllerin ließ alles an sich kommen, aber was ihr freundlich nahe kam, das hielt sie fest, mit der ganzen Treue ihres Wesens.

Müllers hatten einige Jahre früher als Rau's ihren jungen Hausstand gegründet, das erste Tauffest aber wurde auf dem Tannenhof gefeiert, Müllers waren Gevattersleute und der Bube wurde nach seinem Pathen Georg getauft, — Hansjörg, wie eigentlich der Müller hieß, konnte man ihm doch nicht zumuthen.

Zwei Jahre nach des kleinen Georgs Geburt kam der Müllerbursch von der Buschmühle, stattlich angethan, auf den Tannenhof herüber, um zur Taufe zu laden; es war ein klein wunziges Mägdlein drüben angekommen.

Die Mädchen thun viel besser, sich etwas später einzufinden, sie werden dann mehr geschätzt, als wenn es gleich zu Anfang heißt: „nur ein Mädchen". Auch der Müller ließ sich nicht nehmen, ein Tauffest anzustellen, wie die Gegend noch keines gesehen hatte. Während der Taufzug zur Kirche wallte, krachten so gewaltige Schüsse, daß die Nerven des Kindleins für sein ganzes Leben abgehärtet werden konnten. Mühlknappen und Knechte, alte und neue Kunden, wer da Lust hatte, heute in die Mühle zu kommen, wurde in der vordern Stube so reichlich bewirthet mit Braten und Wein, daß er sein Lebtage an der Erinnerung zehren konnte. Im ganzen Dorfe wurden Kaffeetöpfchen mit großen Stücken Butterkuchen ausgesandt, selbst eine Gesellschaft Korbflechter und Kesselflicker hatte sich oben unter dem Nußbaum gelagert und durch Gesandtschaft sich einen Abfall vom Schmaus erbitten lassen, der auch verabfolgt wurde.

In der Herrenstube hatte sich der Müller auf Bitten seiner Frau auf eine kleinere, gewählte Gesellschaft beschränkt: Gevatter Raus, der Herr Pfarrer, der wenigstens ein Täßchen Kaffee mit trank, Schulmeisters, und eine Base der Müllerin, die in der stillen Bürgergemeinde zu K. ihre Wittwentage verlebte. Der Müller hatte zwar immer geheime Angst, die Base könnte sein Weib „noch frömmer" machen, aber am Tauftag hatte er ihr die Bitte nicht abschlagen können, sie zu Gaste zu laden.

Nach altem Brauch stand im Zimmer, wo geschmaust wurde, die Wiege und das schön weiß und rosenroth bezogne Himmelbette der Wöchnerin, die mit gefalteten Händen schwach und müde dalag und den Gästen mit freundlichen Blicken zunickte. Die Base saß neben ihr im ruhigen Gespräch, als der Taufjubel und das Gläserklingen lauter wurde.

Der kleine Georg vom Tannenhof, ein ganz netter Bursch, der zu allseitiger Bewunderung rüstig auf eignen Füßen herumsprang, war auch mit herübergebracht worden, in einem Sammtröckchen und einem seltsamen, turbanartigen Kopfputz, „wie ein junger Prinz,“ meinte seine Mutter, „wie ein Aefflein,“ meinte das Mühlenpersonal. Dem kleinen Taufkindlein wandte er wenig Aufmerksamkeit zu, desto mehr den Biskuittorten und Gugelhopfen der Tafel, bis er, weinend vor Ueberfülle, dem Kindsmädchen übergeben wurde, die ihm die Füllen und Schweine im Hof zeigte, und dadurch eine wohlthätige Pause herbeiführte.

Das Taufkindlein, das ebenfalls weiß und rosenroth im höchsten Täuflingsstaat in seiner Wiege lag, entwickelte die höchste Vortrefflichkeit, die man von einem Kindlein erwarten kann: es schlief den ganzen Tag, die zusammengeballten Händlein zu beiden Seiten des Köpfchens gelegt. Als der Kleine, etwas erleichtert, von seinem Ausflug zurückkam, wurde ihm auch als besondre Vergnüglichkeit das Kindlein gezeigt, das eben erwachte und seine niedlichen Fingerchen weit auseinander breitete; „'s ist lebig!“ rief er in höchster Verwunderung, und wagte sogar das weiche, warme Gesichtchen zu streicheln.

„Das gäbe gerade ein nettes Pärchen,“ meinte lächelnd die Frau Schulmeisterin.

„Ist erst noch wahr,“ rief der Müller, aufgeregt von Festwein und Vaterfreude, „die würden eben recht für einander, was meinst, Gevatter?“

„Warum nicht? hab' nichts dagegen,“ sagte Rau, und schlug in die dargebotene Hand.

„Bleib's dabei!“ rief der fröhliche Gevattersmann, „eingeschlagen, Frau Gevatter! Angestoßen! Ihr Georg und unsre Marie! Ihr Frauensleute habt doch nichts dagegen?“

„Im Gegentheil, keineswegs," sagte höflich Frau Gevatter Rau, die in der Stille dachte, es werde noch nicht so ernst sein, — „Sie haben ja die Mittel, Herr Gevatter, dem Töchterlein eine gute Erziehung zu geben."

„Will's meinen," rief der Müller. „Spanisch und türkisch soll die lernen, wenn's noth thut! Na, will sehen, ob wir bei der Hochzeit auch einmal alle beisammen sind! Weib, Du schwätzst ja gar nichts! Was sagst Du dazu? wie, da trink!"

„In Gottes Namen, so es Sein Wille ist," sagte die Müllerin und nippte.

Nun wurde in sehr heiterer Weise des jungen Brautpaares Gesundheit getrunken und seine Zukunft besprochen; wurden auch unterschiedliche Beispiele erzählt von so früh beschlossenen Heirathen, die später glücklich zu Stande gekommen. Die Base und die Müllerin schlugen in der Stille miteinander Sprüche im Losungsbüchlein auf, der junge Bräutigam aber, der schon wieder im Essen des Guten zu viel gethan hatte, verlangte ungalanter Weise mit Geheul nach Haus. Das Bräutchen, das schlief, und schlief den ganzen Abend und die Nacht.

Georg blieb der einzige Sprosse auf dem Tannenhof, in der Mühle aber wurde nach längerem Zwischenraum noch ein bausbackiger Knabe geboren. Das kleine Pärchen kam in den ersten acht Jahren ziemlich oft zusammen, übrigens wuchsen sie ganz ohne Ahnung ihrer künftigen Bestimmung auf; es wurde jener scherzhaften Uebereinkunft nie mehr gedacht, als höchstens vom Müller, wenn er recht guter Laune war. Frau Rau hoffte bei aller Freundschaft denn doch in

der Stille, ihr einziger Sohn werde einmal andre Ansprüche machen, als eine Müllerstochter.

So lang die kleine Marie noch getragen wurde, nahm ihr Zukünftiger ein sehr flüchtiges Interesse an ihr, als sie aber einmal neben ihm hertrippeln konnte, da bildete sich wirklich eine Art zärtliches Verhältniß zwischen den Kindern und das Dienstpersonal der beiden väterlichen Häuser fand wiederholt, daß es ein ganz nettes Pärchen geben würde. Beruhigt zwar konnte die Müllerin keinen Augenblick sein, wenn sie ihr Töchterchen in Gesellschaft des Knaben wußte, denn er schleppte sie einmal in den Stall, dann wieder in die Mühle oder an den Entenkanal, die Kleine folgte ihm überall hin in blindem Gehorsam, so daß Leib und Leben und Kleidchen im beständiger Gefahr waren.

Hie und da, als sie etwas größer wurden, saßen die Kinder auch einträchtig beisammen im Gärtchen, machten Jungferlein aus Mohnknospen und führten sie spazieren im kleinen Puppenwägelchen, oder steckten Kastanienblüthen in die Erde und freuten sich, bis große Bäume daraus wachsen würden; vor den Käfern, deren Georg nicht genug zusammenschleppen konnte, behielt Marie ein unbesiegliches Grauen, aber als er einmal bei einem großen Knaben eine Steinsammlung gesehen hatte und anfing rare Steine aufzulesen, da wollte Mariechen auch eine „Steinerversammlung" anlegen. und trug ihr Schürzchen voll Kieselsteine zusammen. Eins ihrer liebsten Spiele war, sich zusammen an den Uferrain zu setzen, da wo der Mühlbach am schnellsten floß, und Blumen hineinzuwerfen, denen sie dann nachsahen, welche wohl am weitesten schwimmen. „Die schwimmen jetzt in die Donau, und bis ins Meer hinaus," belehrte Georg, der bereits Unterricht beim Herrn Provisor genoß, die Kleine; „ist aber

schad', wenn die Wallfische dann die schönen Blumen fressen," meinte Mariechen, die vom Meere noch nichts wußte, als daß es Wallfische darin gebe. „Dummes Ding," sagte Georg, „Wallfische fressen keine Blumen! Die schwimmen vielleicht bis auf eine Insel, wo Wilde wohnen, die noch gar keine Blumen gesehen haben, oder sie fangen sie auf, auf einem großen Meerschiff." „Wenn Du einmal groß bist und weit verreist," sagte Marie, die er oft von seinen Plänen unterhielt, „dann laß' ich auch Blumen zu Dir schwimmen." „Lieber Aepfel," meinte Georg, „aber die könnten verfaulen unterwegs."

Als Georg acht Jahr alt war, da kam er, mit seinem nagelneuen Schulranzen auf dem Rücken, um sich zu verabschieden, da er nun in eine lateinische Kostschule kommen sollte. Er war bestimmt, des Vaters Gut zu übernehmen, da er aber gute Anlagen zeigte, so wollte der Vater nichts versäumen, ihm „einen guten Schulsack" zu sichern, da Herr Rau selbst oft mit Beschämung empfand, daß der seinige sehr mäßig sei.

Im Gefühl seiner künftigen Würde als Kostgänger verbiß Georg muthig das aufsteigende Bangen vor der Fremde und that schon sehr groß mit seiner künftigen Gelehrsamkeit. Auch Marie nahm den Abschied noch gar nicht sentimental, sie schlug die größere Entfernung nicht so hoch an und betrachtete den kleinen Gespielen mit gewissem Respekt, daß er jetzt Kostgänger werde, was ihr schon wie eine Art von Beruf vorkam. Sie opferte ihm auch ihr ganzes „Maugenest": den Vorrath von Aepfeln und Birnen, den sie heimlich vom vorigen Herbst her in einem leeren Stall im Heu verborgen hatte. Da der Weg gerade etwas schmutzig war und die Pferde daheim, so ließ sich's der Müller nicht nehmen, den Gevatter

mit dem Kleinen auf dem blauen Bernerwägelchen nach Haus zu führen. Georg erstieg den hohen Sitz etwas mühsam, die wohlgefüllten Taschen machten ihn fast so ungelenk wie eine Boa Konstriktor, die zum Benefiz des Publikums sich vollgegessen; als er aber oben war, zog er den schönsten seiner geschenkten Aepfel heraus und biß beim Abfahren mit vollen Backen hinein, — es war das, unbewußt, eine Art Huldigung für die kleine Marie, — eine Anerkennung ihrer Liebesgabe, auch freute sich Marie sehr darüber und kehrte ganz befriedigt ins Haus zurück mit dem kleinen dicken Brüderlein, das kaum anfing zu gehen, Christian hieß, und bis jetzt noch keineswegs zu den vielversprechenden Kindern gehörte.

Nun war's ein andres mit dem Verkehr der Kinder, und wenn Marie hie und da vielleicht noch des Gespielen dachte, so spielte er doch ganz und gar keine Rolle in ihren Träumen. Sie mußte jetzt früh Morgens hinauf ins Dorf zur Schule und nachher gleich mit ihrem Strickkörbchen bei der Frau Schulmeisterin bleiben, die eine Industrieschule hielt. Damit sie den mühseligen Weg nicht wieder zurück machen durfte, war ihr Körbchen ziemlich mit Proviant versehen, zudem theilte sie des Schulmeisters bescheidnes Mahl.

An schönen Tagen war das ein ganz vergnüglicher Tageslauf für die Kleine; kein lustigeres Leben als so ein tägliches Wandern zur Schule an sonnigen Tagen! Da ging der Weg zwischen Hecken, an denen sich die ersten grünen Blättchen vom Stachelbeerbusch loswickelten, bis man später die rothen Beeren schmausen durfte, da wuchsen die weißen Palmkätzchen, die ersten Frühlingsboten, Weißdornblüthe und später die wunderlich geformte Frucht der Berberitze, aus der

sich die Mädchen Korallenschnüre machten, — jeden Tag gab es etwas Neues in die Schule mitzubringen.

Dann führte der Weg über Vaters große Wiese und die Birn- und Aepfelbäume streuten im Frühling die weißen Blüthenblättchen und im Herbst die saftigen Früchte auf den Pfad. So ein rother Apfel, der unversehens im grünen Grase blinkt, schmeckt viel besser, als die man daheim bekommt. Und nun ging's durchs Aehrenfeld, die Aehren waren im Sommer so hoch, daß man Mariechen gar nicht dazwischen sehen konnte; da pflückte sie blaue Kornblumen, aus denen sie mit den Mädchen Zöpfe flocht, rothe Stechnelken, die ins Näschen stechen, wenn man daran riechen will, purpurrothe Mohnknospen, aus denen sie mit Georg schon die schönen Prinzeßlein gemacht, und Rittersporen, deren innere Blüthen man zu so zierlichen Kränzlein ineinander schieben kann. Auf diesen stillen Schulpfaden, allein mit dem getreuen Wächter, führte das Kind so ein reiches, wechselvolles Naturleben voll immer neuer Genüsse.

Zur Gelehrten zeigte sie wenig Anlage, und lernte mehr dem guten, freundlichen Schulmeister zu lieb, als aus eignem Trieb.

Viel lieber waren ihr die Nachmittagsstunden, wo in der großen Schulstube die Frau Schulmeisterin ihre Arbeitsstunden gab, großartiger Weise Industrieschule genannt.

Da herrschte minder strenge Disciplin als in den Schulstunden; wenn man nur seine „Mal rum" von dem bunten eingestrickten Seidefädlein an ordentlich gestrickt hatte, so war dazwischen Lachen, Singen und Plaudern gestattet; man hielt Wettkämpfe im Stricken; „Hasenjagen, Garnmessen, Zählerles," wie sie alle hießen. Wenn die Frau Schulmeisterin fort war, erzählte man mit halblauter Stimme schauerliche

Spuk- und Hexengeschichten: von dem grünen Männlein, das in der Schule selbst umging, von dem Pfarrtöchterlein, das von einer bösen Hexe das Hexen gelernt hatte, also, daß es aus dem Handtuch Milch melken konnte und das sein Vater dann einschläferte mit Mohn, daß es nimmer erwachte, damit er vielleicht seine Seele noch retten könne. O, was war das ein behagliches Gruseln, mit dem sich die kleinen Mädchen zusammendrängten und kaum mehr zu flüstern wagten, zumal wenn es schon dämmerig wurde. Dann kam zum Glück oft der alte Schulmeister selbst dazwischen und las ihnen ein Geschichtchen von Christoph Schmid vor, darin ein klareres und freundlicheres Element spielte, von den Ostereiern oder dem Blumenkörbchen, wo sie über das Loos der unschuldig angeklagten Marie bittre Thränen vergossen und sich gar zu gern in die schönen Gemächer versetzten, wo lauter grundedle Gräfinnen und Grafen walteten.

Mariechen fühlte immer am tiefsten mit. „Dui heult glei," bemerkten ziemlich roh die andern Kinder, als Marie fast in Thränen zerfloß über Genovefa und Schmerzenreich, namentlich über die rührende Botschaft der todtkranken Gräfin an ihren ungerechten Gemahl. „O Herr Schulmeister, nur auch bis sie wieder beisammen sind!" bat sie flehentlich, so oft er aufhören wollte, „ich kann ja sonst nicht heim." „Dummes Ding, die wären jetzt eineweg gestorben, all miteinander," sagte Lammwirths Rosine, „um die heulst jetzt nimmer." „Ich kann's eben nicht vertragen, wenn Leute von einander kommen, die einander lieb haben." „Mußt noch allerlei lernen, was Du nicht kannst," sagte gutmüthig der alte Schulmeister.

Bei Sturm, Schnee und Regenwetter, da durfte Marie nicht zu Fuß in die Schule, da führte sie der Müllerbursch

auf dem Bernerwägele hinüber, — war's gar zu schlimm, so blieb sie daheim und setzte sich mit dem Strickkörbchen zu der spinnenden Mutter, auch kam der alte Schulmeister wohl am Sonntag Nachmittag herüber, trank ein Schälchen Kaffee mit Müllers und bemühte sich, mit Marien nachzuholen, was sie etwa in der Schule versäumt hatte. Ein Gelehrter war der alte Schulmeister nicht, in keinem Seminar gebildet, und keineswegs auf der Höhe der Zeit. Aber er war so unrecht nicht: er hatte außer der Bibel, aus der er all seine Lehren und Grundsätze schöpfte, nur Ein weltliches Bildungsmittel, dessen Früchte auch seiner Schülerin zu Gute kamen; er las, wie er selbst sehr wohlgefällig erzählte, seine Zeitung mit der Landkarte und mit dem Conversationslexikon, da suchte er alle Länder, alle Fremdwörter und alle historischen Namen und da in seinem stillen Leben nicht viel Gelegenheit zum Zerstreuen und Vergessen war, so hatte er sich allmählich einen ganz netten Vorrath allgemeiner Kenntnisse gesammelt und konnte fast bei allen Gelegenheiten mit einer Notiz aushelfen. Marien ging der alte Schulmeister über alles, er war zugleich ihr Freund und Vertrauter und war als Lehrer nicht eben schwer zufriedenzustellen.

Es wurden auf besondern Rath der Frau Pathin Rau sogar Versuche mit Musikunterricht bei Marie angestellt. Der Müller erstand in einer Auktion ein „Staatsklavier", wie er rühmte, um das „Heidengeld" von drei Kronenthalern, aber Mariens musikalische Leistungen: die Ecossaise und der Walzer nebst der Arie: „Schmückt euch, Blümchen auf der Wiese", die sie bei Herr Fingerle, dem Provisor, einstudirte, waren so schwach, als der Ton des „heidentheuren" Instruments. Frau Rau brachte einst mit großem Staat eine Frau Pfandkommissär, die bei ihr zu Gast war, als Besuch herüber und

Mariechen sollte eine Probe ihres Talents ablegen. „Wer hat denn dies Stück componirt?“ frug die Frau Pfandkommissär, die ihre Kenntnisse zeigen wollte, bei den zweifelhaften Klängen, die Marie hervorbrachte. „Ich glaube, der Herr Andante,“ sagte Mariechen unschuldig.

Thut nichts, Mariechen, wenn auch die musikalischen Versuche mangelhaft bleiben! An Harmonie fehlte es doch dem Leben des Kindes nicht: das muntre Rauschen des Baches, das rastlose Getöse der Räder, die goldnen Frühmorgen, allein auf Feld und Wiese, die stillen Abende neben der Mutter mit der großen, alten Familienbibel, — das alles waren einzelne Töne, die in der jungen Seele zu lieblichem Wohllaut zusammenklangen, um so lieblicher vielleicht, weil sie ihn unbewußt in sich trug.

Georg, der äußerst befriedigende Schulzeugnisse nach Haus schickte, kümmerte sich sehr wenig um den Bildungsgrad seiner Zukünftigen. Er kam in den Ferienzeiten immer noch mit seinem Vater in die Mühle herüber, weil er so gern auf den Mühlgäulen reiten mochte; er freute sich an dem Gehämmer, Geklipper und Geklapper in der Mühle und verschmähte auch die schmalzgebacknen Küchlein und Fische nicht, mit denen die Müllerin werthe Gäste bewirthete. Aber mit Marie wußte er nicht viel anzufangen, er kam sich so viel gescheidter vor, als das Schulmädchen, das in eine Dorfschule ging, nur hie und da ließ er sich noch herab, in ihrem eignen Gärtchen mitzuarbeiten; er brachte ihr einen Epheuzweig vom Wald, um ihn an ihrer Mauer hinaufzuziehen und machte mit ihr Versuche, gemeine Gänseblümchen durch sorgfältige Verpflegung zu gefüllten zu machen, was zu großem Vergnügen der Kinder gelang. Marie hatte denn doch eine heimliche Freude, wenn der hochaufgeschossene Schuljunge sich mit ihr

befaßte, obgleich sie mit unbewußter Mädchenlist sich höchst unbekümmerlich anstellte; wenn die Mutter sagte: „heut kommen wohl Rau's, wollen sehen, ob sie den Georg mitbringen," so meinte sie ganz gleichgiltig: „ist mir eins, ob der wilde Bub kommt, er verscheucht nur allemal unsre Hühner und Enten."

Der Verkehr mit dem Tannenhof war aber nicht so gemüthlich mehr als er gewesen, — ein schlimmer Wurm hatte sich in dem harmlosen Leben dort eingenistet: ein Familienprozeß. Ein dereinst durchgegangener Bruder der Frau Rau war wieder aufgetaucht und machte Ansprüche an das Gut geltend, die Rau's nicht geneigt waren ihm zuzugestehen. Das gab nun wöchentliche Reisen in die Stadt zum Advokaten, gab täglichen Aerger und Verdruß. So oft Rau wieder auf die Mühle kam, war seine Stimmung reizbarer, seine Haltung schlaffer, selbst sein sonst so wohlgepflegter Schnurrbart verwahrloster. Seine Frau gab alle vornehmere Haltung auf und weinte bitterlich im Oberstübchen bei der Müllerin über das viele Geld, das der Prozeß koste, und den schweren Aerger und Verdruß, den ihr Mann dafür eintausche. „Vergleichen, Gevatter, vergleichen," rief der Müller, „werft dem Kerl in die Rippen, was er haben will, eh' euch der verfluchte Prozeß das Herz abfrißt und Haus und Hof ruinirt," und Frau Rau nickte ihm beifällig zu.

„Soweit sind wir noch lange nicht," sagte Rau, „wollen sehen, wer's länger aushält, er oder ich; wo ich recht habe, da geh' ich keinen Vergleich ein." „Gevatter, 's reut euch," warnte der Müller. „Ist mir eins," sagte der Gutsbesitzer. „Selig sind die Friedfertigen," sprach in ihrer ruhigen Weise die Müllerin dazwischen, „denn sie werden Gottes Kinder heißen." „Alles zu seiner Zeit, Frau Gevat-

terin," meinte der Gutsbesitzer, „habe gar nichts gegen die Religion, im Gegentheil, ich wollte, mein Schwager hätte mehr, so hätte er den Unfug nicht aufgebracht. Der soll friedfertig sein! der hat's nöthig. Ich habe keine Händel angefangen, ich will mein Recht; es steht auch in der Bibel, daß Recht und Gerechtigkeit sein soll auf Erden. Meinem Buben muß der Hof bleiben. Punktum!"

„Und Du wirst sehen, es frißt ihm noch das Herz ab," sagte der Müller, als er am Abend nach einem solchen Gespräch mit seiner Frau noch im Hof stand und der abfahrenden Kalesche nachblickte; „das hab' ich meinem Vater selig zu danken, daß ich mich in keinen Prozeß einlasse, der hat gesagt: „An dem Tag, wo du zuerst vor Amt gehst, um einen Prozeß anzufangen, da kauf' auf dem Heimweg beim nächsten Seiler einen Strick und häng' dich dran, so ist's mit Einem Verdruß abgemacht."

Der Müllerin war dies eigenthümliche Rezept gegen Prozeßärger nicht eben einleuchtend; ihr Rezept aber war Schweigen, so sagte sie nur: „Mit dem Rau kannst Du recht haben," und ging nachdenklich in das Haus zurück.

Georg war heute mit da gewesen, er hatte sich verabschiedet, da er nun auf das Gymnasium einer größern Stadt kommen sollte; er und Marie hatten wenig Notiz von einander genommen: er fühlte sich bedeutend, als angehender Gymnasiast, und der Abschied war ziemlich kühl und verlegen gewesen. Des Vaters bedenkliche Worte über Georg's Vater fielen Marie aber schwer aufs Herz, — sie hatte bei dem Schulmeister einmal eine Abbildung des gefesselten Prometheus gesehen, und sie mußte sich nun, so lang sie ihn nicht sah, den Gutsbesitzer fortwährend vorstellen, mit so einem großen, schwarzen Vogel, der ihm auf dem Herzen saß und daran fraß.

Der Müller hatte nicht Unrecht gehabt. Es war drei Jahre nach diesem Besuch, da kam das blaue Wägelein langsam und traurig heimgefahren, der Müller und seine Frau, ganz schwarz gekleidet, stiegen langsam ab und wurden von Marie mit Thränen empfangen, — sie kamen zurück vom Leichenbegängniß des Gutsbesitzers auf dem Tannenhof.

Traurig und still saßen sie mit einander oben in der innern Stube um den Tisch, an dem der Freund so oft mit ihnen gesessen. Der Müller wußte vielleicht kaum, was ihn denn eigentlich mit dem Gutsbesitzer verbunden, und doch war's ihm, als sei ein Stück von seinem Leben mit ihm gegangen; sie hatten so lange Jahre Freud und Leid mit einander getheilt!

„Und ich sag' doch, es hat ihm das Herz abgefressen! sag' ich," sagte der Müller, ohne daß jemand zuvor etwas anderes behauptet hätte; „man hat's ja all die drei Jahre her gesehen, wie er zusehends abgenommen, sein Rock ist nur so an ihm herumgeschlottert." „Auch sein Haar war nie mehr gekämmt," sagte Marie; „Und der schöne Schnauzbart war auch so zottelig," fiel Katharine, die langjährige Hausmagd, ein, die eben die Abendsuppe auftrug, und die sich schon erlaubte, ein Wörtchen drein zu reden. „Dummes Ding," zankte der Müller durch all seine Wehmuth, „was Schnauzbart! das ist das Unnöthigste an ihm gewesen, um den wär's auch nicht Schade gewesen, wenn er zu Grund gegangen. Da sagen sie nun, er habe das Gallenfieber in Weilburg geerbt; ja, geerbt! das Gallenfieber kommt von innen heraus . . . ." „Freilich, mein Vater selig hat schon zu uns g'sagt: über euch krieg ich 's Gallenfieber," warf die unermüdliche Kathrine dazwischen, „hat's aber nicht gekriegt." „Katharine, sei sie so gut und halt sie's

Maul!“ rief der Müller ärgerlich und in seiner Trauerandacht gestört.

Die Müllerin war still; sie hatte die letzten Tage ganz auf dem Tannenhof zugebracht, hatte Pflege und Nachtwachen mit der armen Frau getheilt, die der Jammer ganz unfähig zu allem gemacht, — sie hatte den Ernst des Todes wieder in furchtbarer Nähe gesehen. Der Kranke hatte sie gern um sich gehabt. Früher hatte er oft gemeint: „Wär' mir ja alles recht an der Müllerin, nur das Frommsein nicht! Obwohl sie Einem nicht beschwerlich damit fällt, so sieht man's doch ihren Augen an, was sie denkt, wenn man's einmal ein Bischen nicht genau nimmt im Reden und Thun.“ Jetzt aber war ihm nicht nur ihre leichte Hand lieb und ihre ruhige, aufmerksame Pflege, auch die stillen Augen thaten ihm wohl und die wenigen sanften, tröstenden Worte, die sie sprach; er fühlte, daß sie es so recht von Herzen gut mit ihm meinte und wenn er nun mit leisem Grauen fühlte, daß es gewagt ist, sich auf den Dieu des bonnes gens zu verlassen, auf den bequemen Glauben: „wenn Einer ein ehrlicher Kerl ist, so kann ihm Tod und Teufel nichts zu Leide thun,“ dann lauschte er gerne den einfachen Sprüchen und Liederversen, die ihr fast unbewußt auf die Lippen traten.

Es war zu spät zu Besprechungen und Erörterungen, zu spät, um eine Bekehrung in Form herbeizuführen, wie sie geistliche Geschichten melden; — wie lange die Pforte der Heimath offen bleibt für den Sohn, der sein Gut ferne vom Vater verzehren wollte, wenn auch nicht in sündigem Prassen, — ob ihm der Vater entgegengeht, auch wenn er selbst die Kraft nicht mehr hat, den Rückweg einzuschlagen? — das ist das Geheimniß, das zwischen Gott und der Seele bleibt.

Einmal, als die Müllerin dem Kranken eines der seligen

Verheißungsworte gelesen, das den Ueberwindern die Krone des Lebens verheißt, da schüttelte er leise sein müdes Haupt und sagte mit einem Anflug seines alten Humors: „Gevatterin, von Kronen wollen wir ja nicht sprechen, wollen froh sein, wenn ich droben in einem Ecklein unterkomme.“ Das war das letzte Wort, das er gesprochen, und daran hielt sich die stille Hoffnung der Müllerin, während eine glänzende Leichenrede die vielfachen, häuslichen und bürgerlichen Tugenden des Vollendeten rühmte und die Frau Schultheißin die trostlose Wittwe mit dem baldigen, seligen Wiedersehen tröstete, „und was nur mein Mann selig für eine Freude haben wird, wenn er den Herrn Rau selig so bald wieder sieht! Er hat immer so viel auf ihn gehalten. Viel durchgemacht hat Ihr lieber Mann selig in der letzten Zeit, 's ist wahr, viel Aerger und Verdruß mit dem Prozeß da, aber der Herr wird's ihm reichlich vergelten in der Ewigkeit; die mit Thränen säen, die werden mit Freuden ernten. Wie wird sich nur mein Mann selig verwundern, wenn der Herr Rau selig ihm alles erzählt, wie Ihr Bruder, mit Respekt zu melden, es ihm so wüst gemacht hat. Aber „alsdann wird der Gerechte stehen mit großer Freudigkeit!“

Es wäre komisch, wenn es nicht so traurig wäre, wie so gar leicht manche Menschen sich die Verheißungen der Schrift zu eigen machen.

Es war Sonntag, wenige Wochen nach dem Begräbniß auf dem Tannenhof. Marie hatte heute für Haus und Küche zu sorgen, da die Mutter mit den Mägden und Christian zur Kirche gegangen war. Ihre Geschäfte droben waren geordnet und sie hatte sich auf ihre Bank im Weidengebüsch auf der Insel, gesetzt mit der Mutter Bibel und dem

Predigtbuch. Das Predigtbuch war noch gar nicht geöffnet, die Bibel hatte sie aufgeschlagen auf ihrem Schooße, aber nur das erste weiße Blatt lag offen; was Marie da gefunden, das schien ihre Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß sie noch nicht dazu gekommen war, im heiligen Buche selbst zu lesen.

Sie hatte gar manchmal schon der Mutter oder beiden Eltern aus der alten Familienbibel vorgelesen, — zum eignen Gebrauch hatte sie ein kleines Testament, — und es war ihr oft aufgefallen, daß das erste Blatt mit einer Oblate an den Deckel geklebt war. „Was steht denn darauf?" hatte sie die Mutter einmal gefragt, „und warum ist's zugepappt?" „Ach laß," sagte die Mutter, „das hat nichts zu bedeuten, wird nur so zufällig hängen geblieben sein." Sie war aber roth geworden, weil sie so gar nicht gewöhnt war, eine Ausrede oder gar eine Unwahrheit auszusprechen.

Nun, heute hatte Marie zufällig mit dem Predigtbuche die alte Bibel mitgenommen und war ein bischen neugierig, was denn wohl auf dem verklebten Blatte stehe? Es konnte kein Unrecht sein, wenn sie es mit einer Haarnadel leise und sachte löste.

Das Blatt war alt und vergilbt, so wie es die Bibel war. Mit lang verblichener Tinte standen oben, in wenigen Worten von der Hand des alten Müllers, Mariens Großvater, geschrieben, die Geburts- und Tauftage und die Namen seiner Kinder, immer mit einem Spruch dabei. Die hier geschrieben standen, die waren nun alle gestorben, außer der Müllerin.

In etwas neuerer Schrift stand unten von der Hand, der Mutter: Am 12. Mai 1820 ist uns ein Töchterlein geboren, das am zwanzigsten in der heiligen Taufe den Namen Marie Christine erhalten hat. Der Herr gebe ihm Segen, und Gedeihen und lasse es erwachsen zu Seiner Ehre und

unsrer Freude! Am Tage seiner Geburt habe ich den Spruch gezogen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast;“ am Tauftage: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.“

„Es haben am Tauftage mein Mann und unser Nachbar Rau in fröhlichem Muthe beschlossen, daß Rau's Söhnlein und unser neugeboren Töchterlein in späteren Jahren ein Paar sollen werden. Ich habe des Mägdleins Zukunft in die Hand des Herrn gelegt. Ist es Sein guter und gnädiger Wille, daß dereinst die Beiden sollen zusammen kommen, so möge Er es so fügen zu Seinem Preis und ihrem Heil. „Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, der Herr aber gibt, daß er fortgehe.“

Das also war's, warum die Mutter, sonst eine so einfältige, gerade Seele, das Blatt zugeklebt hatte, als ihr Töchterlein herangewachsen! Und das war's, warum die sechzehnjährige Marie so gar nachdenklich auf der Bank im Weidengebüsch saß und trotz Sonntagmorgen und Glockengeläute von Bibel und Predigt noch nichts gelesen hatte, als das erste weiße Blatt.

Wie ganz wunderbarlich erschien ihr dieser Gedanke! Wie aus dem Himmel gefallen, und doch wieder, als ob sie das selbst heimlich schon lange gewußt. Es kam ihr wie ein Unrecht vor, fast als ob sie sich schämen müsse, daß sie, das kleine, junge Mädchen, überhaupt nur vom Heirathen wisse, und daran denke (wir hatten dazumal noch nicht das weise Gesetz, das Mädchen vom vierzehnten Jahr an für heirathfähig erklärt); und doch — wenn Vater und Mutter schon vor sechzehn Jahren daran gedacht, — warum sollte sie es nicht auch ein bischen thun?

Sie hatte freilich in den letzten Jahren Georg, den hoch-

gewachsenen Jüngling, mit anderen Augen angesehen als in der Kinderzeit, aber an so etwas hatte sie im Traume nicht gedacht. Sie hatten eher eine gewisse Scheu vor einander gehabt und waren sich etwas fremd geworden, seit sie mit einander Gänseblümchen gepflanzt und Blumen hatten den Bach hinunter schwimmen lassen, doch hatte sie sich immer noch einigermaßen geehrt gefühlt, wenn sich Georg mit ihr befaßt hatte, Aber jetzt! Eigentlich kam er ihr wieder viel zu jung vor, um an ihn als künftigen Gemahl zu denken, obgleich sie erst sechzehn war. Wenn das Müllerkind, dessen Leben bisher ein zu gesundes und ausgefülltes gewesen war, um allzuviel Tagesträumereien nachzuhängen, sich doch schon ein Ideal entworfen hatte, so war es eher ein gereifteres, männliches gewesen, ein Halt und eine Stütze; nicht so ein aufgeschoßner Junge, der wohl wenig viel klüger war als sie.

Und doch sah sie diesen Jungen jetzt in so ganz andrem Lichte, — es war eben gar zu wunderbar, daß *sie*, sie, das Müllermariele, sollte schon für jemand zur Frau bestimmt sein!

Aber, Georg wußte ja nichts davon und wenn er je davon erfahren sollte, so wollte er gewiß nicht, natürlich! und seine Mutter auch nicht, höchst natürlich! Rau's waren ja im Ganzen doch viel vornehmer als sie, und Georg wurde wahrscheinlich noch vornehmer als sein Vater gewesen war; er sah schon jetzt feiner aus. Und merken durfte er ja nicht, daß sie davon wußte, — lieber sterben; — es stirbt sich so leicht mit sechzehn Jahren! — Ach, wie schnell reisen die Gedanken! Wie viel hin- und herstreitende Pläne und Träume und Beschlüsse zogen im Raum einer einzigen Viertelstunde durch Mariens Seele! die Bibel ruhte noch auf ihrem Schooße, sie dachte nicht daran, daß sie in dem heiligen Buche die schönste Lösung für alle ihre streitenden Gedanken finden

könnte, — nicht eben, indem sie es gebrauchte wie eine Art Orakel, und einen Spruch aufs Gerathewohl aufschlug, wiewohl einfältig fromme Gemüther auch so schon wunderbar zu dem geführt worden sind, was ihnen gut that, — wohl aber, indem sie daraus lernte, alle Räthsel des Herzens und Lebens im Lichte der Ewigkeit anzusehen. Sie hörte einen raschen Tritt über die Brücke, wie wunderbarlich, daß gerade in diesem Augenblick Georg kam! — Und, wie betroffen sie auch von diesem ungeahnten Besuch war, sie hatte doch augenblicklich das Predigtbuch zur Hand und war darein so eifrig vertieft, daß sie anscheinend gar nichts sah und hörte von dem Näherkommenden. Sie war gewiß nicht kokett, auch nicht unwahr, es war das nur der unbewußte Instinkt eines Mädchenherzens; und das tiefe Erröthen, mit dem sie aufblickte, als Georg vor ihr stand und sagte: „Guten Morgen, Marie; aber das ist eine Andacht!" — das war gewiß aufrichtig und echt!

„Ist der Döte nicht daheim?" fragte Georg, er nannte den Müller so noch von den Kinderjahren her; „ich sollte mit ihm sprechen." „Sie sind alle beide in der Kirche," sagte Marie, immer noch befangen. Georg kam ihr heute älter, gereifter, bedeutender vor, — es war nicht die Trauerkleidung allein, es war das Leid der letzten Tage, das über seine junge Seele gegangen, es war ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit, seit er wußte, daß er nun in die vorderste Reihe gerückt sei, was ihn männlicher erscheinen ließ! So oft sie ihn etwas scheu von der Seite ansah, mußte sie die Augen wieder senken, verwundert, daß er so gar anders geworden. Aber auch Georg erschien diese halb kindliche Mädchengestalt mit den tiefgescheitelten blonden Haaren und den braunen Kinderaugen anders, als je zuvor. Er hatte daheim in seiner alten Bibel gelesen, — sie lag auf dem Tannenhof leider zu

tief im Staub, als daß sie nur zu finden gewesen wäre, aber in den stillen Tagen der ersten Trauerzeit hatte er im Auftrag der Mutter die alten Hauskalender des Vaters durchgesehen, und dort neben den Notizen über Käufe und Verkäufe allerlei tagbuchartige Aufzeichnungen gefunden.

Da fand sich denn auch unterm Mai des Jahres 1820: „Der Metzger wollte die zwei großen Kälber holen, war aber nichts, weil wir zur Taufe bei Müllers drüben waren. Habe bei dieser Gelegenheit unsern kleinen Schlingel mit dem neugebornen Töchterlein drüben verlobt; so ist der auch schon versorgt! Der Frau Gemahlin ist's nicht vornehm genug; mich sollt's freuen, wenn es wahr würde."

Wenn nun auch diese flüchtige Notiz keinen solchen Sturm von nie gekannten Gefühlen und Gedanken in Georg erweckt, als in Marien die Worte in der Mutter Bibel, so gaben sie ihm doch zu denken; er hatte die kleine Marie seit Monaten nicht mehr gesehen, nun war er in Wahrheit begierig, wie sie wohl aussah: natürlich dachte er gar nicht im Ernst an jene elterliche Verabredung, — welcher Unsinn! er sich verloben!

Mit dem Müller, da hatte er freilich auf einmal höchst nothwendig zu reden, der war ja nach des Vaters letztem Willen zu seinem Vormund ernannt. Frau Rau war damit nicht recht zufrieden gewesen, sie meinte in all ihrem Leid, es wäre doch besser, wenn die Familie suchen würde sich zu heben durch Wahl eines gebildeten Vormunds, doch wollte sie keine Einrede thun, der Müller hatte sich als treuen Freund in der Noth bewährt.

„Ich warte gern; gibt's da noch Platz für mich?" fragte Georg etwas kecker als er je zuvor gewesen; die Bibel ward sorgsam in's grüne Gras gelegt, die beiden saßen beisammen,

sie sahen nicht viel vor sich als die grünen Gebüsche und den blauen Himmel drüber und hörten die Vögelein zwitschern und singen, aber dem Georg war's ein bischen seltsam zu Muthe, der Marie vielleicht auch. Diesmal fing sie an zu reden, von seinem Vater zuerst, wie er immer so freundlich gegen sie gewesen und wie leid es ihr um ihn gethan; dann kamen sie auf die alten Zeiten, — man hat bereits alte Zeiten, wenn man sechzehn und achtzehn Jahre alt ist, — auf ihre Wasserfahrten, die Steinerversammlung und die Blumensendung ins Meer. Sie waren recht gut im Gespräch, als die Magd von oben rief: „Jungfer Marie, Sie sind da, und 's Feuer ist aus, und 's Fleisch kocht nicht!"

Glühend roth sprang Marie auf, nun hatte sie Küche, Fleisch und Feuer droben rein vergessen.

In einem neuen Roman sagt die Heldin, als sie in die Küche muß: „ich muß Sie verlassen, die unscheinbare und doch so gebietende Pflicht ruft mich." Ach, Mariechen war nicht so belesen, daß ihr so schöne Phrasen eingefallen wären, sie hatte an die „unscheinbare und doch so gebietende Pflicht" eben leider gar nicht gedacht und sie ging mit recht bösem Gewissen hinauf.

Bis nun durch ein wahres Höllenfeuer in der Küche der Versäumniß nachgeholfen wurde, wandelte Georg lange in eifrigem Gespräch mit dem Müller im Hausgärtchen auf und ab. Es handelte sich um seine Zukunft. Der Prozeß des Vaters war nach dessen Tode endlich mit einem Vergleich beendet worden, aber das Gut hatte durch Kosten und durch Vernachlässigung in letzter Zeit so viel gelitten, daß es kaum rathsam war für die Wittwe, es zu behalten. Georg wäre jedenfalls zu jung gewesen, es zu übernehmen, seine Pläne waren aber auch andre und er setzte sie dem Müller

auseinander, der zunächst nicht sehr viel darauf geben wollte, am Ende aber sich doch mehr herbeizulassen schien.

Marie, die nun mit ganz beispiellosem Eifer in der Küche schaltete, lugte doch so ein wenig durchs Küchenfenster hinaus; es war ihr ein eigenthümliches Bangen und Behagen, die Zwei so vertraulich und angelegentlich mit einander reden zu sehen; der schlanke Jüngling im modernen kurzen Röckchen, ihres Vaters breite Gestalt in dem hellblauen Müllersrock, den er sich durchaus nicht absprechen ließ: sie schienen ihr ganz gut zusammen zu taugen. Georg sprach rasch und eifrig in den Müller hinein, der sehr gemächlich zuhörte und nur hie und da sachte den Kopf schüttelte.

„Nun, 's ist Essenszeit," sagte endlich der Müller laut, „Du ißt mit uns, Georg, Deine Mutter erwartet Dich doch nicht mehr, willst ja Nachmittag ohnehin in die Stadt hinüber. Heut wird jetzt nichts mehr geredt, morgen früh kannst wieder herüberkommen, da sollst dann Auskunft haben; muß mir's heute Nachmittag noch überlegen."

Bei Tische war Georg schweigsam; er sprach nicht mehr mit Marie, die ihm still gegenübersaß und nicht recht aufblickte; die Müllerin war mit dem Christian beschäftigt, der bei Tische nie viel redete, aber desto mehr aß und womöglich mit beiden Händen hineinschob; der Müller war gut aufgelegt, er blickte hie und da nach seinem aufblühenden Töchterlein mit einem pfiffigen Lächeln hinüber, das der Müllerin etwas unbehaglich war. Nun, das Müllerkind war schon ein herzerfreulicher Anblick, und war einem Vater nicht übel zu nehmen, wenn er seine Augen waidete an ihr: über das kornblumenblaue Kleid, das so recht ihre frische, blühende Farbe, das blonde Haar, die klaren Augen hob, hatte sie, dem verstorbenen Döte zu Ehren, ein schwarzseidenes Schürzchen gebunden,

der ganze liebliche Duft der reinen, ersten Jugendblüthe lag über der jungen Gestalt — es war Georg vordem noch kein einziges Mal eingefallen, daß das Müllermariechen so hübsch sei.

Die einfache Mahlzeit war beendet, obgleich sie etwas länger gewährt hatte, da das Fleisch, durch Mariens Schuld, ziemlich hart zu beißen war. Georg hatte einen Freund in die Stadt bestellt, so ging er nach Tisch fort. Er nahm mit wenig Worten Abschied, behielt aber Mariechens Hand länger in der seinen, als nöthig war.

So recht sonnenwarm und still lag der Sonntagnachmittag über der Mühle, das Gesinde hatte sich nach allen Seiten hin verlaufen; Marie war zum alten Schulmeister hinaufgegangen, ihrem besten Freund noch von den Schultagen her; seine Frau war etwas invalid und keine Freundin vom Spazierengehen, da war's ihm denn gar lieb, wenn seine alte Schülerin mit ihm einen gemächlichen Gang durch die Felder machte. Er that sein Bestes, seinen ganzen Vorrath von Schul- und Lebensweisheit in ihre empfängliche Seele niederzulegen, und es war ihm oft, als ob bei verwickelten Fragen, die ihm lange zu denken gegeben hatten, die kleine Marie mit ein Paar einfachen Worten das Rechte gefunden habe.

Christian trieb sich draußen mit Kameraden um, so saß der Müller und seine Frau in ihrem Stübchen allein. Die ungewohnte Stille — nur selten konnte die Mühle am Sonntag ganz still stehen — das warme tiefe Sonnenlicht, das Summen und Singen der Käfer und Vögel vom Inselein her, das alles gab ihnen so recht das Gefühl einer Feiertagsstunde, wie sie selten einkehrt bei älteren Leuten, die sich in regem Geschäftsleben umtreiben.

Weite Spaziergänge sind nicht im Geschmack der Land-

bewohner, ein langsames Wandeln um die eigenen Wiesen und Felder, die man gern sieht im Lichte der Sabathruhe, nachdem man sie die Woche durch bearbeitet im Schweiß des Angesichts, oder solch ein Stillesitzen daheim, das lieben sie, und das brachte auch der Müllerin das friedlichste Sonntagsgefühl. „Es gibt Zeiten," pflegte sie zu sagen, „wo man den Herrn suchen muß, oft recht mit Müh und Sorge. Aber es gibt auch Tage, und das sind die besten, wo man nur ganz stille halten und reinen, freien Raum machen muß, damit er hereintreten kann. So ist er zu den Jüngern getreten am See Genezareth, so zu der Maria im Garten," — und so saß die gute Müllerin mit einem recht sonntagsstillen Herzen, ließ die goldene Sonne hineinscheinen und hörte gelassen auf die Mittheilungen ihres Mannes.

„Also siehst, Weib," fuhr der Müller fort, „so steht's. Der Rauin ihr Schwager hat nun einmal seinen Sinn auf den Hof gestellt, und sie thut am besten und läßt ihn ihm, so lang er noch einen ordentlichen Preis dafür zahlt . . ."

„Aber ihrer Eltern Gut und Sitz!" seufzte die Müllerin, „es ist noch eine G'schrift da, wie ihr Urähne nach dem dreißigjährigen Krieg das Haus hat wieder aufgebaut."

„Ist einerlei," sagte der Müller, „wär mir auch nicht lieb, aber besser den Hof lassen, als daß er vollends zu Grund geht. Mein Vater selig hat g'sagt; „„wenn D' ein Gut hast, und läßt einen guten Baum drauf umhauen, so geh' am selbigen Tag hin und laß dein Gut ins Wochenblatt setzen zum Verkauf, denn hin ist's und der Segen fort, wenn's an die Obstbäum' geht."" Und drüben auf dem Tannenhof haben sie schon manch schönen Baum abg'schlagen, 's geht 'runter, Weib, 's geht' runter!" Die Müllerin machte nie eine Einrede, wo die Autorität des Vaters selig in's Spiel kam.

„So kann ich's also dem Georg nicht verdenken,“ sprach der Müller weiter, „wenn er an dem Hof keine Freude hat und etwas anders werden will. Bin zwar nicht arg fürs Studiren, „ung'studirte Leute sind auch keine Esel,“ hat mein Vater selig g'sagt, „und um das Geld, was einer verstudirt, könnt' man die schönsten Aecker kaufen und hätt' zu essen sein Lebtag.“

„Bin einmal in Tübingen gewesen, wo sie studiren, noch wie ich ledig war, und bin in einem Wirthshaus gewesen, haben da die jungen Herrn geschrieen und gesungen und gerandalirt und Bier hinuntergeschüttet, daß es ein Graus war! „Höret, ihr Herrn,“ hab' ich g'sagt, „macht man's so, wenn man studiren und g'scheid werden will?“ „Das verstehst Du nicht, Knot,“ hat der eine g'sagt, — er muß nicht recht verstanden haben, daß ich Roth heiße — „wenn man in Tübingen studirt, so wird man von selbst gescheidt.“ „Hab's nicht gewußt,“ sagt' ich wieder, „hab' zwar gelesen: Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf, war mir aber unbekannt, daß er's ihnen auch im Saufen gibt; der Mensch muß freilich etwas voraus haben vor dem lieben Vieh, das sauft nur wenn's Durst hat, der Student herentgegen auch ohne Durst.“

„Wegen dem Georg?“ warf die Müllerin ein, die diesem Ausfall gelassen zugehört hatte. „Ja so,“ besann sich der Müller wieder, „nun, so arg wird's der einmal nicht treiben, ich kann ihm nicht so ganz entgegen sein, wenn er studiren will, man braucht nun einmal auch mitunter g'studirte Leut', und ein Doktor, wenn er geschickt ist, ist so übel nicht dran.“

„Also Doktor will er werden?“

„Ja, Weib, und 's ist ihm recht ernst mit dem studiren, und“ hier stieg das listige Lächeln auf seinem Gesicht auf, „er hat auch schon an eine Frau Doktorin gedacht. . . .“

„An unsre Marie?“ fragte die Müllerin erschrocken und doch vielleicht im tiefsten Grunde heimlich geschmeichelt, „das kannst Du nicht im Ernst denken; das Kind!“

„Mag sein, Weib; pressirt ja auch nicht, aber — was sein soll schickt sich wohl, hat ja doch kein Mensch mit den Kindern von selbiger Abrede an der Taufe geredet, und ist ihnen nun von selbst ins Herz gekommen, oder doch dem Georg. Sei's um sechs Jahr, so kann er sein eigen Brod haben, denn bälder thu ich's nicht, dann ist ja die Marie noch blutjung und eben recht. Du siehst ja sonst allenthalben Gottes Finger.“

„Gottes Leitung wollen wir walten lassen und nicht vorgreifen,“ sagte die Frau, „ich bitte Dich nur das Eine: mach nichts fest, und leid nicht, daß der Georg etwas zu dem Mädchen sagt und sich durch ein Versprechen bindet, sie sind zu jung, sie können ihr eigen Herz noch nicht; es soll ihm kein Treubruch und keine Sünde sein, wenn's ihm wieder anders kommt; laß es im Stillen.“

„Na, meinetwegen,“ bruttelte der Müller, der gar ungern etwas auf dem Herzen behielt. „Mein Vater selig hat zwar gesagt, wenn er von einem Eheverlöbniß hörte: „machet voran, eh's der Teufel erfährt,“ aber voran machen könnte man ja doch nicht, drum mag's meinetwegen noch in aller Stille bleiben, damit's dem Mädchen nichts schadet; ich mein' aber als, der muß in Gott froh sein, wenn er sie nur kriegt.“

„Und seine Mutter?“

„Na, die nun erst recht! Ich hab' von unserm Doktor gehört, daß es seine fünf- bis sechshundert Gulden jährlich kostet, wenn einer ordentlich studiren will, und fängt er seine Praxis an als Doktor, so muß er auch wieder viel zusetzen, — das kann die Rauin drüben derweil gar nicht aufwenden, bis

ihre Sachen in Ordnung sind; dafür ist der Müller da. Ich meine, sie müßte Gott danken, und unsere Marie gibt eine Frau wie Eine; und schlecht ist's doch auch nicht, wenn sie Frau Doktorin ist; auf die Mühle ist ja der Christian da."

„Es sei dem Herrn befohlen," sagte die Müllerin. Es war ihr nicht unlieb, daß ein Bäcker drunten war, der den Müller sprechen wollte und daß sie allein blieb mit ihren Gedanken und mit ihrer Bibel.

Georg machte sein Examen und kam, eh' er die Universität bezog, noch einmal auf die Mühle, um Abschied zu nehmen. Die Müllerin hatte ihn gebeten, vorher nicht zu kommen. Es wurde überhaupt von Marien und von der Verlobung nicht gesprochen, die beiden Mütter schienen schweigend einverstanden, ein Alleinsein der jungen Leute möglichst zu verhindern. Bei der Müllerin war es Gewissenhaftigkeit, bei Frau Rau der stille Hintergedanke: „mein Georg könnt's auch noch besser treffen!"

Der Müller hatte in sehr unumwundener Weise, die für das Selbstgefühl des jungen Mannes einiges Verletzende hatte, seine Vermögensverhältnisse mit ihm besprochen: „Bei Deiner Mutter ist noch alles durcheinander; kein Mensch kann sagen, ob ihr etwas bleibt oder nichts; so schieß' ich derweil vor was nöthig ist; nicht weil Du von dem Mädchen da drüben gesprochen hast, — zu verkaufen brauch' ich das Kind nicht — aber weil Dein Vater mein guter Freund und Gevattermann gewesen ist und das Zutrauen zu mir gehabt hat, daß ich für seinen Sohn sorgen werde. Dreihundert Gulden kriegst für ein halb Jahr, das muß aber für alles auslangen," — „ein Heidengeld," brummte der Müller für sich dazwischen, — „Schulden werden nicht bezahlt. Zuerst zahlst

Deine Professor, denen wirst geben müssen, was sie verlangen; ich denke, solche Herren werden ein armes Bürschlein wie Du bist, nicht überfordern," — Georg biß sich auf die Lippen — „dann," fuhr der Müller in seiner nützlichen Anweisung fort, „dann thust Du alles beiseite, was Du für Kost und Wohnung brauchst."

„Bedienung?" warf Georg ein.

„Nun ja, was braucht so ein junger Mensch für Bedienung, ich weiß einen Student, der hat sich am Feierabend allemal seine Stiefel selber gewichst und seinen Rock gebürstet, will's Dir aber nicht zumuthen. Mit der Kleidung, da montirt man Dich neu, dann brauchst Du so bald nichts, Bücher wirst Dir auch etliche anschaffen müssen, wiewohl ich gemeint habe, dessenthalb studire man, daß man auswendig wisse, was in den Büchern steht. Was Du dann noch übrig hast, von dem kannst Du Dir eine Güte thun, und hie und da Abends ein Schöpplein trinken oder am Sonntag wo 'nausspazieren und einkehren, es sollte noch zu allerlei reichen, muß ja mancher mit Weib und Kind von sechshundert Gulden leben! Abgehen darfst Dir nichts lassen."

„Vier Jahr, sagen sie, sei nöthig, wenn einer auf den Doktor studirt," fuhr der Müller fort, der das traurige Schweigen seines Mündels für vollkommenes Einverständniß hielt, „das will ich mir also auch gefallen lassen, wiewohl's ein Heidengeld kostet, und soll mich gar nichts dauern, wenn Du etwas Rechtes lernst; karteln (Kartenspielen) thust mir nicht, auch nicht so wüst saufen, wie selbige Studenten. „Wenn D' zum erstenmal gekartelt hast," hat mein Vater selig gesagt, „so geh heim und schäm Dich, daß D' so ein dummer Kerle bist, der nichts Gescheidteres zu thun weiß; wenn D' aber zum zweitenmal hingehst, und 's gelüstet Dich

schon nach den Karten, so gehe vorher auf's Amt und lasse Dich mundtodt machen, damit auch noch etwas übrig bleibt für Dein Weib und Kind."

„Na, für Weib und Kind hab ich doch nicht zu sorgen," fiel Georg ein, dessen achtzehnjährige Geduld nicht mehr Stich halten wollte. „Hast's noch nicht," sagte der Müller in unerschütterter Ruhe, „aber was Du thust von Jugend an: ob Du Dein Sach' verpraßst in Leichtsinn und Sünden, oder ob Du fleißig bist und rechtschaffen, Dein Leib und Seele rein hältst und in Ehren, — das hast doch für Weib und Kind gethan, und wenn Dein künftiges Weib noch nicht auf der Welt wäre, — Du wirst's einmal inne werden, mit bitterem Herzeleid oder mit Dank und Herzensfreude."

Während des Müllers Rede lehnte Georg am Fenster, im Garten unten da stand Marie zwischen Spätrosen und Reseden und schien halb zögernd ein Sträußchen zu pflücken, dazwischen erhob sie hie und da die Augen und senkte sie rasch, als sie Georgs Blick begegnete. „Um eines so lieblichen Töchterleins willen," dachte dieser, „kann man sich schon eine Predigt von ihrem Vater gefallen lassen, auch wenn sie knotenhaft langweilig ist."

„Nun, weil wir doch schon daran sind," sagte der Müller zum Schluß, „wegen unsrer Marie, da möchte meine Frau gern, daß noch gar nichts darüber geredet würde, weil ihr alle zwei noch so gar jung seid. Einstweilen soll das Kind gut auferzogen werden und behütet, daß sie eine rechtschaffene Frau gibt für jeden rechten Mann. Hast Du Dein Sach' recht gelernt, und kannst einmal Dein eigen Brod essen, verstehst mich, bälder nicht! und Du willst sie noch und sie will Dich, dann sollst Du sie haben und wenn zehn Reichere kämen. Derweile kein Gelöffel und kein Briefgeschreibe, nichts

dergleichen. Und jetzt b'hüt Dich Gott und werd ein rechtschaffener Mann."

Spät in der Nacht, als der Müller noch unten war, um in der Mühle nachzusehen und die Müllerin sich zur Ruhe gelegt hatte in dem alten großen Himmelbett, da kam Marie noch leise herein: „Mutter, ich habe von dem Georg noch allein Abschied genommen, drüben auf der Insel; ist das eine Sünde?"

„Hast Du ihn denn heißen hinüberkommen?"

„Nein, Mutter; ich habe gespürt, daß er noch kommt, und ich habe auch gespürt, daß Du nicht gern hast, wenn wir allein sind. Aber verboten hattest Du mir's nicht, Mutter, nicht wahr?"

„Nein, Kind. Was hat er sonst noch gesagt?"

„Das Sträußchen hat er mir genommen, das ich vorher im Gärtchen angesteckt habe, und dann hat er noch ein Vergißmeinnicht gefunden am Bach drunten, das hat er mir gegeben, und gesagt, ich soll ihn gewiß nicht vergessen, er wolle an mich denken alle Zeit. Mutter, darf ich's behalten?"

„Behalt's in Gottes Namen, Kind, und leg's in Deine Bibel, wenn Du es ansiehst und an den Georg denkst, so bete dabei, daß Gott ihn behüten möge und rein bewahren. Gib Dein Herz dem Herrn, dann wird es ein köstliches Kleinod, ob Du es nun für den Georg aufheben darfst oder nicht. Denk an das Sprüchlein, das ich an Deinem Geburtstag gezogen: „„Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast,"" das bete von Herzen!"

„Dein Herz und Deine Zukunft gib in Gottes Hut und nicht in die eines Menschen, und wenn's der beste wäre. Gute Nacht, Marie."

Und Marie legte das Vergißmeinnicht in ihre Bibel und ihr Herz und ihre Zukunft in Gottes Hand und schlief ein in Frieden.

So überaus genau die Vorschrift gewesen, mit denen der Müller „seinen Studenten“, auf den er sich heimlich nicht wenig zu Gute that, zur Universität entlassen hatte, so ließ er ihn doch mit unbedingtem Vertrauen die neue Laufbahn gehen. Dies Vertrauen und das Bewußtsein, der einzige Sohn, die künftige Stütze einer Wittwe zu sein, gab Georg einen gewissen Halt, so daß er sich von dem ungewohnten Studentenleben, von dem Reiz unbedingter Freiheit nicht zu viel hinreißen ließ. Mitunter fand er freilich die Geldeintheilung, wie der Müller sie vorgeschrieben, etwas schwierig, auch blieb's nicht eben bei dem „Schöpplein Bier“ am Abend, doch war er darin auch nicht überscrupulös: „der Mann versteht's nicht besser; wenn ich nur solid bleibe und schließlich mein Examen mache, so ist das andre meine Sache.“

Das blonde Kind mit den braunen Rehaugen vergaß er nicht, — nicht daß sie ihm als Kampfpreis vorgeschwebt wäre, der zu erringen sei mit Mühe und Arbeit, — ach nein, für gewonnen hielt er sie schon, aber lieblich und anmuthig, fast mehr noch als sie in Wahrheit war, malte sie ihm seine Phantasie, wie das bei einer jungen Liebe leicht zu gehen pflegt. Wenn er sich auch bei dem mitunter etwas rohen Treiben der Gefährten zu Zeiten mit gutem Humor betheiligte, so that es ihm doch wohl, etwas für sich ganz eigen, heimlich in seinen Gedanken zu haben. Romantische Freundschaften unter Jünglingen waren dazumal schon selten. Die Freundschaften auf Leben und Tod sind sammt den Jünglingen mit den Nachklängen der Befreiungskriege

zu Grabe getragen worden, es gibt nur noch junge Männer, Gesellschaftsmitglieder und Bekannte, — so hatte er keinen Vertrauten seiner Liebe; er schrieb nicht an Marie; an den Müller, der selbst nicht stark in der Feder war, sehr selten, aber so oft er seiner Mutter schrieb, sandte er Grüße, Bücher oder sonst einen kleinen Auftrag an Marie.

Frau Rau aber war im Begriff, ihre Heimath zu verlassen. Sie hatte den Hof verkauft und wollte zu ihrer Schwester ziehen, die „Hotelbesitzerin", zu deutsch Gastwirthin in einer belebten Handelsstadt war. „Ich habe da natürlich mit dem Geschäft gar nichts zu thun," versicherte sie die Müllerin, „nur vielleicht hie und da die gebildeteren Gäste zu unterhalten und hier bleiben kann ich nicht, der Kummer frißt eigentlich an mir."

„Thu's in Gottes Namen," sagte die Müllerin, die noch wenig Spuren dieses „fressenden Kummers" bei der Gevatterin bemerkte, „mir würd' es angst und bang mit einem betrübten Herzen in so einem Gethue."

„Vor das habe ich mein eignes Zimmer," belehrte sie Frau Rau, „o! da werde ich noch Zeit genug haben, betrübt zu sein, an den Abenden, wo kein Gesellschaftstag ist! Tanzmusik ist freilich oft störend, aber das ist nur alle vier Wochen beim Casino. . ."

„Hättest nicht lieber wollen in die Universitätsstadt ziehen, daß Dein Georg eine Heimath bei Dir gehabt hätte?"

„Weißt, Christine," sagte vertraulich, wenn auch immer etwas herablassend, Frau Rau, „einestheils langt mein Vermögen, was mir vom Hof übrig bleibt, nicht recht, einen eigenen Haushalt zu führen, anständig, wie es doch sein müßte;

andrentheils hab' ich gehört, daß bei der Universität niemand, auch die allervornehmsten und reichsten Leute nichts gelten, wenn sie keine Professor sind, das könnte ich doch auch nicht ertragen."

Frau Rau hatte sich mehr und mehr in den Gedanken ergeben, die liebliche Müllermarie als Zukünftige ihres Georg zu sehen, namentlich als ihr die Augen aufgegangen waren über den bescheidenen Stand ihrer eignen Verhältnisse. Aber dringend legte sie Müllers die Pflicht ans Herz, etwas für Mariens Ausbildung zu thun; was sie beim Schulmeister und seiner Frau gelernt, das sei ganz und gar unzulänglich für ihren möglichen künftigen Stand, „wenn sich mein Georg nicht noch anders besinnt;" „oder auch unsre Marie," sagte trotz all ihrer Sanftmuth etwas spitzig die Müllerin; — auf den Punkt versteht eine Mutter keinen Spaß.

Der Müller, der seine Marie, seinen Augapfel, gern recht vollkommen, ein ganz begehrenswerthes Gut wissen wollte, stimmte der Frau Rau bei und die Mutter gab nach, obwohl sie ein unbestimmtes Grauen vor der Residenz empfand, dem einzigen Orte, wohin ein junges Mädchen zur Ausbildung, „zum Schnellbleichen" oder „Feinschleifen" geschickt werden konnte.

Töchterpensionen galten damals noch für Ausnahmen, aber Frau Bäcker Huschwadel, die Geschäftsfreundin des Müllers in der Residenz, wußte eine Wittwe von Stand, die jungen Fräulein, die „Bildung erlernen" wollten, mütterliche Leitung, Ueberwachung und Gelegenheit zu französischer Conversation zusicherte und es wurde beschlossen, dieser Mariechen zur Politur zu übergeben.

So wurde denn unter stillem Seufzen der Müllerin eine erfahrene Nähterin ins Hans genommen, um Marie für

die Residenz herauszuschneidern, der Müller entlehnte die Kutsche des Sonnenwirths im Dorf droben und das Ehepaar im schönen, ehrbaren Sonntagsputz sammt dem dicken Christian, der nagelneu montirt und mit einem rothseidenen Halstuch geschmückt war, brachten ihr Kleinod in eigner Person in die Hände der Frau Registrator Riederich.

Frau Registrator Riederich war so recht was man eine resolute Frau nennt, sie hatte den Kampf mit dem Leben rüstig aufgenommen und war bis jetzt damit fertig geworden. Das Schicksal hatte sie nie weich gebettet, man hatte sie nicht darüber klagen hören, sie war weder fröhlichen noch melancholischen Temperaments, sie gehörte nicht zu den jammernden, nicht zu den empfindlichen und nicht zu den ergebenen Wittwen, — sie war blos resolut. Ein armes frühverwaistes Mädchen, hatte sie bald lernen müssen sich unter Fremden „durchzuschlagen", sie hatte überall ihre Schuldigkeit gethan und sich selbst nicht zu viel geschehen lassen; einen Lebensfrühling mit Lieben, Hoffen und Träumen hatte sie nicht gekannt, sie war Küchengewächs, keine Gartenblume, — Kohlraben haben keinen Blüthenmond.

In sehr gereiften Jahren war sie Haushälterin bei dem kränklichen Registrator Riederich geworden, er hatte sie zu seiner Gattin erhoben, sie hatte diese Ehre dankbar erkannt, hatte die Würde einer Hausfrau übernommen, etwa wie sie eine neue Stelle übernommen hätte, und war ihm eine getreue, aufopfernde Dienerin und Pflegerin geblieben. Sein Andenken hielt sie in Ehren, obgleich sie keine rosigen Tage an seiner Seite verlebt hatte. Denn eine glänzende Stelle war auch dieser neue Posten nicht; der Herr Registrator war

nicht gesonnen, um seiner Pflichten als Gatte und Vater willen seine eigenen Bedürfnisse zu beschränken; Rauch- und Schnupftaback, sowie sein allabendliches Schöpplein in einer anständigen, stillen Kneipe nahmen unverhältnißmäßig viel von dem kleinen Einkommen weg. Drei Töchter wuchsen heran, ohne daß das Einkommen mit ihnen wuchs, ein Umstand, auf den Herr Riederich nicht gerechnet, der zunächst seine Haushälterin nur geheirathet hatte, um jeden Wechsel der Bedienung und das Salair zu ersparen.

Die Frau aber blieb resolut unter allen Umständen, sie arbeitete in die Industrie, sie besorgte Kommissionen für Pfarrfrauen gegen ein kleines Honorar an Butter, Eiern u. dgl., sie fand Mittel und Wege, in ihrem sehr engen Logis auch noch einen leibarmen Gymnasiasten unterzubringen, und trotz des billigen Kostgeldes und anständiger Ernährung noch an ihm zu profitiren. Die älteste Tochter Mine, gleich der Mama eine vorherrschend praktische Natur, wurde vorzugsweise im Kochen und Nähen ausgebildet, die zwei jüngsten, die talentvoller waren, brachte man in eine höhere Töchterschule zweiten Ranges; die praktische Frau machte es möglich, das mäßige Kapital, das Herr Riederich in die Ehe gebracht, unberührt zu erhalten bis zu seinem Tode.

Auch nach diesem traurigen Ereigniß hatte der resolute Geist bald wieder die Oberhand gewonnen. „Etwas muß angefangen werden," besprach sie mit einer Bekannten, „die Pension und meine Zinslein reichen nicht, Nähen und Stricken trägt nicht viel, wir müssen sehen was wir thun, um das Kapitälchen nicht anzugreifen."

„Halten Sie einen Kosttisch," schlug Frau Verwalter

Mezger vor mit pfiffigem Lächeln, „für junge Kaufleute und ledige Kanzleiherren; wer weiß, wie sich's da schickt, ist schon so Manche angekommen ....“

„Geht nicht, Mezgerin,“ entschied Frau Riederich, „das führt zu nichts Solidem mehr in unsrer Zeit; ein Mädchen ohne Geld, die einen Mann kriegt, ist so rar wie ein weißer Hirsch. Hab' mich anders resolvirt. Die Elise ist die säuberste und gescheidteste von meinen Mädchen, der will der Institutsvorsteher einen Platz als Gouvernante verschaffen. Die Nane ist kränklich und die Mine wüst, Männer kriegen sie nicht, aber die Nane hat französisch gelernt und die Mine kann gut kochen und nähen. Da will ich's denn probiren, sie daheim behalten und Kostjungfern nehmen. Viel trägt das nicht, aber mag leicht sein, so schlägt man das Maul raus“ (welcher schöne Ausdruck bedeuten soll, man bestreitet die Kosten für eignen Tisch) und die Mädchen können immer noch daneben etwas verdienen.“

So geschah's. Elise, ein nettes, gewandtes Mädchen, fand eine Stelle als Gouvernante; zwar verstand sie von den zahlreichen Fächern, die sie lehren sollte, nicht eben viel, aber sie hatte etwas von dem resoluten Wesen der Mutter geerbt und dachte sich schon durchzuschlagen. Der Gymnasiast wurde entlassen; in derselben Wohnung, wo es schon ein Kunstwerk war, den Jüngling unterzubringen, wurde jetzt Raum geschafft für „vier Kostfräulein“; es war so künstlich, wie die Spinnrädchen in einer Glasflasche: wie sie hinein gekommen, begreift niemand, aber drinnen sind sie.

Wie manches hatte Marie so von weitem gehört und gelesen von dem verlockenden Glanze und von den Gefahren

eines Lebens in der Residenz, — sie wurde von keinem von beiden etwas gewahr.

Frau Riederich bewohnte sammt ihren drei Töchtern und vier Kostfräulein den vierten Stock eines saubern Hauses in einer anständigen Straße, einer stillen Straße, in der Gras wuchs, in der selten der Tritt eines Menschen und niemals der Hufschlag eines Rosses gehört wurde, außer wenn der Doktor einmal vorfuhr bei dem alten Archivrath drüben.

Wie einsam kam sich das Kind vom Lande vor, da oben, an stillen Sonntagen, wo die andern Mädchen ausgeflogen waren zu Besuchen bei Bekannten und Verwandten; — sie hatte keine einzige bekannte Seele in der Stadt, und blieb am liebsten zu Haus, wenn nicht an besonders schönen Sonntagen Frau Riederich zum Vergnügen ihrer Pflegebefohlenen einen Spaziergang in den Schloßgarten oder gar einen Ausflug zu der Milchfrau in einem benachbarten Dorfe machte.

Werktags, da führte Marie ein geschäftiges Leben, — sie hatte Freude an Handarbeiten und flinke, geschickte Finger, hatte aber genug zu thun, um andern, besser geübten Mädchen gleich zu kommen. So war sie denn früh schon mit ihrer Nadel geschäftig am Fenster ihres Stübchens, wenn die andern noch schliefen. Das Stübchen, auf der Rückseite des Hauses, schaute auf ein großes Viereck von Häusern; nur in der Mitte dieses Quarré lag ein melancholisches, sonnenloses Gärtchen, wenig Blumen sproßten aus dem schattigen Grund, im Hintergrund lag eine große Gaisblattlaube, dicht verwachsen und umrankt wie Dornröschens Schloß, in der Mitte war ein künstlicher Hügel aus Tuffsteinen, dazwischen spärliche Blümlein wuchsen und auf dessen Gipfel in einer alten Steinvase eine Aloe prangte. Von wannen das Gärtchen

stammte und wem es gehörte, das wußte Marie nicht, hatte auch nie darnach gefragt, sie hatte nie eine Seele darin gesehen, aber es hatte einen geheimnißvollen Reiz für sie, hinunterzuschauen, und oft bildete sie sich ein, die verschlungenen Ranken der Laube müßten sich auf einmal voneinander thun, und irgend eine liebe, bekannte Gestalt daraus hervortreten; — weiß nicht, ob sie sich sagte, welche? Mariechen hatte den redlichen Willen, nach der Mutter Geheiß zu warten, nicht nur mit Brautkleid und Kranz, — das gab sich ja von selbst, aber auch mit Herz und Gedanken.

Und Marie hatte gar viel zu thun und nicht zu lange Zeit zum Träumen, sie mußte ihre französischen Lektionen einüben, die oft blutsauer gingen, — sie hatte ja Stunden genommen bei dem alten Herrn Mercier, einem herabgesetzten Sprachmeister; und eh' sie sich versah, schlug's sieben und rief man zum Kaffee. Fräulein Mine präsidirte am Frühstückstisch und schenkte ein, Punkt sieben, Kaffee mit Syrup und bläulicher Milch für Anwesende und Abwesende; wer zu spät kam, den beruhigte sie mit dem immer gleichen Trost, daß kalter Kaffee schön mache.

Nun kamen die Nähstunden! Vormittags fein Weißnähen und Sticken, darin unterrichtete eine Dame, „die einst bessere Tage gesehen“, diese Lektionen waren zumeist besucht von Fräulein der Residenz, da wurden neue Kleider und unmoderne Hüte unbarmherzig bespöttelt und kritisirt, und meist vom Theater und Concerten gesprochen, sogar vom Hof, denn es kam ein junges Mädchen her, deren Tante die Jugendfreundin einer Hofdame war.

In diesem Kreis war es dem schüchternen Landkind angst und bang, sie schaute nicht auf von der Arbeit und nähte mit einer fast krampfhaften Emsigkeit, auch machte keine der

jungen Fräulein einen Versuch, ihr näher zu kommen; „ein Müllersmädchen," hatte Eine mit etwas geringschätzigem Ton mitgetheilt, da war's ja natürlich, daß Keine mehr Anknüpfung mit ihr suchte. Die Jugend ist selten berechnend, aber häufig rücksichtslos.

Nachmittags aber, da ging's in die „Kleidernähet", da präsidirte die freundliche Frau Kern, die auch ein trübes Geschick nicht vergessen gemacht hatte, daß sie einst jung gewesen war und die sich selbst wohl fühlte in dem Kreise junger Mädchen, die, von allen Theilen des Landes zusammengewürfelt, in der Residenz Kleidermachen, Bügeln und Bildung erlernen sollten.

Da flogen die Nadeln auch emsig, es gab allerlei Wetten, wer zuerst fertig sei, — aber noch viel flinker regten sich die Zünglein mit Plaudern und Lachen, bis wieder die gutmüthige Stimme der Frau Kern mahnend dazwischen rief: „ei, macht's nicht gar zu bunt! Ihr arbeitet mir ja nichts mehr, wenn ihr so viel schwatzt!"

„So? Frau Kern, wissen Sie nicht mehr:

Wenn gute Worte sie begleiten,
So fließt die Arbeit munter fort!"

rief da ein naseweißes Stimmchen, und unter fröhlichem Lachen gingen die Nadeln doppelt flink, um die Warnung der Lehrerin zu widerlegen. Da wurde erzählt und mitgetheilt aus den verschiedenen Gegenden und Lebenskreisen, aus denen die Mädchen stammten, die Stände waren hier etwas mehr gemischt, und die Lehrerin selbst zeigte so freundliches Interesse für alle, daß kein vornehmes Herabsehen auf das „Müllersmädchen" Mariechens warmes Herz verkühlte. Es wurde gesungen und gespielt, so weit sich's mit dem Nähen vertrug, und wenn wieder das Kommando der Frau Kern erschallte:

„jetzt aber seid auch ein bischen still!“ so wurde alsbald eine „Stillstunde“ ausgerufen, und wer ohne Noth das Schweigen brach, der mußte einen Kreuzer Strafe bezahlen, und die so gesammelte „Schwätzkasse“ wurde später, wenn es hinreichte, zu einem gemeinsamen Spaziergang verwendet.

Es war ein fröhliches Schaffen in der Nähstube. Das Haus lag in einem noch nicht ausgebauten Stadttheil, da gab's frische Luft, grüne Bäume und Vogelgesang und die grünen Rebenhügel, die rings die Stadt umgaben, schauten herein.

Da thaute Mariens Herz auf und sie vergaß das Heimweh. Die gute Frau Kern hatte ihr ganzes Herz gewonnen und wenn sie allein in's innere Zimmer zum Anprobiren zu ihr kam, da redete die so freundlich, mütterlich mit ihr, berieth sie in allerlei Verlegenheiten und zeigte so herzlichen Antheil an all ihrem Leben und den Ihren, daß Marie zuletzt ihr schüchtern erröthend so halb und halb gestand, wie sie beinahe und fast gar Braut sei, es dürfe es aber noch gar kein einziger Sterbensmensch wissen. „Nun, Sie sind noch so jung, Marie,“ sagte die freundliche Frau, „da kann freilich noch allerlei kommen; sammeln Sie sich nur indeß eine schöne Aussteuer: ein frommes Herz, gute und reine Gedanken, Fleiß und Geschicklichkeit, dann wird auf allen Fall Ihre künftige Heimath freundlich werden.“

Die „Kleidernähet“ nimmt gewiß einen untergeordneten Rang in der Reihe der städtischen Bildungsanstalten ein, und Frau Kern war eine einfach gebildete Frau, und doch wurde gerade hier Mariens Blick geöffnet für Welt und Leben, hier allein fühlte sie sich daheim und jung und fröhlich. Ein gebildetes Herz und ein freundlich Gemüth verbreiten eine heitre Lebensluft um sich, mögen sie nun walten wo sie wollen, und

manch dankbare, frohe Erinnerung aus der Jugendzeit weilt wohl auf jener schmucklosen Stube der „Kleidernähstunde“, wo der Boden mit Flecken aller Farben bedeckt war und wo das alte Klavier nur noch dazu diente, daß man Kleider darauf zuschnitt.

Monsieur Mercier, der französische Sprachlehrer, machte sich seine Aufgabe nicht zu schwer. „Conversation ist die Hauptsache,“ wiederholte er oft, ließ seine Schülerinnen ein paar Verbs und eine Fabel von Lafontaine aufsagen; — da sie diese nie recht behielten, so war es immer wieder dieselbe:

La cigale avait chanté
Tout l'été

reichte für einen ganzen Sommer aus, dann begann Monsieur Mercier die Conversation, erzählte von seiner eignen Familie, von seiner patrie und von allen Dingen zwischen Himmel und Erde; dazwischen fragte er immer wieder gewissenhaft: comprenez vous, Mesdemoiselles? Ab Sie verstanden? „Un peu, Monsieur“ antwortete sehr schüchtern Marie, weil sie nicht wußte, was „nichts“ auf französisch heißt, „bien“, „gut“, sagte vergnügt Mr. Mercier, „das ist genug für die Anfang, conversation, c'est die Auptsach.“

Auch im Piano waren Mariens Fortschritte nicht glänzend, obgleich sie und eine Lehrerin einander jämmerlich quälten mit Fingersatzübungen und mit einer Sonate von Herz, nur ihre wirklich liebliche Singstimme gewann noch unter guter Leitung. Musik und Französisch waren von Frau Rau angeordnet worden, — es that Mariechen leid, daß sie gerade darin nicht mehr leistete, aber — Georg würde es am Ende damit so genau nicht nehmen! hoffte sie.

Wo die Pracht und Herrlichkeit, und wo die großen Gefah-

ren des Residenzlebens liegen sollten, das begriff Marie nicht recht, sie sah wohl hie und da mit namenlosem Respekt eine Hofequipage mit scharlachrothen, betreßten Dienern vorüberfahren und im Schloßhof halten, sie sah einmal, als sie spät durch den Schloßgarten nach Hause ging, in dem kleinen See, der vor dem Schlosse liegt, den Schimmer der Kerzen widerstrahlen, und malte sich ein unbestimmtes Bild aus voll zauberhaften Glanzes: den König mit Scepter, Krone und Purpurmantel auf goldnem Sessel und prächtige Herren und Damen um ihn her; sie durfte sich auch auf Erlaubniß der Frau Riederich je und je ein billiges Theaterbillet aus zweiter Hand kaufen und schaute aus der Tiefe einer Parterreloge mit großoffnen Augen in die Wunderwelt des Schauspiels, — es waren das alles aber nur vorüberziehende Lichtstreifen, die nicht eindrangen in ihr ziemlich einförmiges Alltagsleben, und Heimweh hatte das Müllerkind gar oft und viel; sie stieg manchmal in der Stille auf den obern Boden, von wo sie den Weg sehen konnte, der nach ihrer Heimath führte, und schaute da hinüber wie nach einem unerreichbaren Paradies.

Alle Schattenseiten der Heimath traten zurück: die tägliche, oft recht saure Müh und Arbeit, der durchaus nicht ideale Verkehrston des Vaters mit dem Gesinde, die unvermeidlichen Rohheiten, die man da und dort durch die ab- und zugehenden Mühlkunden zu hören bekam, — alles, was sie früher oft verletzt und ihr eine fast unbewußte Sehnsucht nach idealern Lebensformen erregt hatte, das trat jetzt in den Hintergrund, ihr stilles Plätzchen auf der Insel, die feierlichen Sonntagsstunden an der Seite der Mutter daheim, die traulichen Lichtabende im Schulhaus und ihre Spaziergänge mit ihrem alten Freund — das alles erschien ihr jetzt im schönsten Lichte, und sie zählte, so oft sie es unberufen thun konnte,

sehnsüchtig auf dem Wandkalender, wie viel Wochen und Tage die Zeit ihrer Verbannung noch währen sollte. Sie hatte auch Heimweh nach sich selbst, wenn sie dachte, wie einsam jetzt die Mühle sei, wie allein Vater und Mutter und der dicke Christian und der alte Schulmeister, wenn sie keine Marie haben; sie konnte fast weinen aus Mitleid mit ihnen. Auch ganz bescheidene Menschen können sich manchmal in der Stille für unersetzlich halten, da, wo sie in ein Verhältniß ihr ganzes Herz, ihr bestes Sein und Streben gelegt haben, und wenn das Täuschung ist, so ist es eine Täuschung des Herzens, nicht der Eitelkeit. Was wahrhaftige Liebe thut, ist wirklich unersetzlich, — unvergessen freilich nicht immer.

Wie so ganz anders, wie so viel langweiliger war ein stiller Sonntag Nachmittag in der Stadt, als er in der Mühle gewesen! Heiß und unbeweglich brütete die Sonnenglut über den Dächern, geputzte Männer, Frauen und Kinder zogen durch die schattenlosen, blank gepflasterten Straßen, die vornehmere Welt hielt sich noch in den Zimmern oder war schon zu Wagen ausgeflogen, — elegante Livreebedienten und unnöthige Schildwachen sahen gähnend und verdrießlich dem Menschenstrom nach, der sich's in der Hitze blutsauer werden ließ um sein Plaisir, — kein Sabbathfrieden, aber auch nicht einmal eine recht fröhliche, frische Sonntagsfreude lag über dem Ganzen.

So saß Mariechen an einem Sonntag Nachmittag allein oben in dem trübseligen Dachstübchen in der einsamen, grasbewachsenen Straße, ganz allein am Fenster, wie „das arme vergessene Kind“ in der versunkenen Meerstadt von Heine. Frau Riederich und ihre Töchter waren unerhörter Weise

heute verreist zu einer Zusammenkunft mit Elise, dem Stolz des Hauses, die mit ihrer Herrschaft in der Nähe vorüber kam, aber nicht so lange Urlaub erhielt, um nach Haus reisen zu können. Die drei andern Kostfräulein machten dreierlei langweilige Spaziergänge mit dreierlei verwandten Familien, selbst die Magd war zu Besuch in ihrer Heimath, was Frau Riederich gern erlaubte, da das Vesperbrod damit erspart wurde.

Es hatte ihnen leid gethan, die arme Marie so allein zu lassen. Bertha Tiegel, eine der Kostfräulein, ein gutmüthiges Mädchen, die sich selbst als „etwas schwärmerisch" bezeichnete und die sich am meisten an Marie anschloß, hatte ihr angeboten, sie mit zu ihrer Tante zu nehmen, auf eine Parthie zu ihrem Buttermann nach Bothnang, aber Marie hatte sich heute auf einem Frühspaziergang in den Anlagen den Fuß ein wenig vertreten und versicherte mit voller Wahrheit, daß sie gern allein bleibe. „Du hast auch recht," stimmte ihr Bertha bei, „so recht gefühlvoll kann man eigentlich doch nur sein, wenn man allein ist. Wenn ich nicht meiner Tante meine Gesellschaft versprochen hätte, und nicht heute Abend zu meiner Base, der Frau Kammerlakai, zum Thee geladen wäre, ich würde auch viel lieber in Einsamkeit bleiben. O Marie, Du bist glücklich, daß Du nicht so im Strudel der Welt leben darfst:

> Wohl dem, denn selig muß ich ihn preisen,
> Der auf der Stille der ländlichen Flur
> Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
> Kindlich liegt an der Brust der Natur!

„O, ich möchte auch kindlich an der Brust der Natur liegen! Aber der Buttermann von Bothnang ist ja doch auch eine Art von Natur!"

Emilie und Karoline Meiler, zwei Schwestern, die auch bei Frau Riederich der weiblichen Vollendung entgegenreifen sollten, und die eben an dem einzig brauchbaren Spiegel im Wohnzimmer ihre etwas kokette Toilette vollendeten, lachten spöttisch über den „Strudel der großen Welt", in den sich Bertha bei der Frau Kammerlakai stürzte, sie gingen heut' mit ihrer Tante, der Frau Geheimenoberfinanzräthin, an den Kursaal nach K., da verlohnte sich's noch eher, sich zu putzen!

Endlich war Marie allein, — etwas wehmüthig war's ihr doch, als es so gar still um sie wurde, — so allein war sie sich zu Haus nie vorgekommen. Das Haus gegenüber, dem man aus ganz unverschämter Nähe unwillkürlich in die Fenster sehen mußte, war auch ganz leer und verlassen, selbst das ganz steinalte Wittfraueli im obern Stock hatte, geführt von seiner alten Dienerin, ein Spaziergänglein gewagt. Diese Stadteinsamkeit kam Marien unheimlicher vor, als die Stille auf dem Lande, sie flüchtete sich lieber in ihr Hinterstübchen, dort hatte sie wenigstens den Blick auf das verlassene Gärtchen mit der geheimnißvollen Laube, es war doch etwas Grünes.

Sie hatte auch wieder Bibel und Andachtsbuch vor sich, getreu der frommen Gewohnheit daheim, sie versäumte ihre Bibel nie und las am Morgen und am Abend, wie sie der Mutter versprochen. Sie freute sich manchmal eines schönen Spruches und bemühte sich, ihn zu behalten auch im Tagesleben, sie war mitunter ängstlich gewissenhaft, ob dies oder jenes, was sie thue und sage, auch recht sei, sie klopfte oft und immer wieder an die Thür des Vaterhauses, aber als ein Gast, — als Kind war sie noch nicht daheim, als ein fröhliches Kind, das am liebsten beim Vater weilt, nicht weil es

soll, sondern weil es da am glücklichsten ist. Sie hatte beim Aufschlagen in der Bibel das getrocknete Vergißmeinnicht gefunden, das ihr Georg einst beim Abschied gegeben, dieß Blümchen — auch von dem Frühspaziergang hatte sie einen Strauß schöner frischer Vergißmeinnicht mitgebracht, — lockte ihre Gedanken auf andre Wege, — wie an jenem Morgen daheim ruhte die Bibel ungelesen auf ihrem Schooß und sie blickte, in allerlei Sinnen und Träumen versunken, hinunter in das verlassne Gärtchen.

Das schien aber nicht so verlassen wie sonst; Marie traute ihren Augen und Ohren nicht, als sie eine Magd mit einem ansehnlichen Bierkrug drunten auf die Laube zuwandeln sah, als sie aus der Laube selbst fröhliche Lieder singen und Gläser klingen hörte.

„Herzige Frau Nachtigall,
Grüß' mein'n Schatz viel tausendmal!"

ertönte eben ein kräftiges Solo, — die Stimme klang ihr bekannt! Und siehe, aus der Laube, aus der alten, verfallenen, verwachsenen Laube, die aussah, als ob seit hundert Jahren kein Mensch sie betreten, — aus der trat eine Gestalt hervor, kein Dornröschen und kein Königssohn, wohl aber ein lebendiges Menschenkind in kurzem Studentenröckchen und rother Cerevismütze, mit langer Pfeife und mit einem Bierglas in der Hand. Und — gewiß und wahrhaftig, das war der leibhaftige Georg! Aber konnte er's denn sein, und wie kam er daher?

„Hört, in der Bude da ist's dumpfig," rief einer der andern Studenten, die noch in der Laube saßen, „tragt die Sitze heraus!"

„Aber mein Onkel . . . ." sagte bedenklich ein dritter, der auch hervorkam.

„Ach was! Deinem Onkel ist's eine Ehr', wenn man fidel ist in diesem Trübsalsloch von einem Garten!" rief der zweite wieder, „marsch, heraus mit den Bänken!"

Und sie trugen einen Tisch und ein paar hölzerne Bänke an die einzige freie Stelle des Gärtchens, ganz nah unter Mariens Fenster, und fingen an zu singen, daß da und dort an dem Hinterfenster eines der umgebenden Häuser ein einsamer Kopf verwundert herausschaute.

Marie saß noch wie im Traum mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen. Es war ja doch zu wunderbar, daß der Georg gerade hier sein sollte! Und sollte sie so nah, so ganz nah bei ihm sein, ohne daß er nur auch von ihr wüßte? Aber rufen konnte sie ihn doch nicht, wenn er nicht allein war. Jetzt gingen die andern wieder in die Laube zurück, um vergessene Cigarren zu holen und — in diesem Augenblick, — sie hatte sich nicht lang besonnen, — fiel ein Strauß der schönsten Vergißmeinnichte gerade vor Georg nieder. Ueberrascht sah er hinauf, einen Augenblick, einen flüchtigen Augenblick noch sah er Mariens Köpfchen, die, glühend erröthet, beide Hände vor dem Gesicht, sich in der fernsten Ecke des Stübchens verbarg.

‚Ach, hätte ich das thun sollen? hätte ich das thun dürfen? Es war doch keck und zudringlich von einem Mädchen, Georg selbst muß mich ja verachten, wenn er mich erkannt,' dachte Marie. Ohne langes Besinnen, in plötzlicher Erregung hatte sie die Blumen hinabgeworfen, als sie ihn allein sah, sie hatte an die Vergißmeinnichte gedacht, die sie als Kinder hatten den Bach hinabschwimmen lassen; nun aber, seit er sie aufgehoben, fühlte sie sich nicht mehr als Kind, sie war ein Mädchen, die sich nicht den Schatten eines unweiblichen Entgegenkommens verzeiht, — o hätte sie doch die Blumen wieder!

Da klopfte es leise an die Thür, — sie wagte nicht herein zu sagen, aber er kam doch, es war Georg, und so frisch und freimüthig bot er ihr die Hand, so fröhlich und freundlich sagte er: „Guten Tag, Marie, so! da oben steckst Du?“ daß sie doch wagte ihr Köpfchen wieder zu heben und ihn zu grüßen. „Aber, Georg, wo kommst denn Du her? und wie kommst Du denn in das Gärtchen? Wie findest Du mich hier? und, — was hast Du von mir gedacht? Die Blumen, — ich weiß nicht, — sie sind mir so hinuntergefallen, — und — ich dachte, es wäre doch schad', wenn Du hier wärest und wüßtest gar nichts von mir . . . . .“

„Freilich, freilich, Mariechen,“ sagte in beinahe väterlich tröstender Weise Georg, der sich an des Mädchens lieblicher Verwirrung waidete. Der Student, ohnehin ein wenig aufgeregt, sprach mit so viel mehr Leichtigkeit und Sicherheit als der Gymnasiast vor acht Monden. — „Ich wußte ja, daß Du hier bist, aber wie hätte ich Deine Madame, deren Namen ich nicht einmal mehr weiß, je auffinden können, wenn Du nicht so freundlich gewesen wärest, mir ein Zeichen zu geben; und daß wir uns so nahe waren!“

„Ja, wie kommst Du denn hieher?“ fragte Marie, noch immer verwirrt.

„Siehst Du, heute Abend wird bekanntlich der Don Juan gegeben, das weißt Du vielleicht nicht einmal, Du Täubchen vom Lande; da bin ich denn mit einigen Freunden heute früh von Tübingen herabgehaudert, um die herrliche Musik zu hören . . .“

„Aber das Gärtchen drunten, in dem doch nie ein Mensch war . . .?“

„Das gehört dem alten Herrn Archivrath, dem leiblichen Onkel meines Freundes, der so charmant war, uns alle vier

einzuladen," belehrte sie Georg in fröhlichem Ton. „Der alte Herr lebt allein und ist gichtkrank, so daß er selbst nicht viel mehr lustwandeln wird in seinem Gärtchen, da wir aber etwas reisemüd waren von der Fahrt des Morgens, und es zu heiß fanden zu einem weiteren Ausflug, so beschlossen wir, in dem kühlen Gärtchen ein wenig zu kneipen. Da ward mir so ein lieblicher Gruß und . . . ."

„Wissen sie's alle drunten?" fragte Marie, ängstlich und auf's Neue tief erröthend.

„Bewahre, Mariechen! ich allein hatte Dich gesehen, verbarg eilig mein schönes Sträußchen und sagte, daß ich noch einen Besuch machen müsse. Daß hier im Haus eine Dame wohnt, die Kostfräuleins hält, konnt' ich leicht erfragen, da bin ich denn im Hause herumgestiegen bis ich Dich gefunden, meine liebe, herzige Marie!"

Der etwas burschikose Ton wich einer viel herzlicheren, innigern Stimmung, wie er das liebliche Kind vor sich sah, so ganz allein, die in jungfräulicher Scheu und doch so herzlich und vertrauensvoll zu ihm aufblickte. Er setzte sich neben sie, erzählte ihr von seinem jetzigen Sein und Leben, von seinen Planen für die Zukunft, wie er bald hoffe, sie sein nennen zu können, er zog sie an sich und küßte ihre Lippen zum erstenmal.

Marie war in heimlicher Angst und stillem Herzklopfen, so glücklich sie war. „Du kannst nicht so da bleiben, lieber Georg," sagte sie schüchtern, „wenn Frau Riederich kommt, oder Nane . . . . ."

„Nun, das Unglück wäre so groß nicht!" sagte Georg fröhlich, „bist Du nicht meiner Eltern Pathchen, also meine nächste Verwandte in gewisser Art? Wird Dich doch auch Dein leiblicher Vetter besuchen dürfen? Weißt Du was?

komm den Abend ins Theater, ich begleite Dich heim, da gewinnen wir ein köstlich Plauderstündchen."

„Ich bin noch nie am Sonntag im Theater gewesen," sagte Marie zögernd, „ich glaube, die Mutter hätt' es nicht gern."

„Gehst ja nicht dem Theater zu lieb, Schätzchen," sagte Georg, „gehst mir zu lieb, der ich künftig einmal Dein Herr und Gebieter sein werde; und zu Frau Riederich sagst Du, es sei blos wegen der schönen Musik, das sei so bildend."

„Nein, Georg," sagte Marie nach einigem Nachsinnen, „ich will nicht. Warum sollen wir heimliche Wege gehen, wenn wir bald offen einander gehören sollen; nicht wahr, Du gehst jetzt? lieber Georg!"

„Wie Du befiehlst, Madonna," rief er lachend, glücklich trotz dem Scheiden. Bei der unvermutheten Begegnung hatte ihn Mariens Lieblichkeit überrascht; was er seither als einen Besitz angesehen, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauche, erschien ihm nun auf einmal als ein begehrenswerthes Gut. „Leb wohl denn, Liebchen, auf Wiedersehen daheim!" sagte er und umschlang sie noch einmal. Marie blieb still, nur als er schon auf der Schwelle war, sagte sie, tief erröthend, mit leicht bebender Stimme: „Georg, wir sind allein beisammen gewesen und Du hast mich geküßt; das darf ich nur leiden von dem, dem ich eigen gehöre für das ganze Leben. Ich muß der Mutter schreiben, daß wir jetzt Braut und Bräutigam sind, obgleich sie's noch nicht gewollt hat, der liebe Gott gebe seinen Segen. Wir sind ja schon verlobt worden, wie ich in der Wiege war," setzte sie leise, wie zu ihrem eigenen Trost, hinzu. Sie hatte seither in mädchenhafter Scheu die Augen gesenkt, jetzt erhob sie sie, sah Georg so recht tief und vertrauensvoll an und sagte: „Nicht wahr, Georg, Du hast es ernst gemeint?"

„Von ganzer Seele, Du liebliches Lieb!“ rief er, überrascht von dem seltsamen Ernst des sonst so harmlosen Kindes, „ich wünsche nichts Besseres und Schöneres, als daß Du bald mein eigen wirst, je früher je lieber.“ Er beugte sich noch einmal zu ihr, leise berührten Mariens Lippen die seinen, sie legte ihre Hand in die seine und sagte: „Lebe wohl.“ Lange noch klang ihm der tiefe, süße Ton ihrer Stimme im Herzen nach.

Sechs Jahre waren hingegangen, seit Georg sein Bräutchen im Sturm erobert, Marie war längst heimgekehrt von dem Bildungsaufenthalt und die Verlobung war anerkannt. Manchmal wunderte sich der junge Doktor, wie dem Erzvater Jakob seine sieben Jahre kurz hatten dünken können, ihm kamen die sechs gewaltig lang vor, und doch war er noch so jung! Die „ledigen Jahre“, sonst so sehr gerühmt, hatten manches Peinliche und Drückende für ihn gehabt; er sah dem eigenen Herd mehr als einer Befreiung, denn als einer Beschränkung entgegen.

Bei seiner Mutter konnte er sich nicht mehr heimisch fühlen. Sie hatte freilich ein eigenes Zimmer in dem großen Gasthof, aber sie fand das Alleinsein langweilig und angreifend, weil, wie sie sagte, der Kummer noch so an ihr nagte. So hielt sie sich denn lieber in dem sogenannten Familienzimmer der Schwester auf, wo man in Gemeinschaft mit den „Kochjungfern“, jungen Fräuleins, die hier ihre Küchenstudien machten, leichte Geschäfte für Küche und Tafel besorgte und wo alte Stammgäste und junge Handelsreisende Zutritt hatten und die Damen mit mäßigem Aufwand von Geist unterhielten.

Er konnte nicht klagen über die Aufnahme bei seiner

Tante, sie war stolz auf ihren stattlichen Neffen, er hatte sein Couvert an der Table d'hôte, er durfte das Zimmer des Herrn Kolb, eines langjährigen Hausgastes und soliden Handelsreisenden, in dessen Abwesenheit einnehmen (und ein so reinlicher und geordneter Mensch war der Herr Kolb, wie die Tante versicherte, daß der Neffe sein Bett und Zimmer unverändert in Besitz nehmen konnte). Aber trotz dieser Wohlthaten fühlte er sich nicht daheim und freute sich auf das Dachstübchen, das ihm in der Mühle aufbehalten war und dem Marie mit einigen Auktionseinkäufen des Vaters, einem alten Himmelsglobus, einem Kompaß und ein paar Kupferstichen ein gelehrtes Aussehen gegeben.

Sein Freund, ein junger Referendar, der mit einer reichen Kaufmannstochter in der Stadt verlobt war, der traf es freilich noch komfortabler, wenn er seine Braut besuchte. Der wurde stets mit besondrer Ehre empfangen, mit einem Festmahl begrüßt, machte Morgens Spaziergänge und Besuche mit der Braut am Arm, und Nachmittags fröhliche Lustfahrten, zu Wagen oder zu Schiff, mit dem ganzen Familienkreis.

In der Mühle da ging es stiller zu: ein langer Brautstand ist auf dem Lande überhaupt selten und ein bräutlicher Verkehr wird da nicht günstig angesehen, was nicht eben für die Reinheit und Zartheit der Gesinnung bei den „harmlosen Bewohnern der Hütten“ spricht.

So durfte Georg nicht viel anders mit seiner Braut verkehren, als ob er blos der Pathe der Eltern, der Georg vom Tannenhof wäre, er durfte Sonntags mit ihr zur Kirche wandeln ehrbarlich zwischen Vater und Mutter, auch einen Spaziergang mit ihnen machen durch Feld und Wiese. Einen einsamen Gang mit Marie gestattete die Mutter schon nicht gern: „Meidet allen bösen Schein, die Leute sind nun eben

einmal so," sagte sie entschuldigend. „Ihr könnt einander noch lang genug am Arme führen," meinte der Müller. Zu gemeinsamen Fahrten mit der Braut und dem Schwiegerpapa, zu denen dieser zu Zeiten schon willig war, hatten Marie und Georg selbst weniger Lust, an dritten Orten wußte er sich dem Müller gegenüber nicht so in den rechten Ton zu finden.

Marie selbst blieb freilich die lieblichste Erquickung der Ferienzeiten, in der holdseligen Freundlichkeit, mit der sie ihn begrüßte, in der sorglichen Geschäftigkeit, mit der sie auf all seine Bedürfnisse Rücksicht nahm, und in der kindlichen Fröhlichkeit, mit der sie auch in seine lustige Studentenlaune einging, — nur Zukunftsplane wollte sie nicht mit ihm ausmalen, wie schön er auch zu schildern wußte, wie dereinst die Frau Doktorin im traulichen Stübchen daheim ihn erwarten werde, wenn er von nächtlichen Reisen heimkehre, oder wie lustig sie mit einander im eigenen Chaischen durch's Land fliegen würden; — sie schüttelte leise den Kopf dazu: „Lieber nicht so vorausdenken!" bat sie, „ich meine sonst, es komme gar nicht zum Ziel. Wenn ich so weit denken will, so ist mir's, wie wenn ein schwarzer Strich mitten durchgemacht würde und ich muß immer weinen."

Die Studienzeit hatte in einem guten Examen ihren Abschluß gefunden, aber die Abhängigkeit von dem Müller, die ihm immer peinlich gewesen, war damit noch nicht zu Ende.

Wie viel Mühe hatte Georg gehabt, dem Vormund begreiflich zu machen, daß es gut und nöthig für ihn sei, nach Vollendung seiner Studien zu reisen! „Kann mir nicht recht denken, zu was selbiges dienen soll," sagte der Müller bedächtig. „Ich laß mir's gefallen, wenn ein Handwerksbursch

reist, will sagen ein Schuster oder ein Schreiner, der sieht allenthalben wieder eine neue Mode, eine andere Manier, wie sein Handwerk betrieben wird, ein geschickteres Holz oder ein besseres Leder, das er dann verwenden kann, wenn er wieder heimkommt. Krankheiten herentgegen sind immer das nämliche, und wie man sie curiren soll, das lernt man ja auf der Universität und hernach eben, wenn man's selber probirt. Wenn einer zum Beispiel in Berlin einen Fuß bricht, so muß er akkurat so eingerichtet werden, als ob er ihn in meiner Mühle gebrochen hätte, nur daß der eine Doktor oder Chirurg eine geschicktere Hand hat, als der andere, da thut aber das Reisen nichts dazu. Unser alter Barbier Mauser drüben, der richtet gebrochene Glieder ein, wie keiner, am allerbesten, wenn er einen Rausch hat, und der ist nicht zum Ort hinausgekommen."

„Aber die innerlichen Krankheiten, Fieber und dergleichen, treten in anderen Gegenden oft in verschiedener Gestalt auf," sagte Georg ungeduldig.

„Hilft Dir wieder nichts," entgegnete phlegmatisch der Müller, „denn g'setzt den Fall, ein Nervenfieber in Paris sei anders, als eins bei uns, was nutzt das Dich, wenn Du doch vaterländische und keine Pariser Nervenfieber kuriren sollst?"

Endlich hatte sich der Müller doch bereden lassen und hatte dreihundert Gulden zur Reise verwilligt, „ein Heidengeld", mit dem man nach seiner Meinung sollte bis an's Ende der Welt reisen können; daß das nur zu ein paar Monaten in Wien ausgereicht hatte, wollte er nun und nimmermehr begreifen, er war doch auch gereist seiner Zeit und das nicht schäbig.

Nach seiner Rückkehr wollte Georg sein Heil als Praktikus in einer kleinen Stadt versuchen. „Sobald Du Dein eigen Brod ißt, sobald Du als lediger Mann von Deinem Einkommen auch nur zweihundert Gulden jährlich zurücklegen kannst, sobald kriegst sie," sagte ihm der Müller; „wenn's dem Mann wohl sein soll in seinem eignen Haus, so muß er wissen, daß er sein Weib ernährt. Was mein Mädchen einmal mitbringt, das wirst doch nicht wegwerfen und wirst froh daran sein, aber wissen muß ich vorher, ob Du sie auch ohne mich erhalten kannst."

Marie war kein Kind des Dorfes in dieser Beziehung. Es fiel ihr nicht ein, sich deshalb einen Werth beizulegen, weil sie ein reiches Mädchen war. Georg stand in ihren Augen so hoch, seine Liebe erschien ihr als ein so wunderbares Glück, daß alles, was sie dagegen bieten konnte, ihr gering und klein vorkam.

Der Müller hätte am liebsten gehabt, wenn Georg in der allernächsten Stadt sein Heil als Praktikus versucht hätte. Die verwandtschaftliche Liebe auf dem Land, die in der Regel ganz und gar nicht sentimental ist, hat etwas Pflanzenartiges, sie kann kein Lostrennen ertragen: aus demselben Haus, aus dem man erst noch zwischen den nächsten Angehörigen die gröbsten Schimpfreden austauschen hörte, ertönt ein herzzerreißendes Jammergeschrei, wenn die Tochter mit ihrem Neuvermählten etwa zwei Stunden weit wegzieht.

Bei dem Müller, dem sein Töchterlein wirklich seiner Augen Licht und seines Herzens Freude war, war es um so natürlicher, daß er wünschte, sie nahe zu behalten; er machte auch Georg den Vorschlag, eine Zeit lang ganz in der Mühle zu bleiben, unter den vielen Mahlkunden stoße doch da und dort einem etwas zu, und er könne sich da so ganz beiläufig

eine gute Praxis in der Gegend erwerben. Georgs Wunsch war das gerade nicht. Er war zwar nicht so anspruchsvoll wie jener Lieutenant, der nur so weit weg heirathen wollte, daß der Brief an seine Schwiegermutter einen Thaler koste, doch wünschte er keine zu unmittelbare Nähe seines Schwiegervaters; er fürchtete, sonst gar nicht aus der Vormundschaft zu kommen. Zwar war der Müller ein gescheidter Mann, führte auch öfters als Diktum seines Vaters an: „man kann den Leuten fast bei allem helfen, aber Hausen (seinen Ehstand führen) und zäh Fleisch beißen, das muß man die Leute allein thun lassen;" aber ganz, fürchtete doch Georg, könnte er nicht unterlassen, einen jungen Haushalt einmal nach seiner Anschauung leiten zu wollen.

Auf den Rath seines Freundes, der nun als Aktuar seine Braut heimführte, hatte er sich denn in der kleinen Stadt Pulverdingen niedergelassen, die Verhältnisse sollten dort gar nicht ungünstig sein: der Oberamtsarzt war vornehm und stand nicht bei Nacht auf, der Wundarzt, der auch prakticire, war sehr grob, was bei alten Aerzten zwar zu Zeiten eine geschätzte Eigenschaft ist, bei jungen aber doch nicht gerade empfiehlt; auch fanden sich stehende Wasser in der Nähe, was öfters Fieber erzeugt, ferner lag ein Judendorf im Bezirk, und Juden gelten für überaus wünschenswerthe Kunden für einen Arzt, da sie sich sehr vor dem Sterben fürchten, deshalb bald ärztliche Hilfe suchen, und nicht zu Quacksalbern gehen.

Unter so günstigen Auspicien bezog denn Georg zwei bescheidene Zimmer im Hause eines Kaufmanns und bot im Pulverdinger Wochenblatt dem verehrten Publikum — hoher Adel war nicht vorhanden, — seine Dienste an.

Ach, aber das verehrte Publikum war gar nicht beeilt,

diese schätzbaren Dienste in Anspruch zu nehmen! Es schien, als ob sich der Gesundheitszustand zu Pulverdingen ohne ärztliches Zuthun wesentlich gebessert habe, als ob der vornehme Arzt leutselig und der grobe fein geworden sei, — — niemand pochte an die Pforte des jungen Doktors, als die Magd, wenn sie sein Frühstück brachte.

Er hatte, ebenfalls auf den Rath seines erfahrenen Freundes, einen grinsenden Todtenschädel und ein Paar schauerliche Armknochen auf seinem Büchergestell aufgepflanzt, um seinem Zimmer ein recht ärztliches Ansehen zu geben, er blieb den ganzen Tag zu Haus, damit er gewiß zu finden sei, er ging Abends regelmäßig in den Stern, wo die Honoratioren der Stadt ehrbarlich kneipten, um sich bekannt zu machen, — vergeblich. Zwar unterhielt ihn Jedermann, mit dem ihn sein Geschick zusammenführte, äußerst freigebig von seinen körperlichen Beschwerden: der Oberamtsrichter von seiner Gicht, der Gerichtsnotar von seinem Magen, der Kameralverwalter von seiner Leber, Frau Mezger, seine Hauswirthin, regalirte ihn nicht nur mit der Geschichte sämmtlicher Krankheiten und schweren Wochenbetten, die sie selbst durchgemacht, sondern auch mit allen abnormen Zuständen und schrecklichen Operationen, die bei ihren „Geschwistrigkindern" und sonstigen Familiengliedern schon vorgekommen seien, — aber, was half's ihm, daß er sehr sachverständig und theilnehmend über diese Leiden sprach, — die Leute hörten seine Vorschläge herablassend an, hatten selbst wohl die vorgeschlagenen Mittel gebraucht, aber rufen ließ ihn kein Mensch, und manch offenherzige Seele sagte ihm geradezu, es sei eben unmöglich, sich mit dem Oberamtsarzt zu verfeinden, wenn man auch mehr Glauben an einen jungen Doktor hätte. Auch die Juden, auf deren Todesscheu man so viele Hoffnungen gebaut, wollten sich nicht

einfinden; mit der ihnen eigenen Loyalität hielten sie denn doch den obrigkeitlich angestellten Oberamtsarzt für den sichersten, und Georgs einzige Patientin war nach Monaten noch die Ladenjungfer der Frau Mezger, ein älteres, etwas unterdrücktes Frauenzimmer, die ihn eines Morgens um Erlaubniß gebeten hatte, ob sie ihm nicht „ihre Leidenschaften offeriren dürfe?“ die seine Salbe gegen den Fluß im Fuß mit großer Pietät gebrauchte und ihm als Honorar die Henkel an seine Röcke und Knöpfe an die Beinkleider festnähte.

Georg fühlte sich sehr gedrückt von dieser Lage der Dinge, er sah sich im Stillen nach einem andern Ort um und machte nicht gern Besuche in der Mühle, so sehr ihn oft verlangte, in Mariens treue Augen zu sehen. Marie fragte ihn nie, wie es gehe, sie hatte stets ein fröhliches Lächeln, eine kleine Ueberraschung für ihn bereit und beruhigte ihn über jedes Mißlingen; aber der Müller brachte ihn fast außer sich mit der jedesmaligen Frage: „Nun, wie viel Patienten? will's noch nicht gehen?“ Die Mutter wußte stets ein tröstliches Sprüchlein, der dicke Christian hingegen, allmählich ein großer Bengel geworden, erhielt vom Schwager eine tüchtige Ohrfeige, als er ihn mit dem Schulverslein verhöhnte:

Doktor, wenn D' kuriren mußt,
Brich der z'erst Dein' eignen Fuß.

Er hätte freilich jetzt die schönste Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, zu allgemeinen Studien gehabt, — aber es fehlte der rechte Trieb, die rechte Freudigkeit dazu. Nur sehr wenige und besonders berufene Geister finden Freude und Lust zu geistigem Streben und Schaffen ohne den Boden eines festen Berufs, ohne unmittelbaren Zweck, auch diese vielleicht nicht, wenn sie zunächst das Verlangen nach Unabhängigkeit und einer eignen Heimath umtreibt. Ja, mit

Marien freute er sich, einmal seine Lieblingsdichter zu lesen, mit ihr, die für das einfach Schöne einen so offnen Sinn hatte, — jetzt, so allein, fand er keine Freude daran, und sein Zimmer war so langweilig, so wenig anregend, mit alleiniger Aussicht auf Dächer; er ärgerte sich über sich selbst, daß er in der Stille fortwährend auf Patienten wartete, — kurz er wurde jeden Tag verdrießlicher und minder liebenswürdig. Die Müllerin hatte gut predigen:

Thu das Deine und wart in der Still,
Zur rechten Stund g'schieht Gottes Will.

Die saß ruhig in ihrer Mühle und war froh, ihr Töchterlein noch zu haben, er aber, ein Mann, seiner Kraft und seiner Kenntnisse sich bewußt, er sollte müßig dasitzen, elenden Philistern den Hof machen und sich wie ein Schuljunge die Kreuzer vorzählen lassen, denn er war noch nicht mündig und wußte nicht einmal genau, wie es um sein Vermögen stand.

Einmal wieder reiste er zur Stadt, um seine Mutter zu besuchen; er wollte sehen, ob sich nicht vielleicht in der größern Stadt etwas machen ließe, etwa mit der Protektion der Tante Gastwirthin, — er lachte höhnisch über den niedrigen Standpunkt, auf dem er angekommen. Er traf die Mutter in seltsamer Aufregung und konnte sich ihr Wesen nicht recht erklären; zärtlicher als sonst in den letzten Jahren, schien sie doch eine gewisse Scheu vor ihm zu haben und womöglich zu verhindern, daß er mit ihrer Schwester allein blieb. Es war ihm lieb, daß sie ihn nach Tisch bat, mit ihr spazieren zu gehen, was sonst nicht ihre Gewohnheit war; bei der Mutter konnte er doch wenigstens sein Herz ausschütten über alles, was ihm drückend und verdrießlich war, er mochte das nicht einmal bei Marie.

„Nun bedenk, wie erstaunlich jung Du bist,“ tröstete ihn die Mutter auf seine Klagen. „Müßtest ja noch Altersdispens haben, wenn Du jetzt schon heirathen wolltest! Pressir’s doch ja nicht, lieber Georg; die Marie ist mir lieb wie ein eigen Kind, aber jetzt ist’s doch Deine beste Zeit, die Sorge und Mühsal des Ehestandes kommt früh genug.“

„Ei, Du hast’s gut gehabt, Mutter,“ warf Georg ein.

„Wenn’s köstlich gewesen ist, so ist’s Mühe und Arbeit gewesen,“ erwiederte Frau Rau salbungsvoll: „ja, in späteren Jahren,“ setzte sie mit einer gewissen Verlegenheit hinzu, „da spürt man oft, daß man eine Prüfung nöthig hat durch den Ehestand, aber so jung wie Du, da darf man ja in andern Ständen noch gar nicht an’s Heirathen denken, laß Du Dir’s nur noch recht wohl sein: „Ledige Haut schreit laut.“ Georg schrie nicht laut, er schwieg verdrossen.

„Es ist eben betrübt, wo kein Vater ist,“ begann die Mama wieder mit einem Seufzer. „Wenn Du jetzt zum Exempel einen Vater hättest,“ — hier ging’s etwas zögernd, „und wenn’s auch nicht Dein leiblicher wäre, — einen gesetzten Mann, der Bekanntschaft in der Welt hat — und mehr Einsicht als der Müller, welcher ja übrigens ein rechtschaffener Mann ist, — der würde gewiß ein paßlicheres Ort für Dich auffinden ....“

„Na, dazu braucht’s keinen Vater,“ murrte Georg, noch immer verdrossen, „muß es eben wo anders probiren.“

„Georg,“ fing jetzt die Mutter ohne weitere Umschweife an, „was wirst Du dazu sagen, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mir noch einmal einen Lebensgefährten zu erwählen?“ Georg war wie aus den Wolken gefallen, besonders erfreut sah er gerade nicht aus. „Du glaubst nicht, wie schwer ich es genommen habe,“ versicherte die Mutter, —

Georg hatte doch so viel Selbstbeherrschung und kindlichen Respekt, um nicht herauszuplatzen: „warum hast Du's denn nicht bleiben lassen?“ wie ihm allerdings auf der Zunge lag.

Trotz der nicht sehr ermuthigenden Aufnahme ihrer Mittheilung begann Frau Rau wieder in etwas kläglichem Ton: „Du glaubst nicht, wie allein und schutzlos eine Wittfrau eben in der Welt steht, und wie der Kummer um Deinen Vater an mir genagt hat; ich wäre wahrhaftig noch ausgezehrt, der Doktor sagte es selbst, wenn ich mich nicht zu einer kleinen Zerstreuung entschlossen hätte. Und der Herr Kolb ist auch so ein gesetzter, braver Mensch,“ versicherte sie, immer noch in einem klagenden Ton, „gar nicht wie so ein junger Schuß, kein Mensch würde ihm ansehen, daß er etliche Jahre jünger ist als ich, und da ist die schöne Gelegenheit, ein Weißwaarenlager billig zu übernehmen, wo der Eigenthümer durchgegangen ist, und Du wirst gewiß nichts dagegen haben, uns Dein Restchen Väterliches in der Handlung zu lassen, wenn Du vollends mündig bist; es wird Dir da gut verwaltet, und eine Heimath hast Du dann auch wieder bei Deiner Mutter, und Du machst mir gewiß das Herz nicht noch schwerer, wo ich es ohnehin so gar schwer genommen habe. Ein ehrenvoller Stand ist es doch auch, ein Kaufmann; Gutsbesitzer nennt sich jeder Bauer; nicht als ob ich Deines Vaters Gedächtniß nicht hoch in Ehren hielte!“ Der Athem ging ihr endlich aus von der langen Rede, und sie hielt, mit oder ohne Nothwendigkeit, ihr Taschentuch vor's Gesicht, als passenden Schluß der Mittheilung.

„Mutter,“ sagte Georg nach einer Pause, „Du hast gewählt. Gott gebe, daß Du gut gethan hast, ich wünsche Dir Glück dazu; um das Geld werde ich nicht mit Dir rech-

ten, möge es Dir Glück bringen! Aber jetzt rede nicht mehr davon, ich muß Zeit haben, mich daran zu gewöhnen."

Georg wartete nicht mehr die Rückkehr Herrn Kolb's ab, der nach Haus gereist war, um seine Papiere zur Hochzeit zu holen, von der Mutter schied er in Frieden, es that ihm wohl, sich uneigennützig gegen sie zu zeigen: so hatte ihn doch die letzte Zeit nicht ganz heruntergebracht! Aber um ein gut Theil ärmer kam er sich vor, als er wieder heimwärts reiste, wenn auch nicht wegen des Vaterguts, das er dem Herrn Kolb anvertrauen sollte.

Es wurde ihm schwer, die Neuigkeit in der Mühle mitzutheilen, der Müller war nicht sehr überrascht darüber; „wundert mich nur, daß sie so lange gewartet hat," sagte er gleichmüthig, „eine Wittfrau, die freiwillig in ein Wirthshaus zieht, die hat schon's Wiederheirathen im Sinn; habe bereits davon gehört, und der Kolb soll kein unrechter Mann sein."

„Nun ist's an mir, des Vaters Gedächtniß lebendig und in Ehren zu halten," sagte Georg, nicht ohne Bitterkeit, „wenn die Mutter einen andern Namen führt."

„Wegen dem hab' Du gute Ruh," sagte lachend der Müller, „alles was Dein Vater Gut's gehabt und nicht gehabt, wird reichlich auferstehen und gehörig gerühmt werden, wenn sie einmal den Zweiten hat! „Nimm keine Wittfrau," hat mein Vater selig gesagt, „wenn nicht der erste Mann am Galgen gestorben ist."

„Wir wollen's der Mutter gönnen, wenn sie zufrieden ist," sagte Marie, die sich selbst erst hatte an den Gedanken gewöhnen müssen. Die Müllerin allein war diesmal weniger

tolerant, sie murmelte vor sich hin: „der jungen Wittwen aber entschlage Dich! und wie es weiter heißt ersten Timotheum am fünften, Vers elf!“ doch wollte sie nichts laut sagen, was dem Sohn den kindlichen Respekt vor der Mutter nehmen konnte.

„Wegen dem Vermögen will ich, als Dein Pfleger, einige Sicherheit verlangen, und ist um so besser, daß Du noch nicht ganz mündig bist,“ sagte der Müller; „verfeinden kannst Du Dich mit Deiner Mutter und dem künftigen Stiefvater nicht wegen dem Geld, zugereicht hätt's doch nicht, hast um so nöthiger, Dich tüchtig zu tummeln, daß Du Dein eigen Brod hast; gesetzt den Fall, unsre Marie käme einmal zu Dir in's Haus, so bringt sie auch so viel mit, daß Du sie damit erhalten kannst.“ Der Müller wollte nie die Verlobung recht ausdrücklich anerkennen, ein so lang dauerndes Verhältniß widersprach nun einmal seinen ländlichen Anstandsbegriffen; es schickte sich nicht, so lang „einander nachzulaufen“.

Marie redete nicht viel darein, ihre Augen waren die besten Tröster. „Mutter, heute begleit' ich Georg bis zum Weidenbusch,“ sagte Marie sehr bestimmt, als sich Georg am andern Morgen zur Abreise rüstete. Sonst hätte sie schüchtern um Erlaubniß gebeten, ihn auch nur zwanzig Schritte weit zu begleiten. Als sie aus dem Gesicht der Mühle waren, gab er ihr seinen Arm; mit tiefgesenktem Haupt ging sie still und langsam an seiner Seite.

„Nun, Marie, was hast Du? warum so traurig? wir haben ja leider Gottes! oft genug schon Abschied genommen!“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie und erhob ihre Augen zu ihm, die voll Thränen standen, „es ist mir, als ob das ein Abschied wäre zum allerletztenmal, als ob wir uns gar, gar nicht mehr sehen sollten; ich habe auch heut Nacht so schwer geträumt .....“

„Ach, Kindskopf!“ sagte er leicht hin; Marie redete nicht, sie fühlte, daß sie hätte weinen müssen. „Nun, kein Wunder,“ fing Georg wieder an, „wenn Du heruntergestimmt wirst, es ist freilich eine miserable Geschichte dieses lange Herumziehen, und Dein Alter — nun Dein Vater, — brauchst mir nicht so ängstlich die Hand zu drücken, — könnte wohl besser dazu helfen. Thäte bald Noth, ich spränge jedem Kaffern, der ein bischen ein krummes Gesicht macht, mit einem Arzneiglas nach und klopfte an die Thüren, ob kein Kranker drin sei, nur um Patienten zu gewinnen! Sei aber nur getrost, Kind, geht's da nicht, so muß es wo anders gehen; gib Acht, ich komme doch noch in der Kutsche und hole Dich!“

Sie waren an dem Weidengebüsch angekommen, wo der Weg auf die Landstraße führte. „Komm, bleib noch ein wenig!“ bat Marie, und setzte sich mit ihm auf die hölzerne Ruhbank, die bei den Büschen stand. Zum erstenmal seit jenem Abende in der Pension lehnte sie ihr Köpfchen an seine Brust und sah ihn voll an, mit den treuen, klaren Augen, die ganz in Thränen standen.

„Aber Kind, was hast Du?“ fragt er, seltsam bewegt.

„O nichts, ich möchte Dich nur noch einmal so recht ansehen; lach mich nur nicht aus!“ Und recht tief und innig blickte sie zu ihm auf, ihre Augen sagten so viel mehr, als je ihre Lippen hätten sagen können.

Georg theilte ihre bangen Ahnungen nicht, er hatte den Druck und die Verstimmung von all der letzten Zeit-her noch nicht ganz überwinden können, so wußte er kaum, was er thun sollte, sie zu beruhigen, denn viele Zärtlichkeit, was man so nennt, mit Küssen und Umarmungen, hatte Marie nie geliebt: sie mochte gern neben ihm sitzen, ihre Hand in der

seinen ruhen lassen, ihn herzlich ansehen; wo er ungestümer ward in seiner Zärtlichkeit, da schob sie ihn leise zurück und bat so dringend, so demüthig: „o nicht so! nicht wahr? Du weißt ja doch, daß ich Dich lieb habe,“ daß er nicht widerstehen konnte, und das einfache Kind aus der Mühle hatte ihn seither in Respekt gehalten wie eine Königin.

Nun stand sie auf. „Es wird spät, Du mußt gehen, behüt Dich Gott.“ — „Behüt Dich Gott und behalte mich lieb,“ waren sonst immer ihre Abschiedsworte in den kurzen Briefchen, die sie nur schrieb, wenn es besondere Veranlassung gab; den Nachsatz ließ sie diesmal weg; warum? Georg besann sich nicht darüber, aber später, lange nach diesem Morgen, fiel es ihm wieder ein.

Kurz nach seiner Rückkehr hatte Georg den Freund gesprochen, der ihm den erfolglosen Rath gegeben, sich in Pulverdingen niederzulassen, und ihm erklärt, daß er keine Woche mehr in dem Nest bleiben wolle.

„Ei was,“ meinte der, „Du bist zu obenhinaus und zu vornehm, das darf einmal ein Anfänger nicht sein.“

„Vornehm,“ lachte Georg bitter, „habe, weiß Gott, diesen Philistern nur zu viel den Hof gemacht!“

„Nun, in der Stadt hält's schwer Praxis zu kriegen, sie sind feig und fürchten den dicken Oberamtsarzt, wiewohl ich Dir sage, der wird nicht alt, sieh nur seinen kurzen Hals an; der stirbt am Schlagfluß, dann würde Dich's schön reuen, daß Du nicht dageblieben. Such Du vor der Hand mehr Landpraxis; geh mir nur ein einzigmal hinaus nach Grundlingen, da hab ich Dich kürzlich der Wirthin empfohlen und sie meinte, der Stadtarzt sei ihr schon lang entleidet, auch

glauben die Leute, der müsse theurer sein, weil er so viel esse und noch zwei starke Gäule erhalte. Wenn ein jüngerer und dünnerer Herr hinaus käme, so von selbst, ohne daß man ihn besonders rufen ließe, so würde er gewiß Kundschaft bekommen. Probir's einmal, spaziere hinaus, kannst gleich die neue Villa unterwegs betrachten, und kehr im Adler ein."

Georg ging hinaus; es war ein herrlicher Morgen, duftig, thauig und frisch, so recht um fröhlichen Muth für den Tag anzuregen, — er empfand nichts davon. Er wollte sich selbst weiß machen, er gehe nur so hinaus für sein Vergnügen, da er noch selten diesen Weg gemacht, und er wolle sich die Villa besehen, die unweit von Grundlingen neu hergestellt werden sollte, — er glaubte sich's doch nicht und wurde den peinlichen Gedanken nicht los: „Du gehst hinaus, um bei der Adlerwirthin von Grundlingen nach Kundschaft zu fischen."

Er sah die neuhergestellte Villa etwa eine Viertelstunde ab vom Weg, — er ging nicht hinüber; „deshalb bist Du ja doch nicht da," sagte er sich mit einer gewissen selbstquälerischen Bosheit. Das Gebäude hatte früher das Schlößchen geheißen und war im Besitz einer altadeligen Familie gewesen. Der letzte des Geschlechts, ein geiziger, cynischer Hagestolz, hatte es verfallen und verderben lassen und war endlich darin gestorben. Einer spanischen Gräfin von einer Seitenlinie war nun das Schloß zugefallen, wie man sagte; es war ein Baumeister mit Arbeitsleuten gekommen, die das alte Fledermausnest von Grund aus reinigten, neu und glänzend herstellten, obgleich noch ganz ungewiß war, ob die neue Besitzerin es je selbst beziehen würde; seither hatten es die gebildeten Stadtbewohner die Villa getauft. Die landschaftliche Umgebung des Schlößchens war nicht bedeutend, aber

es hob sich anmuthig aus den alten hohen Bäumen, die es umgaben, in den neueingefügten gothischen Fenstern spiegelte sich die Morgensonne, vom Eckthurm wehte eine Flagge. „Nun ja, das ist nun Einem im Schlaf zugefallen," dachte Georg in höchst unberechtigtem Aerger, „und ich kann noch zehn Jahre umherstiefeln um das tägliche Brod."

Die Wirthin zu Grundlingen erkannte ihn, sie hatte ihn schon mit seinem Freund gesehen. „Sie kommen ja wie gerufen, Herr Doktor," sagte sie freundlich, indem sie ihm den verlangten Schoppen einschenkte, „mein Karlchen liegt seit gestern in Einer Hitze, ich weiß nicht, was an dem Buben ist, und hätte gern schon einen Doktor gefragt, aber wissen Sie, zu einem Doktor mit Kutsch und Pferden schickt man nicht gern zwei Stunden weit wegen so einem Buben; nun stärken Sie sich nur und dann sind Sie so gut und sehen nach ihm, in der Küche haben sie auch allerlei Anliegen, meine Bäbel und der Hausbub; wenn Sie doch schon da sind, so schauen Sie nachher auch nach ihnen."

Das Karlchen lag sehr betäubt und heiß da, der junge Doktor fühlte ihm den Puls, betrachtete die Zunge, schloß auf ein nahendes Scharlachfieber und da die Wirthin durchaus eine „Mixtur" für das Büblein wollte, bat er um Feder und Papier, um zunächst ein schweißbeförderndes Mittel aufzuschreiben.

Kaum war er fertig, als die Magd höchst aufgeregt hereinstürzte: „Frau, was fangen wir an! Der Dick ist drunten ang'fahren, der recht' Doktor aus der Stadt, der unsern Herrn selig kurirt hat, bis er g'storben ist, und jetzt ist ein Andrer drin! was fangen wir aber an? er schnauft schon d'Stieg 'rauf?" Auch die Wirthin schien in großer Verlegenheit: „Herr Doktor," bat sie eilig und ängstlich, —

„wenn Sie vielleicht nichts dagegen hätten, — gehen Sie doch ein bischen da neben hinein, — 's ist zwar nur unser Rauchkämmerlein, — aber man wird nicht rußig darin, — es könnte doch Verdruß geben —" „Danke, ich werde bleiben," sagte Georg sehr bestimmt. Angesteckt von der allgemeinen Hast wäre er beinah einen Augenblick in Versuchung gekommen, in das Rauchkämmerlein zu flüchten.

Sehr vornehm, sehr dick und sehr schnaufend trat in diesem Augenblick der gefürchtete Oberamtsarzt herein. „Ich höre, Sie haben einen Patienten; ah," sagte er mit vornehmem Lächeln, „da sind der Herr Kollega! Bitte, will ja nicht stören, haben ja bereits verordnet. Sie erlauben?" Mit derselben unverschämt ironischen Miene legte er das Recept wieder hin und sagte: „charmant, wollen wünschen, daß es beste Wirkung thut. Der Herr Kollega wollen auf Schweiß wirken, rechnen, scheint's, auf eine starke Natur; ist dem Herrn Kollega vielleicht in seiner jungen Praxis noch nicht vorgekommen, daß bei Fieber zu stark schweißtreibende Mittel absolut tödtlich wirken können?" — Die Mutter des Doktors war vor Zeiten Kammerfrau an einem Hof gewesen, sein Vater Leibchirurgus daselbst, weßhalb sich der Doktor beharrlich einbildete, feine Hofsitten zu haben.

„Bitte Ihnen, Herr Doktor," bat die Wirthin, in tödtlicher Verlegenheit hin- und herlaufend, „es war nur ganz zufällig, der Herr Doktor Rau haben . . . ." Innerlich kochend vor Aerger, zerriß Georg seine Verordnung und warf der Wirthin ein Halbguldenstück für die Zeche hin; „ich bin weit entfernt, ältern Rechten entgegen zu treten," sagte er, sich mühsam bezwingend, „guten Tag".

„Thut mir leid, Herr Kollega," sagte der dicke Doktor, der vor der Thüre stand, mit der kühlen Ruhe des Weisen,

die einen Erzürnten geradezu wüthend machen kann; „bedaure, daß ich Sie nicht einladen kann, mit mir zurückzufahren, aber mein Freund, der Arzt des spanischen Gesandten, hat mich gebeten, mich der Frau Gräfin Rovera vorzustellen, die in diesen Tagen wahrscheinlich ihre neue Villa bezogen hat. Ich wollte nur zuvor meine Pferde hier füttern, wo ich leider den Herrn Kollega gestört habe."

„Ganz und gar nicht," brachte endlich Georg hervor, ohne vor Aerger zu ersticken und machte sich mit einer stummen Verbeugung Platz zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, wo er noch glaubte, die Mägde und den Bedienten des Doktors hinter sich kichern zu hören; hinaus zum Dorf, wo er zufällig auf die rechte Straße kam, — ihm wäre in diesem Augenblick gleich gewesen, wenn er den großen Steinbruch auf der andern Seite des Dorfs hinunter gerannt wäre.

Die Gedanken voll tiefer Herzensbitterkeit, mit denen er heimwärts schritt, rasch und eilig, um von dem verhaßten Doktor nicht eingeholt zu werden, ließen sich schwer in Worte fassen. Sein Aerger über den Freund, der ihm den fatalen Rath gegeben; über sich selbst, der ihn befolgt, über den Dicken, über die Wirthin, — erweiterte sich zum Aerger über die Menschheit im Allgemeinen und über die ganze Miserabilität ihrer Verhältnisse. Selbst der Gedanke an Marie verstärkte nur seinen Haß über die Erbärmlichkeit, in der auch dies liebe Kind zu Grunde gehen müsse. „Kannst Recht gehabt haben, mit Deiner Ahnung," murmelte er vor sich hin; „wer weiß, ob ich nicht in Bälde der ganzen elenden Geschichte ein Ende mache, mein eigner, bestkurirter Patient!"

Rasches Pferdegetrappel trieb ihn instinktmäßig, schnell zur Seite zu springen im Augenblick, wo er die schönste Ge=

legenheit gehabt hätte, sich überreiten zu lassen und so vielleicht mit Einemmale der ganzen Miserabilität los zu werden.

Eine junge Dame auf einem prachtvollen schwarzen Roß sprengte vorüber; lang herab floß das dunkle Reitkleid, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen, auf dem schwarzen Hütchen wehte eine hochrothe Feder, im Fluge glaubte er ein wunderschönes junges Gesicht, von schwarzen Locken umwallt, zu erkennen, — aber sie war vorüber wie ein Traum, ein wunderbarer, feenhafter Traum.

Ein minder traumartig aussehender Reitknecht folgte im flinken Ritt der Fee, die ihn weit hinter sich ließ. Aus dem leichten Wagen mit weißen Rossen bespannt, der nachfuhr, beugte sich ängstlich eine verschleierte Dame, und eine Dienerin vom Rücksitz stieß in fremder Sprache einen Schreckensruf aus, Georg wußte nicht, weßhalb?

Wie ein Traum war die glänzende Erscheinung verschwunden, so ungewohnt in den nüchternen, hausbacknen Umgebungen der kleinen Stadt.

Unwillkürlich halte der Anblick der leuchtenden Gestalten Georgs Aerger etwas abgekühlt, aber ein tiefes Grollen stieg wieder in ihm auf, im Gedanken, daß alle Schönheit und Poesie des Daseins denn doch an den Besitz, den leidigen, materiellen Besitz gebunden sei. „Glück und Liebe in der Hütte ist ein lächerlicher Traum," fuhr er fort in seinen bittern Betrachtungen; „dasselbe Gesetz, das dem Sumpfkraut nicht gestattet, sich zur königlichen Höhe der Pappel zu erheben, nach dem sich der Vogel frei und leicht in den Lüften wiegt, während der Hamster im Boden wühlt, dasselbe gilt auch in der Menschenwelt und hat die Loose abgegrenzt. „Muß ungemein leicht sein, edel zu sein und feinfühlend, auch sanft und heiter, wenn man in einem solchen Wagen hin-

fliegt," — murmelte er; „es gibt freilich auch eine tugendhafte Zufriedenheit, eine bescheidene Art von Vergnügen für den Wurm, wenn er sich ringelt im Sonnenschein, und für den Frosch, wenn er quackt im Sumpfe, — ich bin dazu nicht organisirt."

In vollem Galopp sprengte ein Reiter ihm entgegen. Es war der Reitknecht von vorhin. „Ist nicht ein Doktor von der Stadt diesen Weg gefahren?" rief er in höchster Eile. „Dort, gegen den Hof zu;" sagte Georg lakonisch und deutete nach der Richtung. „Kann ich ihn nicht verfehlen?" rief der Diener angstvoll, „unsere Comtesse ist gestürzt und liegt im Sterben. „Führt mich rasch hin," sagte Georg, im natürlichen Drange zu helfen, alles andre vergessend; „ich bin selbst Arzt, Ihr könnt den Andern immer noch holen, wenn Ihr wollt." „Können Sie reiten?" fragte der bedrängte Diener. „Will's meinen." Der Diener stieg ab und half ihm auf's Pferd. „So reiten Sie hin, grad' aus auf der Landstraße, kann nicht fehlen; — ich komme nach."

Georg hatte seine ersten Reitstudien vor Zeiten in der Mühle gemacht und als Student nicht vernachlässigt. Er durfte nicht zu weit reiten, — an der Stelle, wo sich der Weg gegen die neue Villa wandte, da lag die Feengestalt, die er so eben bewundert und beneidet, den blutenden Kopf, der beim Sturz vom Pferd auf einen Steinhaufen geschleudert worden war, auf dem Schooß der Kammerfrau, das lange Reitkleid im Staub der Straße, das Hütchen mit der hochrothen Feder weit weggeflogen, das schöne junge Antlitz todtenbleich, die Augen geschlossen; das Pferd war fortgerannt, zur Seite hielt der Wagen, die Mutter war ausgestiegen und geberdete sich wie unsinnig. „Hebt um Gottes willen das Kind in den Wagen und fahrt dem Schlosse zu!" schrie sie, „damit

ihr Hilfe werde!" der Kutscher und die Kammerfrau versuchten, die Blutende aufzuheben; sie stöhnte schwer. „Ihr bringt sie um!" rief die Gräfin wieder, „laßt das Kind ruhig, ganz ruhig!"

„Und kein Arzt in diesem verfluchten Lande!" schrie sie auf französisch, als zu unendlicher Erleichterung der rathlosen Dienerschaft Georg angesprengt kam und rasch abstieg.

Die Noth des Augenblicks hatte alle nie geweckte Energie in seiner Seele wachgerufen. „Sie eilen zum Schloß," befahl er der Kammerfrau, „richten ein Bett ein und senden mehr Leute, die Kranke muß getragen werden! Sie, Frau Gräfin, setzen sich hier an den Rain, ganz ruhig, daß ich den Kopf der Kranken an Sie anlehnen kann." Eine entschiedene Stimme im Augenblick schwerer Noth ist immer ein Segen. Willenlos folgte die Gräfin, sachte, sorgfältig wurde das blutende Haupt an die Brust der Mutter gelehnt, die auf den ernsten Wink des jungen Arztes unbeweglich stille hielt.

Ein Glück, daß Georg mit der Sorgfalt junger Doktoren vollständiges Verbandzeug bei sich trug, und daß er es nicht vorhin in seinem Unmuth in den Bach geschleudert hatte. Die Gräfin zuckte nur, als er mit scharfer Scheere die prächtigen langen Haare abschnitt, um die Wunde bloß zu legen; sie schien ruhiger zu werden, als sie sah, wie er mit geschickter Hand mit der Leinwand und Charpie in seinem Verbandzeug, mit seinem Tuch und dem Battisttuch der Kranken für den Augenblick das Blut stillte und die Wunde verband. Mit eben der Sicherheit, die so plötzlich über ihn gekommen, kommandirte er die Leute, die die Kammerfrau herbeigebracht; es lag noch Baumaterial nicht allzuweit entfernt, aus dem eine Tragbahre zusammengefügt werden konnte, aus Kissen vom Wagen und aus dem türkischen Shawl der Gräfin

wurde ein möglichst bequemes Lager gebildet, die Bewußtlose darauf gelegt und vorsichtig unter der Leitung des Doktors dem Schlosse zugetragen. Zum erstenmal, seit sie das neue Gut in Besitz genommen, war die junge Herrin heute ausgeritten, licht und leicht und lebensfroh, — und so still, nur von den Jammertönen der Mutter begleitet, hielt sie ihren Einzug.

Welch ein rascher Wechsel der Scene in Georgs Leben! Gestern war er verhöhnt, gedemüthigt, verschmäht aus einem Bauernwirthshaus abgezogen, um in seine nüchterne und nothdürftig eingerichtete Wohnung zurückzukehren und sehnsüchtig zu warten, ob nicht vielleicht ein erkälteter Marktbauer seine Dienste in Anspruch nehme. Heute wandelte er auf prächtigen Teppichen, wurde bedient wie ein Prinz, seine Wohnung hatte er im Schlosse nehmen müssen, er saß auf einem weichen Fauteuil zu Seiten des Lagers, wo auf feinen schneeweißen Kissen unter purpurrothseidener Decke die schönste Mädchengestalt lag, bei der selbst Krankheit und Wunde in anmuthiger Form erschienen.

Wenn er eine Demüthigung seines Beleidigers noch bedurft hätte, um sich über jene Niederlage zu trösten, so hätte er dies befriedigte Rachegefühl genießen können. Kaum eine halbe Stunde, nachdem sie die verunglückte junge Gräfin ins Schloß gebracht hatten, war der vornehme Oberamtsarzt vorgefahren, der auf seinem Heimwege schon von dem Unfall gehört, und hatte keuchend und schnaubend sich bei der Gräfin melden lassen, um das Empfehlungsschreiben des Medicinalraths aus der Residenz zu präsentiren.

Der furchtbar aufgeregten Dame, die mit der ganzen

Leidenschaftlichkeit ihres Wesens in dem jungen Arzt bereits einen hilfreichen Gott erblickt, war nun der dicke, schnaubende Doktor, so vornehm er auch aussah, so hell die goldne Uhrkette auf seinem Bauch blinkte, keineswegs eine erwünschte Erscheinung. In ihrem gebrochnen Deutsch, in ihrer fieberhaften Ungeduld konnte sie gar nicht nach höflichen Formen suchen und kaum hervorbringen: „Sie nicht brauchen, schon sehr gute Doktor, — nur fort, meine Tochter nicht stören! Jean, zeigen Sie dem Herrn den Weg!" und höchst dienstbeflissen nahm der Diener den dicken Herrn beim Arm und führte ihn buchstäblich zum Hause hinaus, also, daß sein Schnauben nachher furchtbar anzuhören gewesen sein soll.

Georg war zu tief und gewaltig von seiner jetzigen Aufgabe hingenommen, als daß er lange in dem heimlichen Triumphgefühl hätte schwelgen können, das der Bericht des Dieners über diese Scene einen Augenblick in ihm erregt hatte.

Nachhängen wollte und konnte er diesem Gefühle nicht. Das Interesse des Arztes und des Menschen, alles Denken und Wollen seiner Seele concentrirte sich jetzt in dem Einen Wunsch und Streben, seine Kranke zu retten. Da saß er, lange, lange Stunden, Tag und Nacht, den Blick auf das schöne bleiche Angesicht geheftet und forschte und dachte und suchte, ängstlich tief, wie er nie in seinen Studienzeiten gesucht, nach allem, was Hoffnung zur Rettung geben konnte.

Wie war er nun froh, daß er als Student im Austausch mit seinem Zimmernachbar, einem luftigen Franzosen, sich die französische Sprache, diesen Hauptschlüssel für den Verkehr, zu eigen gemacht hatte; so war ihm nun doch möglich, sich mit der Gräfin zu verständigen, die mangelhaft deutsch sprach.

Freilich mußte er auch die wilden Ausbrüche ihrer Verzweiflung anhören. Alle seine vorgefaßten Begriffe, schon vom Geographieunterricht im Gymnasium her, wurden hier umgeworfen. Immer hatte er doch gehört und gelesen: „der Spanier ist in seinem äußerlichen Gebahren feierlich, stolz und kalt, er wird nie den Anstand verletzen, auch nicht bei heftiger Erregung seiner innern Gefühle.“ Das paßte nun nicht auf diese Dame, die oft maßlos heftig, alles in den Aeußerungen ihrer Mutterangst, ihrer Zärtlichkeit gegen das todtkranke Kind vergaß. All ihre leidenschaftlichen Klagen, all ihren Jammer, mit dem sie das Kind schon zum voraus betrauerte, hörte er, aber er hatte auch die Worte gehört, die sie ihm schon am ersten Abend zugerufen, als man die Bewußtlose in's Haus getragen, und die sie seither oft wiederholt hatte: „retten Sie mein Kind, und sie ist die Ihre!“ und sie hatten ihn wunderbar durchschauert. Wie oft er sich auch sagte: „Unsinn, das sagt sie in ihrer Aufregung und weiß es nachher nicht mehr, und wenn's ihr Ernst wäre, so hat es für mich keinen Sinn!“ die Worte hörte er doch wieder und wieder in den stillen Stunden, wenn er den Blick in diese traumartigen, wunderbaren Augen senkte, die bewußtlos noch in süß verlockendem Glanze strahlten, und wenn er die feine, heiße Hand in der seinen hielt.

Die junge Gräfin lag in heftiger Fieberglut, auch als die Gefahr einer Verblutung vorüberschien. Sie war nie bei Bewußtsein, ihre Phantasien verstand er nicht, sie sprach spanisch, er suchte es auch nicht zu verstehen, aber mehr als für sein ärztliches Studium nöthig, versenkte er sich wieder und wieder in diese märchenhaften Augen. Da war die ganze Glut des Südens und doch wieder das tiefe Sehnen nach einer Welt, die nicht Süd und Nord kennt, — Augen,

wie er sie nur an den wunderbaren Marienbildern Murillos gesehen, — Maria hieß ja auch dies zauberhaft schöne Wesen, das ihm die Mutter zu eigen gab, — wohl nur um sie in's Grab zu legen! Maria! wie matt klang das deutsche Marie, Mariechen dagegen! Er hatte jetzt nicht viel Zeit daran zu denken; er hatte noch nicht daran gedacht, Marien auch nur zu schreiben, bis ihm aus Pulverdingen Kunde zukam, daß man nach ihm gefragt. Man hatte dort natürlich bald die verwunderliche Geschichte erfahren, daß der junge Doktor Rau, der gar nichts zu schaffen gehabt, jetzt Leibarzt bei der spanischen Gräfin sei. Nun schrieb er Marien flüchtig die Geschichte der letzten Tage, — er sagte wahr, daß er nicht Muße und nicht innere Ruhe habe, ihr öfter zu schreiben, — er hatte sie wirklich nicht.

An Hilfsmitteln fehlte es ihm nicht; medizinische Bücher, Arzneien und Erquickungen für die Kranke, — alles wurde aufs schnellste herbeigeschafft — eine so gänzliche Nichtachtung der Geldmittel, wie hier, war ihm bis jetzt als ein unmöglicher Zustand erschienen. Nur eines geschah nicht, — wie oft auch die Andeutungen und Fragen der Dienerschaft, wie oft vielleicht sein eigen Gewissen ihn mahnen mochte, es zu versuchen, — es wurde kein andrer Arzt berufen. Die Gräfin verlangte es nicht. Sei's, daß sie ein abergläubisches Vertrauen in den jungen Arzt setzte, der ihr zur rechten Stunde wie ein Engel erschienen war, sei's, daß sie glaubte, alle andern deutschen Aerzte glichen dem dicken Oberamtsarzt, vor dem sie nun einmal ein Grauen gefaßt hatte, — sie forderte es nicht, und Georg unterließ es auch. Es war wohl kaum der Ehrgeiz eines jungen Doktors, der sein erstes Meisterstück allein machen will, es war mehr ein verzweifeltes Spiel auf Leben und Tod, das er mit dem Schicksal einging und

dessen Motive er sich wohl selbst nicht klar machte. Das ist gewiß, daß er sein eignes Leben, alle Kraft seiner Seele und seines Leibes daran setzte, das Mädchen zu retten, das mehr und mehr dem Tode zu verfallen schien, er gönnte sich keine Ruhe bei Tag, keinen Schlummer bei Nacht, keine Erholung, kaum die nöthigste Speise; er kannte kein Streben und Wünschen mehr, keine Hoffnung und keine Furcht, als um seine Kranke.

Wie lange Zeit er schon in seinem verzauberten Schlosse weilte, ob es draußen Regen war oder Sonnenschein, ob Frühling oder Winter, davon wußte Georg nichts. In der Welt draußen und in der Buschmühle war's aber Herbst, ein gesegneter Herbst, in dem sich fleißige Hände tüchtig regen mußten. Marie, die Marie in der Mühle, hatte von Herbstfreuden nicht viel genossen. Sie wurde zwar öfter von Honoratioren der Stadt zu kleinen Festlichkeiten geladen, — war sie ja doch mit einem Doktor versprochen, hübsch, wohlhabend und — „auf der Bildung" in der Residenz gewesen, und man kehrte auch gern wieder in der Mühle ein. Marie dankte für alles, sie kam sich vor wie eine Blume ohne Stengel, wenn sie ohne Georg, ohne Vater und Mutter sich in diesen Kreisen bewegen sollte. Sie war in der letzten Zeit überhaupt etwas still geworden, gar emsig in allen Hausarbeiten, — an der Aussteuer nähte sie nicht mehr oft.

Sie war heute fleißig und rührig gewesen allenthalben, im Garten, auf dem Flachsfeld, als sie müde, mit einem Körbchen getrocknetem Obst im Arm, Abends nach Haus kam. „Ist ein Brief für Dich da," sagte ihr Bruder Christian, der nun schon in der Mühle tüchtig zu brauchen war.

„Herr, behüte meine Ohren vor trauriger Botschaft!“ hatte die Müllerin heute früh in ihrem Morgengebet gelesen; warum fiel ihr gerade diese Stelle ein, als sie sah, wie Mariens Hand zitterte, als sie den Brief erbrach, wie sie sich den Andern abgewandt an’s Fenster setzte, um ihn zu lesen?

Den Müller, der eben seinen Vespertrunk zu sich nahm, bewegte durchaus keine traurige Ahnung. „So, ist von dem Schlingel, dem Georg?“ sagte er, nicht unzufrieden; „ist Zeit, daß er einmal wieder schreibt! will sehen, ob er seine Gräfin jetzt fertig kurirt und ihr begreiflich gemacht hat, daß ein Weibsbild nicht auf einen Gaul gehört. Ist ein kecker Bursch, daß er gar keinen andern Doktor hingelassen hat! Wundert mich nur, daß es die Alte gethan hat! Na, zahlen wird sie ihn nicht schlecht, und einen guten Namen macht ihm die Kur, Alte, wirst ’raus müssen mit Deinen Tuchballen.“

Während so der Müller behaglich plauderte, hatte Marie ihren Brief gelesen, wieder zusammengelegt und war hinaufgegangen in ihr Stübchen. Die Mutter hatte es wohl bemerkt, war ihr aber nicht gefolgt. Spät erst, als der Vater fragte: „wo ist die Marie? und was steht denn in dem Brief?“ da stieg sie hinauf. Marie lag auf den Knieen vor dem Stuhl, das Gesicht tief in die Hände gedrückt; die Mutter kam sachte hinter sie: „Marie, weißt noch die Antwort der Maria? — Es kann auch ein Engel zu uns kommen, der keine Freudenbotschaft bringt.“

„Siehe ich bin des Herrn Magd,“ sagte Marie ohne aufzusehen mit tonloser Stimme, „mir geschehe . . . .“ ihre Stimme brach im Weinen.

„Sag’s noch nicht,“ bat die Mutter, „sag’s nicht, bis Du’s von Herzen aussprechen kannst! es gibt noch ein ander

Sprüchlein! „Vater, hilf mir aus dieser Stunde; doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre Deinen Namen.“ Und still ging sie zu ihrem Mann und Sohn hinunter und sagte: „laßt die Marie nur droben; sie ist gar müd, den Brief kannst ja morgen selbst lesen, Alter.“

In Georgs Brief stand zuerst die ganze Geschichte seiner Begegnung mit der Gräfin, ihrer Krankheit und der Verheißungen ihrer Mutter.

„So habe ich Dir nun alles erzählt, liebe Marie,“ fuhr er fort, „und Du siehst, wie wenig ich selbst die Umstände herbeigeführt habe, die mich jetzt in eine so eigenthümliche Stellung bringen.

„Maria, die junge Gräfin, ist nun außer Gefahr, über all mein Hoffen und Erwarten, und ich bin tausendfach dankbar dafür; es war ein gewagtes Spiel, daß ich, mit meiner jungen Erfahrung, die Kur allein unternommen habe. Noch ist Maria todtmüde, zeigt aber ein rührendes Vertrauen zu mir, von dem sie freilich in diesen letzten Wochen auch alle Hilfe fast allein empfangen hat.

„Ich habe Dir gesagt, Marie, welch seltsames Versprechen die Gräfin in der ersten Aufregung ihres mütterlichen Jammers gegen mich ausgesprochen. Ich schrieb es ihrer heftigen, leidenschaftlichen Natur zu, der Mutterangst, die mich durch eine ungeheure Verheißung zu ungeheurer Anstrengung treiben wollte. So habe ich ihr auch gesagt, nun die Comtesse der Genesung nahe ist, und habe ihr ihr Wort zurückgegeben. Die Mutter will in ihrer feurigen Dankbarkeit nichts davon hören, sie versichert mich: auch Maria sei schon eingelebt in den Gedanken, daß sie ihrem Lebensretter zu

eigen gehöre und ich würde durch ein plötzliches Losreißen das zarte Kind tödten.

„Und nun, was soll ich thun? Soll ich Maria, die sich mir wirklich in kindlicher Hingebung zuzuneigen scheint, soll ich ihr jetzt, wo ein rauher Hauch, komme er von außen oder von innen, die zarte Blume knicken und tödten könnte, — soll ich ihr sagen: „Du bist getäuscht worden, ich habe Dich nie geliebt, ich gehöre einer Andern?“ oder soll ich sie in der Täuschung lassen, gestatten, daß diese junge, unberührte Seele, — sie ist kaum siebzehn, — daß sie sich mir erschließt in Liebe und Hingebung; wann ist dann der rechte Zeitpunkt, mich gewaltsam loszureißen, wann weiß ich gewiß, daß diese zartbesaitete Natur nicht zerstört wird von solchem Riß? — Fliehen, sogleich und für immer fliehen, wäre vielleicht das einzige, aber ich kann, ich darf sie nicht verlassen, sie bedarf noch beständiger, schonender, sorgfältigster Aufsicht und Pflege; sie wird meiner Begleitung nicht entbehren können, wenn sie jetzt, sobald sie reisefähig ist, nach Italien soll, um unsre rauhe Herbstluft zu vermeiden.

„Marie, liebe Marie, Du mit Deinem klaren, sichern Gefühl, die Du mir immer mit schwesterlicher Liebe nahe warest, sage Du mir, was soll ich thun? Ich weiß, Du verstehst diese Verhältnisse, obgleich Du Dich ja fast immer nur in Deinem kleinen Kreis bewegt hast. Dein Vater kann mich nicht verstehen. Er würde glauben, ich suche nur nach Vorwänden, um wortbrüchig zu werden. Der Himmel weiß, wie schrecklich mir der Gedanke an Treubruch ist. Nur mit Deinem vollen, freien Willen soll ein Band gelöst werden, das Dir leider bis jetzt so gar kein Glück geben konnte, meine liebe, arme Marie.

„Also in Deine Hände sei die Zukunft von uns drei

Menschen gelegt, ich will mich Deinem Spruche fügen und denken, daß es Gottes Wille ist, der aus Deiner kindlich einfachen Seele spricht. Ach, je nachdem Deine Entscheidung ausfällt, wirst Du nicht nur Schiedsrichterin, Du wirst auch meine Vertheidigerin sein müssen bei den Deinen, die diese ungewöhnliche Gestaltung der Verhältnisse nicht recht verstehen können.

„Mißverstehe Du mich nicht, liebe Marie. Ich werde mich Deinem Ausspruch fügen in jedem Fall; ich werde nach Umständen vielleicht Zeit brauchen, mich aus so ganz andern Verhältnissen wieder in all die Erbärmlichkeiten zu finden, durch die ich mich nach Deines Vaters Meinung durchschlagen soll, — es wird ja auch zum Ziele kommen und ich würde bei Dir ein schwesterlich treues Herz finden, wenn auch unser Bund beschlossen worden ist, ehe wir selbst Wissen und Willen dazu geben konnten.

„Also, liebe Marie, sprich ganz offen aus, was Du für recht und gut hältst, und so soll es geschehen. Glaube, daß ich in all und jedem Fall sein und bleiben werde

Dein

treuergebener

Georg.

„Ich wollte, Du könntest Maria sehen in ihrer zarten, wunderbaren Schönheit, in all' der Hilfsbedürftigkeit ihres Wesens; gewiß, Du hast nie etwas Aehnliches erblickt. Gott gebe, daß die zarte Blume nicht im Genesen noch welke! ich fürchte auch das aufgeregte Wesen ihrer Umgebung, vor allem der Mutter."

Mariens Antwort.

„Es thut mir leid um Dich, mein lieber Georg, daß Du Dich so viel mit Fragen und mit Zweifeln geplagt hast in dieser letzten Zeit. Wenn Du Dein eigen Herz und wenn Du mich recht gekannt hättest, so hättest Du Dir viel Mühe ersparen können. Vielleicht hättest Du auch allem Zwiespalt begegnen können gleich zu Anfang mit einem einfachen Wort gegen die alte Gräfin. So, wie alles gegangen, ist es jetzt natürlich, daß Du das schöne Fräulein lieb gewonnen hast, die der Herr durch Deine Hilfe so wunderbar gerettet hat. Und daß sie auch Dich lieb hat, das ist ja noch viel natürlicher, wo Du so viel an ihr gethan hast. Daß auch ihre Mutter so gern eingewilligt hat, das achte ich für wunderbar, sonst sollen solche Leute ja sehr stolz sein und auf den Stand sehen.

„Das weißt Du wohl, daß mich alles von Herzen freut, was Dich glücklich macht. Es ist mir immer leid gewesen, daß Du Dir's hast so sauer werden lassen müssen, und hat mich oft bekümmert, ob es nicht besser für Dich wäre, wenn Du ganz frei Deines Weges gingest. So geh denn nun in Gottes Namen, lieber Georg, und Gott segne und behüte Dich und Deine schöne Braut!

„Um mich darfst Du keine Sorge haben, und wegen der Eltern auch nicht. Du weißt ja, daß die Mutter nie dafür gewesen ist, etwas so weit voraus zu bestimmen, und der Vater meint's nicht so bös, wenn er auch jetzt zornig ist, er wird schon wieder zufrieden, wenn ich zufrieden bin.

„Noch einmal wünsche ich Dir recht von Herzen Gottes Segen und daß er Deine Braut wieder recht gesund und Euch glücklich machen möge.

„Lebe wohl, lieber Georg, ich danke Dir für alles Liebe und Gute, und wenn wir uns in diesem Leben nicht mehr begegnen sollten, so helfe Gott, daß wir uns im Himmel fröhlich wiedersehen. Dann wirst Du gewiß wissen, daß ich Dir gar nie etwas nachgetragen habe.

Deine

getreue Marie.“

Der Müller freilich hatte den Bruch nicht so sanftmüthig und ergeben hingenommen, wie Marie; er hatte geflucht wie in seinem ganzen Ehestand noch nie, über den wortbrüchigen Schuft, an dem man so viel gethan; Mariens Thränen, die Bitten seiner Frau und die einfache Erwägung, daß man im Grunde doch nichts machen könne, hatten ihn aber am Ende bewogen, still zu bleiben.

Während Stadt und Gegend widerhallte von der wunderbaren Mähr von dem armen Doktor, der eine Prinzessin, — eine Gräfin war der Fama noch zu gering, — vom Tode errettet habe, und sie sammt ihren sieben Millionen heirathen werde, während der dicke Doktor vor Aerger einen gelinden Schlaganfall bekam und die Hotelbesitzerin in H. sich besann, ob sie nicht außer dem wilden Schwein, das sie um theures Geld verschrieben hatte, auch noch illuminiren sollte an dem festlichen Abend, wo ihrer leiblichen Schwester ihr leiblicher Sohn mit einer leibhaftigen Gräfin durchreisen werde, während Herr Kolb, der glückliche Stiefpapa, daran dachte, sein Weißwaarenlager noch durch ein Korsettgeschäft zu erweitern auf die glöriose Verwandtschaft hin, und Frau Kolb abwechselnd in Freudenthränen schwamm ob ihres Sohnes Glück, und in Thränen des Mitleids um die arme Marie, der man freilich nicht habe helfen können, — während all dieser Bewegung war es in der Mühle recht still hergegangen. Marie

und ihre Mutter hatten so viel über den Müller vermocht, daß er nach außen schwieg über die ganze Sache, wie gewaltig er auch in den ersten Tagen daheim getobt hatte. Er hatte gar nicht Lust, viel unter Andre zu gehen, nachdem er einmal ausgesprochen, sein Mädchen habe selbst nichts mehr von dem Burschen gewollt und ihm gesagt, er könne gehen wohin er wolle, — und seitdem er das höhnische Lächeln der Leute darauf gesehen. Es gab Solche, denen es schon wie eine Ehre für die Müllerstochter vorkam, daß sie nur mit einer so hohen Dame hatte in Vergleich kommen können, — der Müller selbst sah es freilich anders an.

Marie erhielt Erlaubniß, ihre alte Pathin in K. zu besuchen, die war schwach und hinfällig, fast ganz erblindet, und ein Besuch des stillen Mädchens war gar wohlthätig für sie.

Georg war so eilig als möglich mit seiner jungen Braut, die noch immer mit unendlicher Sorgfalt gehütet und gepflegt werden mußte, mit ihrer Mutter und all dem Gefolge nach Italien gezogen. Wunderbar leicht hatte er sich an all den fürstlichen Luxus seiner Umgebung, an die ehrfurchtsvolle Bedienung der Domestiken gewöhnt, — hie und da war ihm freilich noch, als sei er gleich der Aschenbrödel in diese glänzende Welt nur hineingezaubert und der prachtvolle Reisewagen werde sich unversehens in eine Nußschale mit Ameisen verwandeln, aber der Traum war äußerst behaglich und er hielt für das Beste, sich ihm ganz und gar hinzugeben.

Die Schwiegermama, die zu Zeiten noch immer Anfälle von leidenschaftlicher, fast wahnsinniger Angst um ihrer Tochter Leben hatte, und von Georg allein zu beschwichtigen war, hatte eine für seinen Maßstab ungeheure Summe in seine Hand gelegt, damit er sich rasch aller alten Verbindlichkeiten entledigen könne. „Auf der Reise wird der Kourier die

Hauptausgaben bestreiten," sagte sie zu ihm, „versteht sich von selbst, daß Sie unbeschränkt über meine Kasse verfügen; wenn der Zeitpunkt kommt, wo mit meiner Tochter alles Ihnen eigen wird, das wissen wir ja noch nicht, vielleicht werden Sie mir auch dann die Verwaltung des Vermögens noch überlassen, da das meiste in Spanien steht, bis Sie unsre Sprache, unsre Papiere und das alles verstehen." Er sagte natürlich alles zu, es war ihm peinlich, über diesen Punkt zu reden, wenn's auch nicht eben unangenehm war, wie ein Märchenprinz eine seidene Börse, mit wirklichem, wahrhaftem Gold gefüllt, in der Tasche zu tragen.

Der kostbarste Besitz, den er mit seiner Kur gewonnen, Maria selbst, war ihm noch am wenigsten eigen. Auch fürchtete er sich sehr vor allem, was das zarte Leben, das kaum dem Tode abgerungen war, hätte aufregen und dadurch gefährden können. Maria übte, wie von Anfang, einen tiefen Zauber auf ihn, und doch scheute er sich, ein Wort der Liebe auszusprechen, sie erschien mehr wie ein wundervolles Kunstgebilde, an dem er die Augen weiden mochte, denn wie ein lebendes, liebendes Wesen, das ihm als Weib und Hausfrau zu eigen werden sollte; er begnügte sich, sie mit immer innigerer, zarterer Sorgfalt zu umgeben und sie nahm es dankbar hin mit der weichen, rührenden Sanftmuth Genesender. Sie fing an deutsch bei ihm zu lernen, gar zu lieblich klangen die heimischen Laute mit dem fremden Accent von diesen weichen Lippen, immer tiefer und klarer wurde das Licht dieser wunderbaren Augen, — immer mehr und mehr verbleichte ihm die schmucklose Gestalt des Mädchens aus der Mühle.

Sie hatten ein reizendes Landhaus am Comersee gemiethet. Maria ruhte auf weichen Polstern auf dem Balkon

und Georg saß neben ihr; in all dem Zauberglanze des durchsichtig klaren italischen Himmels lag die Landschaft vor ihnen, ein leichtes Lüftchen vom See her kühlte die Glut des sonnigen Tages, — schön wie nie erschien Maria, wie sie so dalag, das Haupt zurückgelehnt; die glänzend schwarzen Haare, die der grausamen Scheere hatten fallen müssen, umgaben in kurzen Locken das schöne Angesicht und hoben wunderbar die südliche Blässe der Züge. Mit der glückseligen Müdigkeit einer Genesenden sog sie die köstliche Luft ein, die vom See herüber wehte, lächelnd, dankvoll blickte sie auf zu Georg, der neben ihr stand, und verzückt in ihre leuchtenden Augen schaute. „Hast Du mich lieb, Maria?“ fragte er zum erstenmal. Eine leichte Wolke zog über das schöne Gesicht, sie legte die Hand über die Augen. Dann aber blickte sie noch etwas matt auf und sah ihn mit lieblichem Lächeln an. „Das Leben ist so schön,“ sagte sie leise, „Du hast mir's wieder gegeben; ja, ich will Dein sein.“ Und zum erstenmal schlang er den Arm um sie und ließ das schöne Haupt an seinem Herzen ruhen; das volle, fast berauschende Gefühl seines traumhaften Glückes kam über ihn, — und doch, warum kam ihm im Augenblick des höchsten Jubels die oft gehörte, langvergeßne Weise des deutschen Volksliedes in den Sinn:

Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Er hatte ja nie förmlich Treue gelobt, so hatte er auch keine brechen können, beredete er sich, und inniger und wärmer umschlang er sein wunderbares Lieb; — aber es war doch wie Traum, nicht wie Leben.

An diesem selben Abend trugen sie in der stillen Gemeinde zu Kornthal eine müde Pilgerin zu Grabe. Es war Mariens

alte Pathe, der nun wohl das Licht wieder aufgegangen war, das ihren Augen lange schon erloschen gewesen. Es ist in dieser stillen Gemeinde nicht Sitte, Trauerkleider an Begräbnissen zu tragen und lauten Jammer hat man dort nie gehört. Sie hatten dort lange schon gelernt, den Tod als einen Heimgang anzusehen und sangen ruhig und gefaßt:

Eins geht hier, das Andre dort
In die ew'ge Heimath fort. . . .

Um so auffallender war es, daß die junge Verwandte, die ja nicht einmal lang um die Verstorbene gewesen, in so gar schmerzlichen Thränen an dem Grabe stand. Ach, die gute alte Pathe hatte nicht zuviel Theil an Mariens Thränen! Es war all ihr lang zurückgehaltnes Herzeleid, ihr Scheiden von Jugend und Liebe und Hoffnung, von Freude und Lebensglück, das aufwachte neben der Entschlafenen, die sie so treu gepflegt, es war der tiefe, sehnsüchtige Wunsch: „o, dürft' ich neben sie mein Haupt niederlegen und einschlafen und nimmer, gar, gar nicht mehr aufwachen!" Versunken in diese Gedanken, in all dies zum erstenmal freigegebne Leid, vernahm sie kaum die erbaulichen Worte der Leichenrede, die sich über Leben, Leiden und Hoffen der Heimgegangenen aussprach. Ein einziger Spruch von allem, was sie hörte, fiel in ihr Herz und in ihr Ohr: „Unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig." Ach, ihre Trübsal erschien ihr augenblicklich nicht zeitlich und nicht leicht, und doch mußte sie an den Spruch denken und ihre Thränen flossen nicht mehr so heftig und gaben der frommen Gemeinde keinen Anstoß mehr.

Kaum vom Sarge zurückgekehrt, erwartete sie die traurige Botschaft: „Jungfrau Marie, es ist ein Knecht aus Ihrer Heimath da, mit einem Wägelein, Ihr Vater hat Unglück gehabt und ist von einem wilden Farren gestoßen worden; er liegt auf den Tod.“ „Ein Unglück kommt nie allein,“ dachte Marie in trüber Resignation, als sie heimwärts fuhr in die dunkle sternlose Nacht hinein, keine Leuchte als den Spruch in ihrem Herzen, den sie gar nicht vergessen konnte.

Wenn man die schöne Erde ansieht in all ihrer Herrlichkeit, wenn man hört und liest von all dem Prächtigen, Großartigen und Anmuthigen, das sie in den verschiedensten Gauen bietet, von Italiens lachenden Fluren, von den Schneebergen und smaragdgrünen Thälern der Schweiz, von Schottlands tiefblauen Seen und den wechselnden Ufern des Rheins, von dem Glanz, dem Leben, dem mannigfaltigen Verkehr unsrer Städte, und wenn man vielleicht daneben in irgend einen bescheidnen Erdwinkel, in eine Mansarde oder eine sonnenlose Stadtwohnung gebannt ist, — dann dünkt es uns wohl ein herrliches Loos, wenn uns nun auf einmal die Freiheit gegeben wäre, unsern Wohnsitz zu wählen, da, wo es uns eben am allerbesten gefiele, mit vollster, unbeschränkter Macht über den Dämon der Erde, das Geld, der ein so bequemer Diener und ein so tyrannischer Herrscher sein kann. Und doch kann diese unbedingte Freiheit auch recht peinlich werden, denn „leider oder zum Glück“, es ist in der That oft recht schwer zu bestimmen, wo es am allerschönsten und am allerbesten zu leben ist.

Davon wußte auch Georg und die Frau Gräfin von Rovera zu sagen, die vor der Vermählung doch einen festen

Wohnsitz wählen wollten. Maria selbst gab keine Stimme dabei. Obgleich sie täglich mehr erstarkte, obgleich ein zartes Roth unter den bleichen Wangen durchschimmerte und ihre Augen tiefer leuchteten, so schien sie doch noch gar matt und lächelte beistimmend zu allem, was die beiden beschlossen.

Nach Spanien wollte die Gräfin entschieden nicht; auf das ererbte Schloß bei Pulverdingen zu ziehen, das mit so großen Kosten hergestellt worden war, dazu hatte Georg nicht Lust, er stimmte für dessen Verkauf; auch die Gräfin scheute den Ort, wo sie so schwere Angst erlebt. Italien bot zu wenig Comfort für den Winter, nach einer größern Stadt hatte Maria kein Verlangen, — es wurde endlich ein reizendes Landhaus am Genfer See gewählt, und während die Gräfin und Maria in einem Hotel der Stadt verweilten, besorgte Georg die Vollendung der innern Einrichtung.

Er freute sich selbst ungemein seines praktischen Talents zum vornehmen Herrn; er, der in der etwas geschmacklosen und sehr lückenhaften Eleganz des Tannenhofs aufgewachsen war, dem der rothe Teppich und der ovale Spiegel bei Müllers lange Zeit als der schönste Zimmerputz erschienen war, der als Student daheim und auf Reisen sich mit dem Bescheidensten hatte begnügen müssen, — er besorgte und arrangirte jetzt Teppiche, Fauteils, Divane und alle Erfordernisse des raffinirten und bequemen Luxus, als ob er sein lebenlang unter diesen Dingen sich bewegt. Selbst der gewiegte Kammerdiener der Gräfin, der ihm freilich bei den Anschaffungen unentbehrlich war, bewunderte den Geschmack und die Sicherheit seines neuen Herrn. Es schien Georg jetzt erst, als ob sein Glück, das seither in den Lüften geschwebt, Fundament und Boden gewinne, jetzt erst, auf diesem blauseidnen

Divan, in dieser heimlichen Rosenlaube, in diesem lauschigen Kabinet, konnte er sich Maria recht als Frau an seiner Seite denken; der prachtvollste Flügel, die kostbarste Laute wurden angeschafft, damit wollte er Maria überraschen und hoffte, dann wieder die wunderbaren Töne ihres Gesangs zu hören, den er nur ein einziges Mal belauscht. Nie seitdem hatte er sie bewegen können, wieder zu singen; sie war noch zu müde.

Es war ihm wohl bei dem geschäftigen Leben, das er führte, in der Stadt und außerhalb der Stadt, bis die Einrichtung vollendet war, bei den kleinen Ueberraschungen, die er für Maria bereiten konnte, wenn auch von ihren eignen Mitteln. Ihr gegenüber war es ihm nicht drückend, daß er nur der Nehmende sein sollte; für niemand war das Geld so gänzlich werthlos als für Maria. Entbehrt freilich hatte sie es nie.

Was er beginnen wollte, wenn diese Geschäfte vollendet waren, wenn er die schöne Blume aus der Fremde ganz sein eigen nennen durfte, — das wußte er noch nicht. Als Arzt prakticiren, das ging nun einmal nicht für den Gemahl der Gräfin von Rovera. Ein Landgut bewirthschaften, dazu hatte er in seinem Leben nie Lust und Talent gehabt, es fehlten ihm auch alle Kenntnisse dazu. Nun, er wollte ja sehen: zunächst richtete er sich das prächtigste Bibliothekzimmer mit dem schönsten und bequemsten Schreibtisch ein, wo die Büsten berühmter Dichter und Schriftsteller in Nischen zwischen den schönen Bücherschränken standen, wo dunkelseidne Vorhänge das Licht dämpften und eine prachtvolle Hänglampe das ganze Gemach angenehm erhellte, eh noch die kunstvolle Lampe auf dem Schreibtisch angezündet wurde. Da wollte er alte Lieblingsstudien wieder aufnehmen, zu denen ihm das Brodstudium und seine beschränkte Lage nicht Zeit gelassen, —

es mußte sich alles finden. Wie oft hatte er sich gesehnt nach Freiheit in all der drückenden Beschränkung seiner letzten Jahre, nun hatte er goldne, unbeschränkte Freiheit mit seiner Zeit, mit seinen Mitteln zu schalten, und darüber noch das süße Feenkind, das alle Wundergaben in seinen Schooß schüttete und sein eigen war in demüthiger Liebe. Die Schwiegermama erschien ihm zu Zeiten in minder idealem Lichte, — ihr Wesen kam ihm oft nicht ganz lauter vor, ihre maßlose Heftigkeit konnte Grauen einflößen, — aber er hoffte, es würde wenig Veranlassung mehr kommen, diese hervorzurufen, und dann — sie, die stolze, reiche Gräfin gönnte ihm mit Freuden ihr Kind und allen Glanz und alles Glück, das sich daran knüpfte, während der Müller mit ihm gerechtet hatte um einen zuviel ausgegebenen Groschen!

Sie hatten ihre neue Villa bezogen und die Schwiegermama hatte Georg reiches Lob gespendet über den Geschmack und Comfort der Einrichtung. Georgs Papiere waren von Haus gekommen, und der Hochzeitstag war festgesetzt, die Gräfin und der Kammerdiener hatten alles Geschäftliche besorgt. Er saß in seiner reichen, schön eingerichteten Bibliothek, er wußte noch nicht, wo er mit seinen Privatstudien beginnen sollte, und ruhte indeß in behaglichem Nichtsthun, selbst seine Gedanken ließ er lieber in unbestimmten reizenden Zukunftsplanen schweifen, als daß er sie sich sammeln ließ in ruhigem Ueberblick, da meldete ihm der Kammerdiener den hochwürdigen Herrn Briony, den katholischen Vikar aus Genf. Der Geistliche, ein feiner Mann von ruhigem, angenehmem Benehmen, stellte sich ihm als den Vikar vor, bei dem die Frau Gräfin die Trauung bestellt habe. „Es sind bereits alle Förmlichkeiten besorgt," sagte er, „die Frau Gräfin weiß, daß Sie protestantischer Religion sind und legt Ihnen hierin

keinen Zwang auf, Sie haben bloß noch als letztes Erforderniß diesen Revers zu unterzeichnen, in dem Sie sich verpflichten, die Kinder aus Ihrer Ehe katholisch erziehen zu lassen."

Daran hatte Georg bis jetzt nie gedacht, und unwillkürlich fuhr er von seinem Stuhle auf und zurück. „Ich glaubte hier von solchem Zwange frei zu sein . . .", sagte er betroffen.

„Von Zwang ist keine Rede," sagte der Geistliche mit seinem ruhigen, höflichen Lächeln. „Sollte diese Erklärung ein kleines Opfer für Sie sein, so war es vielleicht nicht vermessen von der Frau Gräfin, anzunehmen, daß Sie auch ein Opfer nicht zu theuer finden würden, um den Preis, den sie Ihnen unbedingt zu eigen gegeben."

„Es handelt sich hier nicht um ein persönliches Opfer," begann Georg.

„Gewissermaßen nicht," fiel der Geistliche ein; „es ist die Rede von Ihren künftigen Kindern; sollte es aber für diese ein Opfer sein, in dem Glauben ihrer Mutter erzogen zu werden, in der sie frühe schon werden das Urbild aller Lieblichkeit und Vortrefflichkeit verehren lernen?" Georg fand nicht gleich eine Antwort. „Ich konnte mir kaum denken," fuhr sehr ruhig der Vikar wieder fort, „daß Sie, verehrter Herr, es überhaupt für ein Opfer oder Unrecht ansehen können. Sind Sie, wie ich glaubte annehmen zu dürfen, ein Mann von philosophischer Bildung, dem die Confession überhaupt als die temporäre Form gilt, in die gewisse unvergängliche Wahrheiten sich gekleidet haben, — nun dann kann die Form, in der diese Ihren dereinstigen Kindern gegeben werden, von wenig Bedeutung für Sie sein. Sollten Sie aber," hier schwebte ein feines Lächeln um die Lippen des Priesters,

„sollten Sie sein, was man einen gläubigen Protestanten nennt, nun, so ist für Sie die Seligkeit nicht durch die Confession bedingt, sondern durch den Glauben, dessen Grundzüge Sie auch in unsrem Bekenntniß finden. Wenn unsre Kirche gewiß zu sein glaubt, daß nur in ihr das Heil gefunden werden kann, so kann das für Sie, dessen Confession toleranter ist, doch kein Grund sein, Ihre möglichen Kinder von dieser Kirche auszuschließen und deshalb eine ganze schöne, reiche Zukunft hinzuwerfen. Uebrigens bin ich sehr gern bereit, mit Ihnen in jede Erörterung über die Confession, — denn um den Glauben handelt sich es hier nicht, das sehen Sie als Mann von Geist selbst ein, — in jede Besprechung einzugehen; es ist gar keine Rede von Zwang oder Ueberlistung."

Mit wahrer Beschämung fühlte Georg, daß er seit dem, was er im Confirmationsunterricht gehört und ohne tiefes Nachdenken angenommen, gar nichts gethan hatte, um für sich selbst festen Grund des Glaubens zu suchen, in dem er erzogen war. Die Bibel studiren, — nun, das hatte er für eine Sache der Theologen gehalten! Es war etwas in seiner Seele, das entschieden der durchaus materialistischen Richtung widerstrebte, die gerade damals in der Medicin anfing Platz zu greifen, es war ihm lieb gewesen, daß Marie frommen Herzens und von einer frommen Mutter erzogen war; er hatte auch im Sinn gehabt, als Hausvater einmal ordentlich mit seiner Familie zum Abendmahl und zu Zeiten zur Kirche zu gehen, aber zu ernstem Nachdenken über seinen Glauben war er nie gekommen.

Das einzige was ihn noch zurückhielt, dem Priester zu willfahren, war der Gedanke: was Deine Väter erkämpft mit Gut und Blut, an was sie ihr Leben gesetzt, das ver-

schleuderst Du Deinen Kindern mit Einem Federzug? Und als er nun doch die Feder nahm, um den Revers zu unterschreiben, da mußte er, er wußte nicht wie, an die Worte denken, die er als Knabe schon in einem Drama gelesen:

„Mit diesem Zug verpfänd' ich meine Ehre,
Mit diesem Zug verkauf' ich mein Gewissen."

Das war aber Unsinn, von unten hörte er zum erstenmal wieder seit lange die Zaubertöne von Maria's Gesang. — Sollte er zögern bei dem ersten Opfer, das er zu bringen hatte, um dieses herrlichen Wesens willen? — das erste Opfer? fragte sein Gewissen — er hatte unterschrieben.

Während sich so alle Wege für Georg ebneten zum freudigen Ja, hatte Marie, nicht Maria, nur Marie, das schlichte Müllerkind, in der Heimat draußen ein Nein gesprochen, das ihrem weichen Herzen wohl mehr gekostet, als Georg seine Unterschrift. Ihr Vater war todt, sie wohnte mit der Mutter noch in der Mühle bei Christian, ein junger Pfarrer, der Neffe ihres lieben alten Schulmeisters, der frühe zum Wittwer geworden, hatte um sie geworben, — ein redliches Herz, das ihr und der Mutter eine freundliche Heimat bot. Marie hatte ihm gedankt, so herzlich und demüthig, daß er sie im Versagen erst recht lieb gewann, „nimm mir's nicht übel, Mutter," hatte sie diese gebeten, die in der Werbung des Pfarrers ein ungeahntes Glück sah, „siehst Du, es wäre eine Sünde, Ja zu sagen mit einem andern Andenken im Herzen."

„Und solltest Du das Andenken, das Dir nur zu Leid und Aergerniß geworden, nicht ausreißen und von Dir werfen?" fragte die Mutter.

„Liebe Mutter, Gott weiß, an den Gatten einer Andern

denke ich nicht mit einem Gefühl, das Sünde wäre, aber es ist mir immer, als komme eine Zeit, vielleicht nach langen, langen Jahren, wo ich Georg wiedersehen werde und wo er meiner bedürftig ist, wie, kann ich nicht sagen, krank und elend vielleicht, Du weißt ja, ich habe schon mehr solch eine Ahnung gehabt, die mich nicht getäuscht hat: damals, als ich mich mit Georg verlobt habe, hab' ich's im innersten Herzen schon gespürt, daß er mir nicht eigen bleibe. Siehst Du, Mutter, dann möchte ich freie Hand haben, daß ich ihn pflegen dürfte und ihm Gutes thun, und einstweilen wird mir ja der liebe Gott auch ein Tagewerk geben, daß ich nicht unnütz bin."

Die Mutter ließ sie gewähren, obgleich sie wohl fühlte. daß sie selbst nicht lange mehr bei dem Kinde sein werde.

Die Villa am Genfersee war festlich geschmückt und nahm sich aus wie ein Feenpalast; morgen sollte die Trauung des jungen Paares sein. Alle Schwierigkeiten waren weggeräumt; was Georg in Geld- und Geschäftsangelegenheiten noch zu unterzeichnen hatte, das hatte er leichter und lieber gethan, als jenen Revers, den er sich aus dem Sinn zu schlagen suchte. Seiner Mutter hatte die Gräfin einen prächtigen Schmuck zum Gruße gesandt und sie zu einem spätern Besuch eingeladen, da jetzt, im Spätherbst, die Reise nach der Schweiz doch nicht angenehm sein würde.

Auch das junge Paar wollte keine Reise machen, — Maria war noch immer müde, obgleich nun mehr als ein Jahr vergangen war seit ihrem Unfall. Die Mama wollte gleich nach der Hochzeit für längere Zeit nach Spanien reisen,

um ihre Angelegenheiten dort zu ordnen und darüber war Georg nicht eben bekümmert.

„Wirst Du kein Heimweh haben nach Deinem sonnigen Vaterlande, wenn die Mutter dorthin geht?“ fragte er zärtlich Maria.

„O nein, es ist hier auch schön,“ sagte sie mit sanftem Lächeln.

Und es sollte recht schön werden, hoffte er, wenn er erst seine schöne Blume allein, ganz allein hegen und pflegen durfte! Die Mutter mit ihrem leidenschaftlichen Wesen, vor dem das zarte Kind selbst Furcht zu haben schien, die war gewiß allein das Hinderniß, daß sie noch nicht so recht frisch und freudig wieder aufgeblüht war.

Es war der Vorabend der Hochzeit. Die Gräfin war in die Stadt gefahren, um noch manches für ihre Abreise zu besorgen. Georg hatte heimlich einen Pavillon an einer entlegenen Stelle des Gartens zu einem reizenden Blumentempel umgeschaffen, das obere Zimmerchen darin aber mit den schönsten Ansichten aus Spanien geschmückt; damit wollte er nach der Mutter Abreise Maria überraschen.

Nun ging er nach ihrem Zimmer, um sie zu einer kleinen Fahrt auf dem See abzuholen, — da lagen in fürstlichem Glanz die Brautgewänder für morgen ausgebreitet, die schwere, schimmernd weiße Atlaßrobe, der duftige Schleier mit der Krone von Myrthen- und Orangenblüthen, der Schmuck von Perlen und Brillanten, alles wie von Feen und Elfen zusammen getragen.

„Die gnädige Comtesse sagten, daß sie eine Strecke weit mit der gnädigen Frau Gräfin fahren wollten,“ sagte ihm die neuangenommene Kammerfrau, „sie wollen nachher zu Fuß nach Hause gehen.“ Das war ein seltener Entschluß von

Maria, die seit jenem Sturz all ihre jugendliche Keckheit verlassen zu haben schien. Er beschloß, sie aufzusuchen; sie konnte von der Landstraße aus nur Einen Weg gegangen sein, einen reizenden Fußpfad durch Gebüsch, den er sie früher schon geführt. Rasch ging er hinaus, um ihr dort zu begegnen.

Und er verfehlte sie nicht. Auf einer Bank unter Bäumen, auf einer leichten Anhöhe, die, lieblich abgegrenzt, einen Blick auf den blauen See und den Montblanc gewährte, wo er in den letzten Wochen einmal mit ihr gesessen, da ruhte sie wieder, Maria, seine anverlobte Braut, innig angeschmiegt an einen fremden Mann, einen schönen jungen Mann mit schwarzem Bart und dunklem Angesicht, und sie blickte zu dem Fremden auf mit so strahlenden Blicken, wie Georg sie nie von ihr gesehen; ihr Auge hatte seinen Glanz, ihre Wange ihre Blüthe wieder, ihre Stimme so süßen, innigen Klang, — der dort war ein besserer Arzt, als der deutsche Mediciner.

Dunkelglühend vor Wuth und doch sprachlos, wie an allen Gliedern gelähmt, stand Georg hinter dem Gebüsch, durch das er heraufgekommen, und starrte auf das schöne Paar, das seine Nähe nicht ahnte. Sollte er hervorstürzen und den fremden Schuft zur Rechenschaft ziehen? — er war freilich nur mit seinem Spazierstöckchen bewaffnet; neben dem Spanier dort, — denn dafür hielt er ihn, lag, wenn ihn nicht alles täuschte, eine Pistole, eine seltsame Waffe zum Rendezvous mit einer Dame. Nun, die fürchtete er nicht; er fühlte in diesem Augenblick der Wuth Kraft genug in sich, den Burschen sammt seiner Pistole zu packen, zu erwürgen, in den See zu schleudern, — aber es war doch etwas in ihm, das ihn zurückhielt. Es war nicht Feigheit; es war der

Blick auf Marias strahlendes Angesicht, der ihn mit Wuth und mit unsäglicher Trauer erfüllte und doch seinen Arm zurückhielt. Hatte er ihr Leben gerettet, um sie elend zu machen?

Er wandte sich und ging zurück mit Gefühlen unsäglicher Bitterkeit. So war sie, die er geliebt, verehrt wie ein höheres Wesen, so war sie eine Spanierin, wie man sie sonst geschildert, die den Geliebten einläßt, wenn der Ehemann den Rücken wendet, und die Madonna verhüllt, damit sie nicht zusieht? ein Weib aus dem Lande, wo die vermählte Frau noch eine Schutzwache braucht für ihre Tugend! Aber warum hatte sie ihn betrogen, ihn, den armen deutschen Doktor, der ihr ja nichts bieten konnte, als sein dummes, redliches Herz? — sein redliches Herz? Es war nur eine leise Stimme in seinem Innern, die so fragte, die ihn mahnte an eine Liebe, die auch er von sich geworfen, — die er betrogen, wollte er sich nicht gern sagen; der bittre, heiße Groll über die, die ihn so schmählich getäuscht, ließ keine andere Stimme laut werden. Fort wollte er, fort, diese Nacht noch, hinaus in die weite Welt, in den Tod vielleicht! Was kümmerte ihn das Leben? Oder wollte er den Morgen kommen lassen und die Stunde der Trauung und sie dann erst niederschmettern mit der Anklage ihres Verraths? Schonung war er ihr nicht schuldig, sie hatte ihn auch nicht geschont.

Er war zu müde an Seele und Leib, um überhaupt etwas bedenken oder unternehmen zu können; er warf sich angekleidet auf's Bett und lag schlummerlos oder in schweren, unheimlichen Halbträumen, die schlimmer sind als Schlaflosigkeit.

Der Morgen dämmerte; matt und schwer erhob er sich aus seiner dumpfen, unerquicklichen Ruhe, immer noch zu

müde, zu betäubt, um einen Entschluß zu fassen. Die Trauung sollte früh stattfinden, auf acht Uhr war der Wagen bestellt, der sie nach Genf in die katholische Kapelle führen sollte. Georg hatte den Kammerdiener fortgeschickt und saß, gebrochen an Seele und Leib, in seinem Fauteuil, das prachtvolle Dejeuner in Silber unberührt vor sich. O, daß alles ein Traum gewesen wäre! Daß er auf seinem Rohrstuhl säße in seinem bescheidenen Doktorlogis zu Pulverdingen, und Frau Hartung träte ein mit der eingeschenkten Kaffeetasse und dem Brödchen! Er hätte freilich nicht mehr hinausziehen mögen, um Praxis zu werben, aber er war ja so jung gewesen, — jetzt freilich kam er sich alt vor, — gealtert in einer Nacht! — Das Warten wäre am Ende nicht so schwer gewesen im Gedanken an das sanfte Angesicht, dem ein helles Freudenlicht aufging, so oft er kam .... Das war nun alles vorüber.

Es klopfte leise an seiner Thür, — Maria trat ein im weißen Atlasgewand, noch ohne Schmuck und Schleier, etwas bleich, aber unaussprechlich lieblich; nie war ihm ihre Schönheit wunderbarer, zauberhafter erschienen. Sie setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber und sagte mit der leisen und doch klaren Stimme, in den deutschen Lauten, die sie von ihm erlernt, die ihn so entzückt hatten, als sie sie zum ersten Male versucht: „Willst Du mich ganz ruhig anhören, Georg? Ich muß Dir viel sagen, aber ich will nicht lange Worte machen.“ Er nickte nur mit finsterem Blick, froh, daß er nicht reden durfte. „Es sind drei Jahre, daß mein Vater todt ist,“ hub sie wieder an. „Er hat mich sehr lieb gehabt; warum er aber mit meiner Mutter nicht in Liebe leben konnte, weiß ich nicht; ich dachte oft, sein Freund, der Graf Fuentos, auf den er alles hielt, habe sein Herz von der Mutter abgewandt und ich glaube nicht, daß der Graf

ein guter Mann ist. Felix aber, sein Sohn, ist gut und edel und wir haben uns immer lieb gehabt," — eine helle Röthe flog über das schöne blasse Gesicht; Georg sah nicht auf. „Als mein Vater starb, hat er der Mutter einen Jahrgehalt bestimmt, der nicht groß ist. Unser ganzes Vermögen aber, und das ist sehr viel, sollte vom Grafen Fuentos verwaltet und meinem Gatten übergeben werden, wenn ich heirathe. Ich habe das früher nicht gewußt, den Felix aber habe ich lieb gehabt, schon als Kind, und wir haben uns verlobt im Hause seines Vaters. Meine Mutter war darüber sehr unglücklich und weinte, und sagte, sie werde durch diese Heirath arm und elend; Graf Fuentos sei ein böser Mann, sei ihr Feind, seine Güter seien alle verschuldet; wenn ich Felix' Frau werde, so werde er das Meine nehmen und sie werde verlassen von ihrem einzigen Kinde. Ich wußte wohl, daß Felix gut war und sie nichts entbehren lassen würde, aber er war sehr jung und sein Vater heftig und gewaltthätig, so hätte er nicht viel eigne Macht gehabt. So reiste die Mutter mit mir durch allerlei Länder, um mich von Felix zu entfernen, zuletzt nach Deutschland, wo uns das Gut zugefallen war, und sagte mir immer, Felix habe mich nie lieb gehabt, er habe nur meine Hand begehrt, weil sein Vater all mein vieles Geld brauche. Ich habe es nicht geglaubt, aber ich hörte gar nichts von Felix mehr, ich dachte am Ende, es sei alles vorüber, und die Mutter that mir alles, alles zu lieb, was nur mein Herz begehrte.

„Da bin ich vom Pferd gestürzt, das weißt Du ja, und war so sehr krank, und habe lange nichts von mir gewußt; so oft ich aber aufblickte, habe ich Dich gesehen und Du hast mir jeden frischen Trank gegeben und die kühlen Tücher alle, die mir so wohl gethan haben an meiner

heißen Stirn, und ich habe Dich sehr lieb gewonnen, aber nicht so wie Felix.

„Da sagte mir die Mutter, wie ich wieder etwas verstehen konnte, Du habest mich über alles lieb, und habest mich in dem schlimmen Fieber gepflegt mit Gefahr Deines eigenen Lebens; sie habe Dir versprochen, daß ich Dein werde, wenn Du mein Leben rettest; Felix wisse und wolle nichts mehr von mir; wenn ich es erzwingen wolle die Seine zu werden, so sei sie auf immer von ihrem Kinde getrennt und in Armuth verbannt.

„Da habe ich denn nachgegeben; ich war auch so müde und wußte kaum, was ich that; ich war nicht glücklich, aber ich wollte Dein treues Weib werden, weil Dir's die Mutter versprochen.

Nun aber kam Felix, der mich schon lange durch alle Länder gesucht; gestern Abend, als ich spazieren ging, sah ich ihn zum erstenmal wieder. Er hat in Liebe an mich gedacht all diese Zeit, sein Vater ist indeß gestorben, und er will gern unser Gut theilen mit der Mutter und sie in Liebe und Ehren halten ihr Lebenlang. Da habe ich vergessen in meines Herzens Freude, daß ich noch Deine Braut bin. Aber nicht wahr," — nie hatte sie in so innigen Tönen zu ihm gesprochen — „nicht wahr, Du gibst mich dem Felix? So lieb, wie er, kannst Du mich doch nicht haben; Du kennst mich nicht so lang und sprichst nicht unsre Sprache und bist nicht unsers Glaubens! — Nicht wahr, Georg? Felix sagt, wenn Du nicht anders wollest, so werde er kämpfen mit Dir um meinen Besitz, aber lieber Georg, das Herzeleid thust Du mir gewiß nicht an?"

Groll und Bitterkeit waren aus seinem Herzen gewichen, wie sie so einfach und offen wie ein Kind ihr Herz und

Leben dargelegt in dem mangelhaften Deutsch, das ihr so lieblich stand, — ein tiefes, unsäglich schmerzliches Herzweh war ihm geblieben.

„Thu wie Du willst, Maria, ich habe kein Recht an Dich," sagte er mit trauriger Stimme; ihr noch Segen wünschen, wie ihm einst Marie, das konnte er nicht.

„Aber Du grollst mir nicht, und hast keinen Haß auf Felix?"

„Er hätte zu mir kommen und als Mann mit dem Manne reden können, eh er mir hinter dem Rücken die Braut gestohlen," entgegnete Georg finster, „aber ich will nicht mehr rechten, ich gehe noch heute."

„Aber er wollte offen zu uns kommen, es war Zufall, daß er mir begegnete," versicherte angstvoll Maria. „O, versprich mir, daß Du nicht im Groll von uns gehst! nicht jetzt gleich in alle Weite, daß wir uns gar nicht mehr sehen können; bitte, versprich mir's!"

„Ich gehe zunächst nach Genf und bedenke dort meine nächste Zukunft; sehen wollen wir uns nicht mehr. Behüt' Dich Gott, Maria!" Er gab ihr die Hand. Einmal noch sah er tief in das wunderbare Antlitz, einmal noch berührte er ihre Lippen, dann verließ er das Zimmer und das Schloß.

Der Zauber war vergangen, — der Feenwagen Aschenbrödels war zur Nußschaale geworden; ein einsamer Wanderer, ging er die Straße, die nach Genf führt; wohin weiter? Das wußte er noch nicht; er fühlte sich gänzlich rathlos, Muth und Thatkraft waren erschlafft und gebrochen.

Der Gräfin Kammerdiener hatte seine Wohnung in Genf erkundet; alle seine Effekten wurden ihm nachgesandt nebst

einem französischen Brief der Gräfin, den er ungelesen zerriß. Was von Geld und Pretiosen dabei war, das sandte er zurück. Seine Kleider und die nöthige Summe für den nächsten Unterhalt behielt er; er fühlte, daß es kindischer Trotz gewesen wäre, als Bettler fortzuziehen. So viel durfte er schon von der Gräfin annehmen für die Rettung ihres Kindes.

Er hatte noch Gelegenheit den Großmüthigen zu spielen, denn so leicht und einfach, wie sich wohl Maria gedacht, ging der Tausch des Bräutigams nicht vor sich. Georgs williges Verzichten, die reichen Spenden der Mutter, der jetzt natürlich, wo ihr nicht mehr der Verlust ihres Besitzthums drohte, ein ebenbürtiger katholischer Schwiegersohn lieber war als der deutsche Doktor, und die emsigen Bemühungen des katholischen Vikars ebneten endlich die Wege.

Der Geistliche hatte eine gewisse Zuneigung zu dem Deutschen gefaßt und ihn achten gelernt, als er ihm im Auftrag der Gräfin eine glänzende Summe in zartester Form hatte übergeben sollen, nur als Entschädigung für die Praxis, die er um ihretwillen aufgegeben.

„Ich danke,“ hatte Georg kurz und entschieden gesagt, „meine Dienste sind belohnt, die Praxis, die ich verloren, ist nicht der Rede werth.“

„Könnte ich nicht irgend welchen Planen für Ihre Zukunft förderlich sein?“

„Ich habe keine Plane.“

„Aber Sie sind jung, kenntnißreich, begabt, Sie können nicht in diesem Hinbrüten verharren, zumal, wenn Sie alle Hilfe zurückweisen. Eine große, wissenschaftliche, nicht ganz gefahrlose Expedition geht demnächst von Frankreich in den Orient ab, und erstreckt sich vielleicht noch weiter, es wird

ein junger, gesunder Arzt zur Begleitung gesucht. Wie, wenn meine Verbindungen dazu dienen könnten, Ihnen diese Stelle zu verschaffen?"

Das war es. Fort, weit über's Meer, fort von allem, was ihn an die Vergangenheit mahnte, an seine verlorne Heimath, an sein verschleudertes Leben — fort in die weite, weite Welt! Mit fast leidenschaftlicher Wärme bat er den vielvermögenden Priester, sich für ihn zu verwenden und wollte geduldig noch in Genf warten, bis es zur Entscheidung gekommen.

Er wandelte eines Tags in gedankenlosem Brüten im Freien, all die Herrlichkeit der umgebenden Natur hatte noch keine Sprache für sein Herz, aber andre, ernste Stimmen waren in diesen stillen Tagen laut geworden in seiner Seele. Hätte er diese herbe Täuschung erlebt, wenn er einfach Treue gehalten hätte wie ein Mann? — Daß schlaue Berechnung gewesen, was er bei der Gräfin für die glühende Hingabe eines dankbaren Mutterherzens gehalten, das hatte er wohl erkannt, aber Marias Bild stand wieder, wenn nicht ohne Irrthum, so doch rein und ohne Flecken vor seiner Seele.

„Prenez garde!" rief's, und, nicht eine schöne Reiterin, wohl aber ein prächtiger Wagen, der anfuhr, zwang ihn, rasch auf die Seite zu springen. Eine leichte weiße Gestalt in Kranz und Schleier saß darin, es war Maria, einst s e i n e Maria, er sah sie einen Augenblick, — dann war die Erscheinung vorüber.

„Das war der letzte Akt des Drama's," sagte er mit tiefem Weh.

Wenige Wochen nach dieser letzten Begegnung stand Georg auf dem Verdeck des Schiffes, auf dem die Expedition von Malta abfuhr. Er hatte niemand in der Heimath Lebewohl gesagt, er konnte scheiden wie Childe Harold:

Nun bin ich in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See;
Was sollt' ich andern Seufzer weih'n,
Wenn keinen rührt mein Weh?

Willkommen Wind und Wogen ihr,
Und, — wenn die Fahrt vollbracht,
Willkommen Wüst und Höhle mir!
Mein Heimathland, gut Nacht!

Man hält den Frühling so recht für eine wanderlustige Zeit, die liebliche Zeit, wo die Blumen ihre Aeuglein wieder aufschlagen und das bedächtigere Laubwerk sich leise entwickelt in frischem Hoffnungsgrün, die fröhliche Zeit, wo die Bächlein wieder rinnen und die Kindlein sich sonnen, die gefährliche Zeit, wo nach dem alten Volkswitz der Salat schießt und die Bäume ausschlagen.

Mich dünkt aber, im Frühling ist auch gut daheim bleiben, wenn einem irgend eine freundliche Heimath beschieden ist, eine Heimath mit einem Blick ins Grüne, mit einem Pfad hinaus ins Freie. Auch die einfachste Gegend ist lieblich zu beobachten, wenn sie so allmählig ihr Festgewand anlegt, es thut so wohl, die langverschlossnen Fenster zu öffnen für die laue Frühlingsluft und behagliche philisterhafte Spaziergänge zu machen mit den Seinen an den grünenden Hecken vorüber, über den neubeblümten Rasen; Schneeglöck-

chen und die ersten Veilchen sucht man gern daheim, nicht auf Reisen.

Aber der Herbst ist eine wanderlustige Zeit! Die ersten goldnen Herbsttage, wo die Erde noch ihre schönsten Gewänder anlegt wie eine Nonne vor der Einkleidung, ehe ihre goldnen Locken unter der Scheere fallen und sie die glänzenden bunten Gewänder vertauschen muß mit dem farblosen Nonnenkleid. Im Herbst ist's lustig hinauszuziehen, so recht die letzte Schönheit des scheidenden Jahrs zu genießen in vollen Zügen und dann heimzukehren in eine trauliche, friedliche Heimath, wo ein gemüthliches Stübchen, wo warme Herzen und freundliche Augen unser warten.

Am Abend eines schönen Herbsttags schritt auch unter den reichgesegneten Fruchtbäumen, zwischen den vielgeschäftigen Menschen, ein Wandersmann, der keine freundliche Heimath wußte, die sich ihm aufthun würde für die Winterszeit. Sein Angesicht war gebräunt von der Sonne ferner Länder und älter als seine Jahre; er trug selbst sein leichtes Reisegepäck und schien ziemlich planlos zu wandern, nicht mit dem geraden bestimmten Schritt dessen, dem ein gewisses Ziel im Sinne liegt, das er heute noch erreichen will. Die Gegend, durch die er ging, war eben nicht eine, wie sie Touristen aufzusuchen pflegen, es war ein Stückchen Schwabenland, wie man es an manchem Punkt dieser schönen Gaue viel reizender und malerischer finden kann.

Zur Rechten lagen weitgedehnte Kornfelder, längst abgemäht, nur blaßrothe Winden und verspätete Kornblumen blühten noch zwischen den Stoppeln, der Blick war begrenzt durch einen sanften Hügelzug. Zur Linken zog sich leise abwärts Wiesenland, nicht mehr bunt durchwoben mit Blumen wie das erste lustige Gras, aber in weichem stillem Grün,

das dem Auge wohl thut, wie friedliche Entsagung dem Herzen. Reiche Obstbäume faßten die Straße ein zu beiden Seiten, gebrochen und geschüttelt ward ihnen der reiche Segen abgenommen, lustige Kinder trieben sich unter den Bäumen umher, um aufzulesen, zu schmausen, und wieder schreiend davon zu springen, wenn der neckige Bursch, der oben zwischen den Aesten saß, ihnen ein paar Aepfel auf den Rücken warf.

Der Wanderer war Georg Rau und die Gegend war nicht all zu fern vom Hofe seines Vaters, aber er war nicht eingekehrt in seiner alten Heimath.

Er kehrte von langen und mannigfaltigen Wanderzügen zurück, er hatte sich nach Beendigung seiner Reise noch in Frankreich aufgehalten, um ein Werk über die Expedition vollenden zu helfen. Nun hatte er sein kleines Vaterland wieder aufgesucht, obwohl er jetzt auch in der Fremde vielleicht eine sichere Existenz gefunden hätte, — warum? das wußte er selbst kaum, hatte er doch nichts mehr dort, das er sein eigen nennen konnte.

Bei seiner Abreise vor drei Jahren hatte er niemand Kunde von sich gegeben und spät erst, von der Reise aus, seiner Mutter geschrieben. Ihre Briefe hatten ihn nicht getroffen und erst bei seiner Rückkehr hatte er erfahren, daß sie mit ihrem zweiten Gatten nach Amerika ausgewandert sei.

Nach langem Bedenken hatte er sich entschlossen, bei einem alten Universitätsfreund, der Arzt in der kleinen Stadt unweit der Mühle war, nach der Familie des Müllers zu fragen. Er hörte, der dicke Christian habe, noch sehr jung, eine rüstige Wittwe geheirathet und hause mit ihr auf der väterlichen Mühle, die Wittwe des alten Müllers sei mit der Tochter in die Brüdergemeinde zu Kornthal gezogen und

dort vor einem Jahr gestorben, die Tochter lebe nicht mehr dort, so viel er gehört; man sage, sie habe einen Pfarrer geheirathet, bei dem Pfarramt zu Kornthal werde er dies gewiß leicht ermitteln können.

Georg hatte nicht weiter nachgefragt. Er war nun auf dem Weg nach einer kleinen Stadt, die in öffentlichen Blättern einen Arzt gesucht hatte, er wollte, wenn es ihm gefiel, sich dort niederlassen; so viel er für sich allein nöthig hatte, dachte er wohl leicht dort zu erwerben, und es verlangte ihn nach Arbeit, nach einem Beruf.

Da er nicht zu eilen brauchte, hatte er sich Zeit zur Wanderung genommen, jetzt war er müde, die Sonne neigte sich und er sah noch keinen Ort in der Nähe. „Wie weit ist's bis zum nächsten Dorf, wo man gut übernachten kann?“ fragte er einen Mann, der seine Aepfel auf einem Handkarren vor sich schob.

„Nach A.? da ist's noch gute dreiviertel Stunden.“

„Das ist weit,“ sagte der müde Reisende, „geht Ihr denn auch noch bis dahin mit Euren Aepfeln?“

„Ich? nein, ich geh da 'nunter auf den Hof, aber da ist kein Wirthshaus.“ Und er schob seinen Karren seitwärts ab, einen lockenden grünen Pfad zwischen Hecken, der hinunter auf den Hof führte, dessen weiße Häuser hinter grünen Bäumen vorschimmerten.

„Arabische Gastfreundschaft, wo man jeden Fremden in sein Zelt lädt, herrscht nicht in meiner lieben Heimath!“ dachte Georg, — er erwog nicht, daß der Bauer wohl gar nicht so keck gewesen wäre, den feinen Herrn zu sich einzuladen, an einem schönen Abend, wo er noch eine Stunde guten Wegs hatte in ein Wirthshaus, daß bei uns die Bauern keineswegs auf unvorhergesehene Gäste eingerichtet sind, und

die Fremden in der Regel nicht damit zufrieden wären, Kameelsmilch zu trinken und sich auf einer Matte auszustrecken, wie im Zelt eines Arabers.

Georg aber hatte gelernt, sich auf Reisen zu behelfen, die Landstraße lag mit einemmale so langweilig und staubig vor ihm, seine Müdigkeit nahm zu, der Hof schien so einladend herauf zu winken, daß er beschloß, es doch zu versuchen, dort ein Nachtquartier zu finden. „Mag sein, ich finde dort ein Glas Milch und einen Altvaterstuhl zum Ausruhen," dachte er, „im schlimmsten Fall lasse ich mich auf irgend einem Ochsenwagen zum nächsten Wirthshaus führen." So ging er den Weg hinunter, auf dem der Bauer schon verschwunden war.

Die wenigen, stattlichen Häuser, die zum Hofe gehörten, lagen einzeln in Gärten oder Gehöften, reichlich umgeben mit den Spuren landwirthschaftlichen Betriebs. Ein viel kleineres Häuschen stand seitab von den andern in einem Obstgarten, der mit einer niedrigen, sauber gepflegten Hecke eingefaßt war. Gerade dies kleine niedrige Häuschen war das einladendste, es war schneeweiß getüncht, mit spiegelhellen Fenstern und grünen Fensterladen, rings um das Haus das lieblichste Blumengärtchen, dessen blühende Levkojen und Reseden herrlichen Duft ausströmten. Unter der Linde vor der Pforte, die das Häuschen überragte, stand eine Bank und ein Tischchen. Auch vor den Fenstern waren Blumenbrettchen, und ein Kanarienvögelchen, schon ein seltener Gast auf dem Dorfe, hüpfte in seinem Käfig dazwischen.

Von allen Hütten und Palästen, die er je gesehen, war keine Behausung auf der Welt Georg noch so freundlich erschienen, wie dies Häuschen; wenn auf der weiten Erde noch der Friede wohnte, so mußte es hier sein. Kecklich öffnete

er das Pförtchen in der Hecke und schritt auf die Hausthür zu, die sich leicht öffnete.

Die Hausthür war aber zugleich die Zimmerthür, unmittelbar aus dem grünen Gärtchen, aus Gras und Blumen trat man in die helle Stube, durch deren Fenster der letzte Sonnenstrahl hereinfiel, und die den halben Raum des Häuschens einnahm. Ein Altvatersessel stand am Fenster, in dem saß ein alter Mann, dessen schneeweiße Haare unter einem schwarzen Sammtkäppchen vorsahen, ein schlankes Mädchen in grauem Kleid mit gescheitelten blonden Haaren saß auf einem niedrigen Stuhl ihm gegenüber und las ihm vor; auf dem Tischchen zwischen beiden lag eine Landkarte und ein dickes Buch. Das Mädchen blickte verwundert auf, als die Thür aufging, ein Paar klare braune Augen schauten den Eintretenden an, fest und tief, nicht wie man einen Fremden, nein, wie man einen Langerwarteten ansieht. Leisen Schrittes kam sie ihm entgegen, bot ihm die Hand und sagte mit dem herzinnigen Ton, den er nie ganz vergessen: „Grüß Dich Gott, Georg, bist Du einmal gekommen?“

„Marie, Du bist's. Marie?“ rief er wie im Traum, „wie kommst Du hieher, und wie konntest Du wissen, daß ich komme?“

„Es ist mir immer so vor gewesen,“ sagte sie mit ihrem alten traulichen Lächeln, „Du werdest noch einmal da zur Thür hereinkommen, und werdest froh sein, daß Du mich findest. Ich bin hier schon lang bei meinem alten, lieben Lehrer.“ „Der Herr Doktor Rau,“ stellte sie ihn jetzt dem alten Schulmeister vor, der nicht recht wußte, was vorging, und sich etwas mühsam von seinem Sitz erhob. „Du wirst Dir ihn wohl noch denken können, den Georg vom Tannenhof, weißt Du?“

„Ach ja wohl,“ sagte der alte Mann, „kann mir ja Ihre Eltern selig noch wohl denken, aber wie kommen Sie denn da her, auf unser Höflein? Das hat ja der Franzos in den Kriegszeiten nicht einmal gefunden!“

„Das erzählt Ihnen der Herr Doktor, so lang er sich ein bischen erfrischt.“ Marie eilte hinaus und kam bald zurück mit einem steinernen Krüglein, dazu brachte sie ein kristallhelles Glas und schön weißes Brod auf einem grünen Porzellanteller. „Wir haben einen guten,“ rühmte sie lächelnd, als sie ihm den goldklaren perlenden Wein einschenkte, „der „Großpapa, — ich heiße ihn jetzt so, weil ich meinen eignen nie gekannt habe, — der Großpapa trinkt wenig, da muß er guten und reinen Wein haben.“

Da saß Georg auf Mariens Stuhl dem alten Mann gegenüber, behaglich, als ob er jeden Abend da sitze und erquickte sich und ließ sich von dem Schulmeister erzählen, wie er zum Dienst zu alt geworden sei und von seinem ledigen Bruder das Häuschen hier ererbt habe. „Da hab' ich mich zuerst plagen müssen mit einer bösen, alten Haushälterin,“ klagte er ihm, „und es sah bei uns aus, daß es eine Schande war, da mein braves Weib gestorben war. Nun starb aber auch die Müllerin in K. und wie ich bei ihrer Leiche war, hab' ich dem lieben Kind, der Marie, geklagt, wie ich so allein sei auf der Welt, und sie ist zu mir gekommen und bei mir geblieben. Herr Doktor, was das für ein gesegnetes Kind ist, das weiß der liebe Herrgott allein.“

Während der Alte kein Ende finden konnte im Lobe seines Lieblings, waltete Marie draußen in der kleinen Küche, zu der eine Thür und ein Schiebfensterchen von der Stube führte; ihr kleines Dienstmädchen war vom Brunnen heimgekommen und hocherstaunt, einen fremden Gast vorzufinden.

Draußen kochte und prasselte das Festmahl, Suppe und Pfannkuchen, und dazwischen wandelte Marie geräuschlos aus und ein, deckte den eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers, sagte den Beiden mitunter ein freundliches Wort und bat sich aus, daß der Herr Doktor erst von seinen Reisen erzähle, wenn sie auch da sei.

Wie war es dem Georg doch auf einmal so ganz unbeschreiblich wohl geworden! So daheim hatte er sich ja in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt.

Das war keine künstlich gemachte Rücksicht und Freundlichkeit Mariens, unter der sich die verhaltene Bitterkeit eines gekränkten Stolzes birgt; es war die lautere Güte treuen Herzens, das nie eine Bitterkeit genährt, oder das sich jeden Stachel ausgezogen in der Kraft frommer Hingebung.

Wie gemüthlich saßen sie zu Drei um den Tisch mit der ringsum laufenden Fußbank, die ihn an die Tafel in der Mühle erinnerte, wie fand er Marien so blühend in unverwelkter Lieblichkeit, wie zerrannen jetzt erst wie Nebel alle die Bilder, die ihn berückt und beglückt und so unaussprechlich elend gemacht hatten!

„Aber wo finde ich ein Unterkommen für die Nacht?“ fragte Georg, als er der Mahlzeit mit bestem Appetit alle Ehre angethan, „darf ich hier in Großpapas Armsessel bleiben? Ich kann überall schlafen.“

„Ei nein, wir haben ein Gaststübchen,“ rühmte Marie mit Stolz, „oben neben Großvaters Schlafstube. Der Herr Pfarrer, Großvaters Neffe, kommt manchmal hierher, auch die Frau und die Kinderlein haben uns schon besucht.“

Und es war ein ganz komfortables Gaststübchen; das Mühlenmariele hatte immer gewußt, was sich schickt. Georg schlief darin herrlich bis an den lichten Morgen, wo er in

die sonnige, grünumrankte Stube trat, in der Marie bereits auf dem Tischchen am Fenster auf schneeweißer Serviette ein lockendes Frühstück bereit hielt.

„Haben Sie gut geschlafen?“ fragte der heitere alte Mann, ganz stolz und vergnügt, einen Gast zu haben. Ja, das hatte er! so süß war sein Schlummer gewesen, seine Träume so friedlich und sein Erwachen so frisch, — seit seinen Knabenjahren hatte er so herrlich nicht geruht.

Drei Tage süßer Rast gönnte er sich auf dem Hof, und Marie führte ihn all die stillen, friedlichen Wege, die sie sonst allein oder mit dem alten Schulmeister wandelte, zwischen den grünen Wiesen und hohen Kornfeldern hin, an dem klaren Bach und in dem kleinen Buchenwäldchen.

Da legte er seine ganze Vergangenheit, jede Verirrung und jede Täuschung seines Lebens vor ihrer klaren Seele nieder, und es that ihm wohl, es zu thun. Marie hatte keine Beichte und keine Abbitte verlangt. „Ich habe Dir längst vergeben,“ sagte sie mit schwesterlicher Innigkeit. „Ich weiß, daß Du mir nicht hast weh thun wollen und daß Du damals geglaubt hast, Du könnest nicht anders. Wenn Du im Irrthum gewesen bist, so hast Du Dir selbst am wehesten damit gethan.“

„Aber ich habe Dir doch weh gethan, Marie, Du hast doch gelitten?“ fragte er; — er wollte nicht, daß sie ihn zu leicht verschmerzt.

„Ich bin sehr traurig gewesen, lieber Georg, und recht unglücklich, bis ich gelernt mit demüthigem Herzen sprechen: „Siehe, ich bin des Herrn Magd“; „die Magd hat Kindesrecht erlangt,“ fügte sie leise hinzu, und das Licht des süßen, tiefen Gottesfriedens, der all ihr Wesen umfloß, brach klar und voll aus ihren freudigen Blicken.

„Ich habe es immer gewußt,“ hub sie wieder an, „daß Du einmal wieder kommen werdest. Freilich bildete ich mir immer ein, Du kommest krank und müde und hilfsbedürftig, und ich habe nur deshalb eine Freude gehabt, mein Elterngut zu sparen. — Aber das brauchst Du nun nicht.“

„Das brauch ich nicht!“ rief Georg. „Wohl habe ich keine Schätze gesammelt auf meinen Reisen und kehre nicht viel reicher zurück, als ich gegangen bin, doch fühle ich Kraft in mir und Muth, meine Zukunft auszubauen. Aber arm bin ich doch, arm an Frieden und Herzensfreude, und ein Herz brauch' ich, das mir mein Haus zur Heimath macht. Nicht wahr, Marie, Du hast verziehen? und wenn ich mein Haus gegründet habe, so darf ich Dich einführen als mein bestes Gut?“

Da schüttelte Marie leise den Kopf. „Du weißt ja,“ wiederholte sie, „daß ich Dir nie etwas nachgetragen habe. Sieh, ich will für Dich sorgen wie eine Schwester; es freut mich von ganzer Seele, wenn Du all das Meine mit mir theilst wie ein Bruder, denn der meine braucht es nicht; wenn Du nicht eine andere Frau wählst, so will ich einmal zu Dir kommen und Dich pflegen, wenn wir alt genug geworden sind, und will bei Dir bleiben bis zum Tod, aber .....“

„Mein Weib willst Du nicht werden, das habe ich verscherzt,“ sagte Georg mit bittrer Traurigkeit.

„Sieh,“ fuhr Marie leiser fort, und ein tiefes Erröthen zog über ihr Angesicht, „zur Frau sollst Du mich nicht wählen, weil Du es für Pflicht hältst gegen die Marie, der Du einmal verlobt gewesen und die Du verlassen hast, auch nicht, weil Du nun müde bist von der Welt und ausruhen möchtest bei einem eigenen Weibe. Deine treue Schwester will ich sein, für Dich sorgen und für Dich leben so viel ich kann,

aber Deine Frau kann ich nur werden, wenn Du gewiß weißt, wenn Du mir vor Gott bekennen kannst, daß Du mich über alles lieb hast, nächst dem lieben Gott, daß Du Dir keine Freude auf Erden denken kannst ohne mich, und kein Leid, das Du nicht tragen könntest mit mir, und bis Du das weißt, mußt Du zuvor wieder in der Welt leben und mußt Dein eigen Herz prüfen."

So stolz war die demüthige Müllermarie und sie blieb bei ihrem Worte, auch beim Abschied, wo Georg so gern eine Gewißheit mitgenommen hätte.

Als er aber wiederkehrte nach Monden und ihr sagte, daß er einen nützlichen, lohnenden Berufskreis gefunden, das eigne Brod, auf das der Müller selig so großen Werth gelegt, als er sie vor Gott versichern konnte, daß er kein Gut auf Erden so innig begehre als ihre Liebe, als ihr frommes, treues Herz, das ihm helfen möge, seinen Weg zum Himmel zu suchen, da konnte sie in seliger Demuth sagen: „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe wie Du gesagt hast."

Marie wollte den alten Lehrer so bald nicht verlassen. „Hast lange genug gewartet," sagte sie scherzend zu Georg, „nun warte noch ein Weilchen länger, der Großvater kann nicht sein ohne mich." Warten wollte aber der Georg nicht mehr, der Alte sollte die neue Heimath seiner Marie theilen, und er willigte ein, um kein Hinderniß zu sein für ihr Glück. Dazu kam es aber nicht. Wenige Tage, nachdem er sie in seinem schönsten Staat zum Altare geleitet, fand ihn das Enkeltöchterlein, das bis zu seiner Uebersiedlung bei ihm bleiben sollte, entschlummert in seinem Lehnstuhl. In seiner Bibel, die vor ihm lag, war das Kapitel aufgeschlagen von Moses, der vor seinem Tode noch hinübersieht in das Land der Verheißung.

Von Gräfin Maria hat Georg nichts mehr gehört; nur wie im Traum schweben manchmal jene Tage voll Glanz und Glück und Herzeleid an ihm vorüber. An Mariens Seite aber hat er das Beste und Schönste gefunden, was ein Mann auf Erden begehren kann: einen Beruf, in dem er oft im Schweiß seines Angesichts, aber im Segen arbeitet mit seiner gottgeschenkten Kraft, ein eigen Haus, auf das er sich freut, so oft es heimwärts geht, das ihm die Erde lieb macht und das ihn doch lehrt in fröhlicher Hoffnung aufsehen zum Himmel.

Taube Blüthen.

Taube Blüthen nennen wir am Baume die kleinen, verkommenen Blümchen, die nie zur rechten Entfaltung ihres Blüthenlebens kommen, die abfallen, ohne den Keim zur Frucht zurückzulassen, die vergebens entstanden und vergangen sind.

Auch das Menschenleben hat seine tauben Blüthen, Räthsel, welche schwachen oder grübelnden Gemüthern leicht zum Stein des Anstoßes, zum Grund des Zweifels werden können.

„Wir begreifen," — so hören wir sagen — „daß die liebliche Blüthe abfallen muß, um der Frucht Raum zu geben, wir begreifen auch die Blumen, die nie Früchte tragen oder Nutzen bringen, ihr Lebenszweck ist die Schönheit, sie haben Herzen und Augen erfreut durch Duft oder Farbe; selbst das unscheinbare Blümchen am Rain, das Kinderhand im Spiel gepflückt, hat Vergnügen gemacht, die Blume der Wildniß noch, die kein Menschenauge erblickt, sie hat Honig gegeben für das Bienchen draußen, ein Ruheplätzchen für den irren Schmetterling, und sie selbst hat geblüht und sich gelabt in Sonnenschein und Morgenduft, — die alle haben nicht vergebens gelebt. Aber Blüthen in der Natur und im Menschenleben, die kein Herz beglücken, kein Auge ergötzen konnten, deren Dasein für sie selbst nie Genuß und Freude war, die nie etwas sein oder thun konnten für Andere, — wozu

waren die erschaffen? Wenn es einen allweisen, allliebenden Vater gibt: warum hat er einen so matten Funken Seiner allbelebenden Kraft auf diese armen Wesen fallen lassen, zu wenig zum Leben, zu viel zu der glücklichen Unbewußtheit der Pflanze oder des Steins, die uns wenigstens nicht weh thun, auch wenn wir keinen Zweck ihres Daseins erkennen?

Das gläubige Gemüth ist gewiß, daß der Herr einst Antwort geben wird auf diese Frage, daß Freunden und Feinden dereinst die wunderbare Harmonie all Seines Thuns so klar erscheinen wird, daß sie hinfort nicht mehr fragen. — Einige solcher tauber Blüthen habe ich am Wege aufgelesen, und ich möchte zeigen, wie weit mir auch hier schon die Bedeutung ihres farblosen Daseins klar geworden.

1.

Es war eine schwache Knospe, die abgefallen ist, ehe sie geblüht, aber sie schien in ihrem ersten Aufkeimen zu lauter Lust und Herzensfreude geschaffen: das erste Kind einer glücklichen Verbindung, mit Sehnsucht erwartet, mit Thränen des Dankes und der Freude begrüßt.

Wie wunderbar und wie lieblich kam das kleine Wesen den Eltern vor, wie schienen ihnen die Aeuglein schon so klug und in dem runden Gesichtchen die Familienähnlichkeit so ausgeprägt! Vater und Mutter waren gesund, glücklich begabt an Geist und Körper, verbunden in herzlicher Liebe, in einträchtigem Glauben und Streben, in innigem Verstehen, da mußte ja dieser erste Sprosse ein halbes Wunder werden an geistiger und leiblicher Blüthe!

Und sie saßen an der Wiege und wurden nicht müde, das schlafende Gesichtchen zu studiren, in dem andere Leute eben nur ein sehr gewöhnliches Menschenkind erblickten, sie

machten im Scherz glänzende Plane, wie lieblich dieß Mägdlein erblühen werde und wie es dereinst alle Herzen gewinnen müsse. — Es ging sehr langsam mit dem Erblühen. Das erste Lächeln, auf das die Mütter so sehnlich hoffen, das sie oft so wunderbar bald schon erblicken, wollte nicht recht kommen, das Kind spielte nicht mit den Händchen, wie andere, das „Krägeln", jene lieblichen halbbewußten Töne, die der Sprache vorangehen, so süß dem Mutterohr, — sie ließen sich nicht hören, das Kind gab kaum ein Zeichen, daß es die Mutter kannte.

Fremden fiel das bald auf, sie bemerkten den todten Blick, die ausdruckslosen Züge des langsam wachsenden Kindleins; die Mutter wollte es nicht sehen, sie wollte nicht, daß ihr Kind nicht sein sollte, wie andere Kinder; gern wollte sie, ja gern verzichten auf Schönheit und glänzende Gaben für den Liebling, es sollte sich nur entfalten wie das gewöhnlichste Kindlein, nur lernen und leben, und sich seines jungen Lebens freuen! „Es ist nur etwas langsam in seiner Entwicklung, weil es körperlich so viel zu leiden hat," vertröstete sie sich.

Ach, und sie wußte es doch wohl! Das Mutterauge sieht schärfer und tiefer, als ein fremdes, und was uns Mutterblindheit scheint, ist oft nur ein Vorhang, den die besorgte Liebe sich selbst vor eine Wahrheit zieht, die ihr allzu weh thun würde. Sie sah es wohl, daß dieß Kind nicht war wie andere, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, wenn sie Kinder sah, um Monate jünger und doch blühender, lebensvoller und geistig aufgeweckter, als ihr armes Mägdlein, das vom Schlummer nur erwachte zu unruhigem Aechzen.

Sie sah es und sie wollte lange nicht, daß es so sei, ihr Herz erhob sich in heißer Bitte, in ungeduldiger Klage,

aber zum Murren wurde die Klage nicht, sie fragte nicht: Herr, warum hast du uns das gethan? sie lernte ihre Seele stillen vor Gott. Wenn die dankbare Freude, einem angesehenen, geachteten, geistig begabten Geschlechte anzugehören, sich zu verzeihlichem Stolze gesteigert hatte, so ward ihr Herz jetzt allmälig gar stille und demüthig, sie fühlte erst recht, wie so gar nichts unser eigen, wie wir alles, alles von Gott empfangen haben, und es ward ihr gegeben, mit neidlosem Herzen auf andere Kinder zu sehen, die glücklich und fröhlich heranwuchsen.

Die Freude an dem Kinde war zu Leid geworden. Der unaussprechliche Jubel, mit dem Eltern jeden Tag eine neue Entdeckung machen, einen neuen Faden finden zu dem Bande, das das Kind an's Leben knüpft und an's Elternherz, die Hoffnung, daß das gebundene Leben doch noch sich befreien, noch erwachen werde in der kranken Hülle, schwand mehr und mehr, nur das Leid war geblieben um das getäuschte Hoffen, nur Sorge und mühevolle Pflege bei Tag und Nacht, denn das arme kleine Geschöpf wurde mehr und mehr kränklich und leidend, und — die Liebe war geblieben: geduldige, selbstvergessene, hingebende Liebe, der nicht eine Freude, nicht ein Dank, nicht ein Lächeln zum Lohne wird, und die doch unermüdet bleibt in zarter Sorge, innig und klagelos, Liebe, die allein aus dem reinsten Quell der Gottesliebe stammt.

„Und wenn es ein elendes Kindlein bleibt, schwach am Körper und arm am Geiste, übersehen, gemieden von den Frohen, Blühenden und Lebensvollen, es soll doch reich sein in unserer Liebe, und was seinem armen Leben werden kann, das wollen wir ihm geben!" Zu diesem Gelübde gaben sich die Eltern die treue Hand, in diesem Vorsatz fanden sie Frieden.

Das arme Kind sollte nicht lange dieser Liebe genießen, die es doch wohl unbewußt empfand, wie ein krankes Vögelein das Sonnenlicht; die trüben Aeuglein schlossen sich für immer, die Mutter, die es nie hatte schmücken dürfen für ein fröhliches Maienfest, hüllte es in sein weißes Sterbekleidlein, und es that ihr wohl, die stillen Züge unter den lieblichen Blumen zu sehen, die ihr Kindlein im Tode schmückten, das im Leben sich keiner Blüthe hatte freuen dürfen.

„In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen," da mag es auch noch mildere Himmelsstriche geben, wo geschlossene Knospen, die keine Erdensonne entfalten konnte, sich öffnen dürfen in Licht und Freude. Andere fröhliche, gesunde und glücklich begabte Kinder sind in dem Hause aufgeblüht, aus dem man jenen kleinen Sarg getragen, heiteres Lachen und Scherzen füllt seine Räume; mit inniger Freude sehen die Eltern, wie junges, frisches Leben um sie aufblüht, wie neue geistige Elemente die traute Heimat beleben und sie selbst jung erhalten und heiter. Das kleine Grab draußen liegt stille und Niemand weiß mehr, wen es deckt.

Niemand? — Doch ja, ein Vater- und ein Mutterherz weilen in stiller Wehmuth an der vergessenen Stätte, sie kommen nicht oft dazu, den kleinen Hügel zu besuchen und zu bepflanzen; das Leben macht so viele Ansprüche. Aber wenn sie mit tiefem, demüthigem Danke ihre Kinder erblühen sehen, gesund an Geist und Körper, wenn sie gelernt haben, jede kleine Freude unmittelbar aus Gottes Händen zu nehmen, wenn sie streben, sich immer fester, immer inniger zu gründen im Glauben an die ewige Liebe, in deren unermeßlichem Reiche nichts verloren geht und nichts vergeblich ist; wenn so alle ihre Freude gehoben und geheiligt worden ist durch frühes Leid mit Gott getragen: — so sind das alles

Blumen von jenem kleinen Hügel, unter dem das Kindlein schläft, das vor Menschenaugen abgefallen ist als eine taube Blüthe.

2.

In einem bitter-armen Hause, das kaum Raum und Brod hat für seine gesunden Kinder, ist neben diesen eines jener armen verkürzten Wesen aufgewachsen, die uns komisch erscheinen würden, wenn es nicht so unendlich traurig wäre, die edle Menschengestalt, das schöne Menschenantlitz, das Ebenbild Gottes, in so jämmerlicher Karrikatur zu sehen.

Groß und plump, mit ungefügen Gliedern, die zu keinerlei Gebrauche tauglich sind, ohne die leiseste Fähigkeit, Etwas zu begreifen oder zu thun, mit einem gesunden Appetit, der zwei Taglöhnern Ehre machte, scheint das unglückliche Wesen nur gerade zur Plage der Eltern geschaffen zu sein, die mit saurer Mühe das Brod für die gesunden Kinder erwerben und sehnsüchtig warten, bis diese im Stande sind, auch nur das Salz zu ihrer ärmlichen Suppe mit zu verdienen. Fast ist es Schade um den schönen Namen Marie, den das arme Geschöpf führt, das mit stierem Blick und blödem Lachen auf der Bank vor der Thüre sitzt, wohin sie am Morgen der Vater getragen. Gar mancher Vorübergehende seufzt bei sich: „Wozu ist denn auch die erschaffen! wie sind doch die armen Leute gestraft mit der Kreatur!“

Die armen Leute selbst scheinen nicht so zu denken, es hat sie noch Niemand klagen hören über diese wahrhaft schwere Heimsuchung. Der Vater muß früh fort an die Arbeit, die Mutter hat nicht viel Zeit, sich um die Blödsinnige zu bekümmern, aber so oft sie an ihr vorbeigeht, hat sie ein freundliches Lächeln, ein gutes Wort für sie oder steckt sie ihr ein

Stückchen Brod, eine Kartoffel oder ein wenig dürres Obst in die Hand und freut sich des beifälligen Lachens, mit dem jederzeit der kleinste, wie der größte Bissen aufgenommen wird: „du liebe Zeit, sie hat ja sonst nichts Gutes!“ sagt sie entschuldigend zu den Nachbarsweibern, denen das Luxus dünken könnte, „man muß ihr zu lieb thun, was man kann.“

Gegen elf Uhr scheint sich einiges Leben in den stumpfen Zügen der Blöden zu regen und mühsam dreht sich der ungefüge Kopf nach der Seite des engen Gäßchens, von wo der Weg aus der Schule führt. „Wer ist z'erst bei der Marie?“ hört man den kleinen Christian von ferne schreien; „ich! ich!“ rufen dreierlei Stimmen, und in athemlosem Wettlauf rennen drei Buben und ein Mädchen herbei, triumphirend hält sich das erste an der Schürze der Marie, die in unartikulirten Tönen ihre Freude zu erkennen gibt.

Selten kommt eines der armen Kinder nach Hause, ohne etwas für die Marie mitzubringen, sei es ein Apfel oder ein Stückchen Oelkuchen, das sie von einem wohlhabendern Kameraden erbeutet, sei's ein Streifen buntes Papier, ein Bildchen oder nur ein farbiger Glasscherben. „Die Marie versteht's gerade nicht, aber es freut sie doch!“ belehren sie einander mit überlegener Einsicht, und die Blödsinnige ist vergnügt darüber, spielt eine Weile damit und läßt es dann fallen. „Und sie weiß, was zum Essen ist und was zum Spielen,“ rühmt Christian als einen Beweis ihres Verstandes, „sie hat nur ein einziges Mal einen Glasscherben in's Maul geschoben; es gibt viel rechte Kinder, die das noch nicht wissen: der Schuhmacherin ihr Kätherle hat einmal, wie's dunkel war, ihren Brei auf den Kopf geschmiert, statt in den Mund!“

Die Kinder wissen wohl, was jetzt die Marie will, wenn sie den Kopf nach einer andern Seite dreht; „sie merkt's!

sie merkts!" rufen sie wieder, als ob sie eine besondere Probe von Scharfsinn abgelegt hätte; auf dieser Seite steht nämlich ein Kinderwägelchen, das der Vater selbst ziemlich roh zusammengezimmert, gerade stark genug, um die plumpe Gestalt der Blödsinnigen zu tragen.

Nun handelt sich's darum, einen mitleidigen Nachbar oder Vorübergehenden zu gewinnen, daß er die Schwester hilft in's Wägelchen heben, denn die Kinder, selbst wenn die Mutter mithilft, kommen damit nicht zu Stande. „Sie ist gar schwer, wie der schwerst' Mann," sagt Bruder Gottlieb wichtig, als ob sogar das noch eine Art von Ruhm wäre.

Nun aber lacht die Blöde und die Kinder mit, wenn sie im Wägelchen sitzt; zwei schieben und zwei ziehen, und je schneller es geht, je ärger das mangelhafte Fuhrwerk über die Steine holpert und poltert, desto lauter und fröhlicher wird das Lachen, als ob da ein besonderes Glück eingekehrt wäre; unermüdet ziehen und schieben die kleinen Buben und nur die mächtige Stimme des Vaters vermag sie zum Essen zu rufen.

Wer aber auch sonst mit Ekel und Widerwillen sich von der Blödsinnigen abwendet, der muß doch eine Freude haben, sie zu beobachten, wenn sie den Vater kommen hört, dessen Schritt sie aus allen kennt, besser als die gesunden Kinder. Da lacht das ganze Gesicht, da versucht sie die lahmen Arme zu heben, um ihre Freude auszudrücken, und einmal, meint man, müssen die Freudentöne, die sie ausstößt, zum wirklichen menschlichen Laute werden. Der Vater ist ein rauher Mann, aber diese rührende Freude des armen Geschöpfes ist der beste Beweis, daß sie, die er mit seinem sauren Schweiß nähren muß, ohne je den kleinsten Dienst, die geringste Hilfe von ihr hoffen zu dürfen, daß sie nie ein hartes Wort,

eine rohe Begegnung von ihm erfahren durfte; — er lacht selten, aber sein Auge wird oft feucht, wenn er seine arme Marie liebkosend auf den Kopf patscht, wie unbegreiflich auch Andern hier eine Liebkosung erscheinen mag.

Der Vater trägt ohne Mühe die schwere Last hinein und setzt sie an den Tisch, den sie abermals mit wohlgefälligem Lachen begrüßt. Es geht oft schmal her an dieser Tafel, auch sind die Kinder des Hauses keineswegs Engel und man hört manchmal schreien: „Der Christian hat mehr als ich! Die Hanne hat schon zweimal gehabt und ich erst einmal! Der Peterle hat von mei'm Brod genommen!" wie denn solch mißtönendes Konzert zu Zeiten von Kindern sehr gebildeter Häuser aufgeführt wird, die ganz und gar keinen Mangel leiden. Aber wie sparsam auch die Bissen sein mögen, die Marie hat jederzeit ihren Teller voll. „Seht, ihr seid gesund, ihr könnt laufen und springen," stellt die Mutter den Kindern vor, „ihr könnt euch an allerlei freuen, die Marie hat gar nichts auf der Welt, was sie freut als das Essen!" Und die Kinder sehen das vollkommen ein, nicht ein einzig Mal hat Eins von dem Antheil der Schwester begehrt oder neidisch darnach gesehen.

Auch mit der Kleidung der Familie ist es überaus sparsam bestellt: geflickt werden die Kleider, aber auf dieselbe Couleur kann man durchaus keine Rücksicht nehmen; die Beinkleider der Buben sind oft eine wahre Musterkarte, und an dem Werktagsröckchen der Hanne ist der Urstoff kaum mehr zu erkennen; die Ellbogen der Wämser werden nach guter alter Sitte mit ledernen Herzen etwas gesichert und Schuh und Strümpfe im Sommer nur am Sonntag getragen; die Marie aber hat jederzeit ein sauberes Gewand von starkem Barchent, im Winter sogar von grobem Biber und

gute Schuhe und Strümpfe. „Nu das kommt mir unnöthig vor, Nachbarin," meinte die Schlosserin von drüben, „bei dem „Dakel" (Cretin) — Sie nimmt mir's nicht übel — ist's ja doch nicht angelegt, da würd' ich das neue Zeug doch lieber an meine gesunden Kinder wenden." „Sieht Sie, Nachbarin," entschuldigt sich die arme Frau, indem sie die Kränkung verbeißt über diese verächtliche Benennung ihres armen Kindes, „so ein arm' Geschöpf ist ohnedem von Jedermann gering angesehen und die Leute haben einen Daulen*) davor, da will ich sie doch ordentlich kleiden, daß ihr Anblick nicht noch widerlicher wird; meine Andern sind gesund und sauber, gottlob! und wenn sie groß gewachsen sind, so fragt kein Mensch mehr, was sie zerrissen haben, wie sie noch klein waren; und die Marie merkt's, sie merkt's, Nachbarin, wenn sie ein neu Gewand an hat, sie streicht dann ganz vergnügt daran hinunter."

„Nun, es ist schön von Euch, daß Ihr's so geduldig annehmet," sagte die Nachbarin mit der rücksichtslosen Geradheit, mit der das Volk wunde Flecke berührt, „eine schwere Heimsuchung bleibt's doch, so ein Kind zu haben!"

„Mag sein, Nachbarin," gibt die Mutter zu, „aber das Aergste ist's noch lang nicht. Da hat der Herr Regierungsrath drüben einen Sohn, das ist ein schöner junger Herr, stattlich und wohlgestalt mit seinem guten Verstand. Von dem haben sie aber nichts als Jammer, seit er zum Studiren fort ist: das eine Mal kommt er heim mit einer Schmarre im Gesicht, das andere Mal kommt er gar nicht; Schulden soll er haben, daß es ein Graus ist, und kein Examen kann er nicht machen. Nein, Schlosserin, so bittre Thränen, wie

---

*) Ekel, Widerwillen.

ich die arme Frau habe weinen sehen, da drüben an dem hintern Fensterlein, das zu uns herüber geht, so hat mich meine arme Marie noch keine gekostet. Unser Leid ist eins von Gottes eigener Hand, das ist leichter zu tragen."

„'s ist wahr," gab die Schlosserin zu, „Ihr könnet nichts dafür, wiewohl's auch Leute gibt, die meinen, man müsse sich besonders versündigt haben . . . ."

„Hat mir auch gewurmt im Anfang," sagte die Mutter, „wie ich gesehen hab', daß das arme Ding nicht wird, wie andere Leute, aber da verdank' ich's dem lieben Heiland tausendmal, daß er das Wort von dem Blindgebornen gesprochen hat: ‚Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm.' Wie nun der liebe Gott an dem armen Tropfen dereinst sein Werk offenbaren wird, das ist Seine Sache, da brauch' ich mich nichts darum anzunehmen."

„Ist Alles noch gut, so lange Ihr lebet," war wieder das Bedenken der Nachbarin, „aber wenn Ihr vor dem Mädle sterben müßtet . . . ."

„Am liebsten möcht ich sie freilich einmal mit mir nehmen," sagte die arme Mutter mit nassen Augen, „aber das weiß ich auch, so lang meine Andern ein Stück Brod haben, so lange kriegt die Marie auch ihren Theil daran. Ich hab's ihnen schon oft gesagt: wer einmal die Schwester nimmt, der übernimmt den Segen mit ihr. Und sie haben's auch schon miteinander ausgemacht: der Christian, der lernt ein Handwerk und nimmt sie zu sich, die Andern legen dann zusammen zu einem Kostgeld, so thun Alle etwas an ihr."

Ein Segen unter dem niedrigen Dache ist in Wahrheit dieß arme Geschöpf, das so Vielen erscheinen könnte als ein Fluch; wenn auch nicht ein Segen, der sich zählen und

messen läßt. Ein Segen ist schon die Uebung uneigennütziger Liebe, und selbst in den kümmerlichsten Zeiten haben die armen Leute das Vertrauen auf Gottes Durchhilfe nicht verloren, der liebe Gott thät's doch der armen Marie nicht zu Leid, daß wir Noth leiden müssen," war ihr getroster Glaube, „die kann ja nichts dazu thun."

„Ich möchte so gern auch oft ein besondres Gebet sprechen für unser armes Kind, beim Morgen- oder Abendsegen," hatte die Mutter einmal ihrem Beichtvater geklagt, „aber ich finde kein paßliches Gebet, den Habermann und das Starkenbuch habe ich schon aus und ein gesucht, aber da kommt nichts für unsere Umstände." Der Geistliche setzte ihr ein kurzes Gebet auf, das wurde nun mit besonderer Andacht jedesmal nach dem Abendsegen gesprochen: „Lieber Heiland, nimm unter die Flügel Deiner ewigen Erbarmung auch unser armes Kind, das Herz und Hände nicht zu Dir erheben kann. Dein Geist wolle sie vertreten mit unaussprechlichem Flehen und Seufzen. Uns aber laß nicht müde werden in Geduld und Liebe, auf daß wir freudige Herzen haben am Tage Deiner Zukunft, wenn uns Dein verborgener Rath dereinst offenbar wird."

Und so oft sie diese Worte sprechen und hören, zieht durch die einfältigen Herzen eine Ahnung der seligen Zukunft, wo auch die ängstlich harrende Kreatur wird erlöst werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Und wenn diese taube Blüthe einst abfallen wird vom Lebensbaume, können wir dann sagen, daß das arme Wesen, das nie ein Lebensgefühl gekannt, das nie geblüht und keine Frucht getragen, können wir sagen, daß es vergebens gelebt?

3.

In goldener Sommerfrüh führten sie einen Sarg hinaus, reich bedeckt mit Blumen und Kränzen, all das traurige Schwarz war überkleidet mit der bunten Herrlichkeit, ein Zug blühender junger Mädchen folgte dem Sarge; es war ein Mägdlein von sechzehn Jahren, das sie zur Ruhe geleiteten.

Sechzehn Jahre! wer denkt sich da nicht eine liebliche Rosenknospe? ein blühendes, fröhliches Geschöpf, so recht in der ersten, hellen Lust und Freude des Daseins, und blickt mit tiefer Wehmuth der Schlummernden nach, die so frühe scheiden mußte, so lange ihr das Leben noch so schön war.

Ach, dem ist nicht so, und wer das Kind gekannt hat, der seufzt: wie gut hat's doch der liebe Gott gemacht, daß er das arme Geschöpf heimgerufen hat!

Wer den Werth des Lebens nur in dem sucht, was er genossen und was er gethan hat, für den ist dieß Leben ein vergebliches gewesen, denn die, die sie nun einsenken unter dem Gesang:

Ei wie so selig schläfest du
Nach manchem schweren Stand,

die hat nichts genossen hienieden und nichts gethan, — sie hat nur gelitten. Doch nein, das wäre zu viel gesagt, sie hat auch geliebt und hat Liebe genossen, darum ist sie freilich kaum eine taube Blüthe zu nennen. So früh hatte die Leidensschule begonnen für die arme Gertrud, daß sie sich nie einer Zeit erinnerte, wo sie gesund und fröhlich gewesen wäre, nie einer Stunde ganz frei von Schmerzen. So lange sie wußte, lag sie im Bette oder saß im Lehnstuhl, gekrümmt, gelähmt, von Gliederweh oder von Brustschmerzen gequält. Die Mutter wußte wohl, daß sie einst ein liebliches kleines

Kindlein gewesen, weiß und roth mit blauen Aeuglein, den klaren blauen Augen, die auch bis zum Tode noch die einzige Schönheit des schmerzverzogenen Gesichtchens blieben. Aber früh hatte das Leiden angefangen: die englische Krankheit, und wer weiß, was für andere Krankheiten noch, hatten gar bald das zarte Kind befallen, und das einzige Wunder war nur, wie es so lange hatte leben können.

Und doch hat sie nicht geklagt und doch hatten die schmalen Lippen ein Lächeln, die blauen Augen einen freundlichen Blick für Jeden, der an ihr Schmerzenslager trat. Nicht einmal hatte sie gefragt: „Mutter, warum muß ich so viel leiden?" sie fragte nur: „Mutter, warum sind denn alle Leute so gut gegen mich?" und wenn die Mutter fragte: „Warum klagst Du denn nie, arme Gertrud, wenn Du so viel Schmerzen hast?" da antwortete sie lächelnd: „ei, das wäre langweilig für Euch, wenn ich immer seufzen wollte, da käme Niemand mehr gern zu mir! Dir allein sag' ich's wohl, Mütterlein," und sie ließ das müde Haupt an der Mutter Brust sinken: „Du bleibst doch bei mir."

Die Mutter freilich, sie wachte über sie mit doppelter Liebe und war unermüdet, alles aufzufinden, was ihr Leiden lindern, die einförmigen Tage erheitern konnte; fröhlich konnte nun die arme Kranke wohl nicht sein und ein lautes Lachen hatte man nie von ihr gehört, aber heiter konnte sie werden und ihr Lächeln hatte etwas unbeschreiblich Liebliches, wenn es einem auch die Thränen in die Augen trieb.

Auch einförmig dünkte ihr das Leben nicht, das Andern so unendlich trostlos erschien; sie erlebte gar viel und mancherlei: eine neue rosenrothe Bettdecke schon war ein erfreuliches Ereigniß, alle kleinen Familienfeste wurden vor ihrem Bette gefeiert, sie selbst mit ihren schwachen Händchen ordnete

die Geburtstagsbescheerung und lächelte glückselig über die Ueberraschung des Beschenkten. Zu Ostern wurden die bunten Eier in ihrem Stübchen versteckt, sie saß dann meist schneeweiß angekleidet in dem bequemen Lehnstuhl, den ihr die Großmutter geschickt, und vergaß für eine Weile ihre Schmerzen in dem Interesse, mit dem sie den kleinen Geschwistern zuschaute beim Suchen, bis endlich die verborgenen Schätze gefunden waren. Auch für sie selbst fanden sich immer noch kleine Ueberraschungen, obschon all der Schmuck des Lebens, all die kleinen Bedürfnisse, um die sich Mädchenwünsche sonst drehen, für sie nicht vorhanden waren. Sie brauchte kein neues Kleid, keinen Sommerhut mit Rosabändern, keine künstlichen Blumen und seidenen Schleifen, kein Sonnenschirmchen, kein Arbeitstischchen mit zierlichem Geräth, — aber sie brachten ihr schöne Blumengläser mit immer frischen Blumen, Kleinigkeiten zum Schmuck ihres Zimmers, ein goldgelbes Kanarienvögelchen in einem glänzenden Käfig, hübsche Bilder und Bücher. Vor allem Bücher! Da glänzten ihre blauen Augen und das lieblichste Lächeln erhellte ihr mattes Gesicht, wenn ein neues Buch kam; „ach lieber Gott," konnte sie aus tiefster Seele sagen, „wie gibt es doch so viel Gutes und Schönes!"

Aber all diese kleinen Freundlichkeiten können doch nur kurze Sonnenblicke werfen in ein so trauriges Dasein, von ihnen konnte das Friedenslicht nicht ausgehen, das über diesem kranken Antlitz lag. Es war auch nicht immer so gewesen. Die Krankheit hatte früher noch Zwischenräume gelassen, in denen die Hoffnung auf Gedeihen und Genesung wieder auflebte, und die Mutter hatte Liebe und Zärtlichkeit, hatte aufopfernde Pflege für sie, — Ergebung in des Kindes Leiden hatte sie nicht. Sie wollte dieß Leben gewaltsam dem

Leiden abringen, sie gebrauchte Aerzte, Hausmittel, Wundermänner, Kuren aller Art, in jede setzte sie wieder ihre Hoffnung und weckte diese Hoffnung bei dem Kinde selbst; sie kaufte ihr hübsche Kleider und legte sie bereit, daß sie darin ausgehen könne, wenn es nun bald besser werde, sie erzählte ihr von allen Freuden der Welt, die für die Gesunden blühen, um sie zu erheitern und ihre Hoffnung zu beleben, — vergeblich; auf gute Tage folgten wieder schlimme Wochen und Monate, sie mußte Kleid und Hütchen wieder in den Kasten tragen, damit ihr Anblick das arme Kind nicht betrübe. Das Alles erhielt die Kranke nur in peinlicher Aufregung und die Mutter war nahe daran, die Vorsehung anzuklagen, die dem armen Kinde auch nicht die kleinste Freude gönne: Gertrud selbst wurde mitunter verstimmt und übellaunig, verbittert gegen die Frohen und Gesunden.

„Wir wollen beten, Gertrud, recht ernstlich beten," sagte endlich die bekümmerte Mutter, „ach, ich habe ja so oft schon vergeblich gebetet um Deine Gesundheit, nun wollen wir es miteinander thun; ist ja doch verheißen in der Bibel: wenn Zwei unter euch Eins werden um was sie bitten wollen von meinem Vater, das wird er euch geben — so muß er's doch gewähren." Und sie beteten heiß und inbrünstig, Mutter und Kind; von der Zeit an begann Getrud, deren Geist sich unter allen Leiden früh entwickelt hatte, selbst in dem heiligen Buche zu lesen und zu forschen, aus dem sie gerne bis jetzt den einzelnen Geschichten und frommen Sprüchen gelauscht hatte.

Auf kurze Besserung folgte wieder ein trauriger Rückfall. Mit unsäglicher Herzensbitterkeit saß die arme Mutter, als der heftige Anfall vorüber war, an dem Schmerzenslager des Kindes: „es ist alles vergeblich, auch das Beten ist um=

sonst," sagte sie mit tonloser Stimme und ihr trüber Blick sah erstaunt auf dem bleichen Gesichtchen ein so liebliches, friedevolles Lächeln, wie nie zuvor.

„Ist Dir's besser, arme Gertrud?" fragte sie.

„O viel besser in meinem Herzen," sagte die Kranke leise, „es war doch nicht vergeblich gebetet, Mutter."

„Aber Du bist ja schwächer als je, Du armes Kind!"

„Der Herr hat mir doch keinen Stein gegeben für Brod," sagte Gertrud mit sanftem Lächeln, „ich weiß nun, daß er mir etwas Besseres geben kann, als Gesundheit, es ist mir so wohl im Herzen, o Mutter, jetzt kann ich gerne warten, bis ich gesund werde, oder — bis ich heim darf."

„Aber Er hat unser Gebet doch nicht erhört!" warf die Mutter ein, die für das sanfte, geduldige Kind noch viel heißeres Mitleid fühlte, als zuvor für das klagende.

„Wir haben nicht so gebetet, wie der Heiland selbst, mit dem Schlusse: nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" sagte Gertrud, die in den letzten Tagen gar viel über das alles nachgedacht.

„Aber der Herr hat alle Kranke geheilt, die zu ihm kamen, alle! kann er das nicht jetzt noch?" beharrte die Mutter mit dem Eigensinn eines kranken Herzens, während es ihr doch süß und wunderbar klang, sich trösten, ja belehren zu lassen von dem Kinde, das so schwach und hilflos vor ihr lag.

„Das war ja zu der Zeit, wo sie alle noch nicht wußten, daß es der Herr war," sagte Gertrud mit der zweifellosen Sicherheit eines gläubigen Herzens, „da mußten sie Ihn erst erkennen lernen; wir wissen das jetzt alles gewiß und brauchen kein neues Wunder mehr, wir können wohl Geduld haben, wir sind ja sicher, daß ein seliger Himmel auf uns wartet."

Und dieser süße Friede blieb dem Kinde eigen durch alle Leidenstage, die sie noch zu durchleben hatte; jetzt erst, nun sie ihre Seele und all' ihr schmerzliches Geschick ganz in Gottes Hand gelegt, fand sie auch die Fähigkeit, sich am Kleinsten zu freuen, und die Geschwister, die sonst nur aus Pflichtgefühl mit einer gewissen Scheu sich der kranken Schwester genaht hatten, fühlten unbewußt die reine höhere Lebensluft, die das kranke Kind umwehte, und ihr Stübchen wurde allmälig der liebste Sammelplatz der kleinen Familie.

Arbeiten konnte sie selten; die wenigen Kleinigkeiten aber, die ihre verkrümmten Fingerchen mühsam zu Stande gebracht, wurden mit bewunderndem Jubel aufgenommen und wie Kleinode verwahrt. „Das hat unsere Gertrud gemacht!" rühmten die Geschwister und konnten nicht begreifen, daß Andre nicht in gleiches Erstaunen über diese kümmerlichen Arbeiten geriethen. Aber lernen wollte sie, mehr als für ihre schwache Kraft zuträglich war; mit ihren hellen klugen Augen sah sie so verständig in die Augen des Lehrers, machte so eingehende, ernste Fragen, daß der meinte: „man muß sich wahrhaftig zusammennehmen bei dem kleinen Mädchen." Man gestattete ihr nur wenige Lehrstunden mit Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit, aber sie hatte so gut Zeit zum Nachdenken und that das in jedem etwas schmerzfreien Augenblick. „Warum plagst Du Dich denn mit Lernen, Gertrud?" fragte der Bruder, dem Grammatik und Wörterbuch keineswegs als Genußmittel erschienen, „Du brauchst's ja nicht, Du kommst doch nicht unter die Leute, an Deiner Stelle thät' ich nur unterhaltende Geschichtenbücher lesen!"

„Weißt Du," sagte Gertrud, „ich habe einmal gelesen, all' unsere Stunden seien Fruchtkörner, uns gegeben, daß sie verarbeitet werden zu Brod, das uns nähre und stärke in Zeit

und Ewigkeit, da denke ich denn, wenn ich gar nichts thue, so ist's, wie wenn ich das Korn auf den Boden werfen würde, wo es verdirbt, darum will ich lieber probiren, Brod daraus zu gewinnen."

Neben all' der kindlich rührenden Freude, mit der sie an den kleinsten Gaben des Lebens sich ergötzen konnte, lebte eine tiefe, geduldige Sterbenssehnsucht in dem Kinde; das war natürlich, aber es ist nicht so bei allen Leidenden; Gertrud jedoch war ganz und vollkommen daheim mit ihren Gedanken in der seligen Heimat, die sie erwartete, war fertig, in jedem Augenblick zu gehen! Und doch wurde sie nicht so bald gerufen!

Der Tod kehrte ein in dem Hause, er nahm nicht das müde, sterbensfreudige Kind, die Mutter war es, die heimgerufen wurde inmitten ihres Tagewerks, die mit schwerem, sorgenvollem Herzen den Kreis ihrer Kinder überblickte, vor allem ihr Schmerzenskind, dem sie noch so nöthig war. „O, ich wollte, ich könnte Dich mit mir nehmen!" seufzte sie aus tiefstem Herzen, wenn die arme Gertrud sich mühsam an ihr Lager geschleppt hatte und durch die strömenden Thränen sie so innig liebevoll ansah. „Bitte Gott, daß ich bald kommen darf!" war alles, was Gertrud erwidern konnte. So wie die Andern konnte sie nicht klagen und jammern an der Leiche der Mutter, sie mußte es ihr gönnen, daß sie schon heim durfte, Sterben dünkte ihr so schön! Sie klagte nie über das Vermissen all' der kleinen Liebesdienste, die ihr die Mutter geleistet, auch war ein freundlicher Wettstreit unter den Geschwistern, sie nichts vermissen zu lassen, und das kranke, schwache Kind wurde allmälig zur geistigen Autorität des Hauses. „Gertrud ist so gescheidt," wurde oft mit Stolz von ihr gerühmt, wenn sie einen Ausspruch Gertruds erzählten.

In Gertruds Stübchen wurde die Morgen- und Abendandacht gehalten, Gertrud überhörte geduldig alle Schulaufgaben und half nach bei Aufsätzen. „Zu viel darfst Du mir nicht helfen," meinte zwar die Schwester, „weißt, was Du mir sagst, ist gleich so schön, dann merkt der Herr Maier, daß ich's nicht selbst gemacht!" Alle kleinen Anliegen und Sorgen des mutterlosen Hauses wurden Gertrud vorgetragen, weil Gertrud so gescheidt war! „Sagt mir's nur am Abend," bat sie, „dann kann ich mich bei Nacht darüber besinnen." Das arme Kind genoß selten eine Stunde ruhigen Schlafs! Und am Morgen hatte sie sich dann besonnen, gab lächelnd ihre Meinung ab, und freute sich innig, wenn ihr Rath gut und brauchbar gefunden wurde. Sie redete nicht viel von der verstorbenen Mutter, aber sie schien in stetem Verkehr mit ihr zu leben, in geduldiger Hoffnung, ihr bald zu folgen; nichts machte sie betrübt, als die Bemerkung des Doktors, die sie einst gehört: daß kranke Leute wie sie noch steinalt werden können.

Eine zweite Mutter kam in das verwaiste Haus, ein jugendlich anmuthiges Gesicht beugte sich über die arme Kranke und versprach ihr, mit mütterlicher Treue ihrer zu pflegen. Sie hat Wort gehalten und mit inniger Liebe rankte sich das schwache Pflänzchen an der neuen Stütze empor. Mit frischem Muthe begann die junge Mutter allerlei Versuche, dem Kinde aufzuhelfen — es war vergeblich, aber Gertrud empfand die Liebe darin und schmiegte sich glückselig an die schöne, junge Mutter, wenn sie hie und da an ihrer Seite in's Freie fahren durfte. „Es ist so schön, daß Du da bist," sagte sie, „so haben wir eine Mutter im Himmel und eine auf Erden, und wenn ich sterbe, so sind die andern nicht allein."

Es blieb nicht lange so. Die junge, blühende Frau

mußte ein neues Leben mit ihrem eignen erkaufen, und das leidensvolle Dasein der armen Gertrud sollte noch nicht enden! Sie war fast noch schmerzlicher betrübt, als bei dem Tode der ersten Mutter, sie konnte es dießmal viel schwerer begreifen, warum es so kommen mußte; „aber ich werde es bald erfahren,“ sagte sie endlich in stiller Ergebenheit.

Allzu lange durfte sie nicht mehr warten, doch sie mußte noch den Kelch des Leidens bis auf die unterste Hefe leeren. Aber sie blieb geduldig und ergeben, freudig in ihren lichten Augenblicken, in seliger Erwartung des nahen Zieles.

Die schönste der Blumen, Grandiflora, die Königin der Nacht, die nur wenige Stunden inmitten der Nacht ihre stille Schönheit enthüllt, schließt die weißen Blätter über dem goldnen Kelch vor Tag, ehe sie welkt, und nie hat ein irdischer Morgen ihre strahlende Lieblichkeit gesehen.

Diese Blüthe, deren verborgene Schönheit kein irdisches Auge erblickt, schloß sich auch noch vor dem Welken; ihre letzten Stunden waren unbewußt, unbewußt wenigstens der Leiden, der schweren Kämpfe, welche endlich die schwache Hülle sprengten; ob die Seele in diesen dunklen Stunden geheime Zwiesprach gehalten mit dem Herrn, der ihr nun die Pforten der ewigen Heimath offen hielt — wir wissen es nicht.

Wird sie nun wohl ihr trübes Dasein beklagen, wird sie eines der jungen Wesen beneiden, die in frischer Blüthe und gesunder Kraft, in fröhlichem Genusse des jungen Lebens, in heiterer Erwartung künftiger Freuden neben ihr aufgeblüht sind? — ich glaube nicht.

„Ach, wie gut ist's, daß der arme Tropf endlich gestorben,“ meinten so Viele, „wozu hat sie aber gelebt? War doch ihr Leben nichts als ein Leiden für sie selbst und eine Plage und Mühe für Andere!“

Die werden nicht so fragen, die den verborgenen Reichthum dieses Herzens, den tiefen Frieden dieses leidensvollen Daseins erkannt, die nicht, denen an diesem Schmerzenslager die Wahrheit einer höhern Welt klar geworden, die an diesem stillen Grabe um Kraft gebetet, auch solchen Frieden zu erringen.

Sie hat nie geblüht in Lebenslust und Freude, sie hat nie wirken und schaffen können für sich und Andere — eine taube Blüthe in Menschenaugen, und doch hatte der Herr den Keim zu köstlicher Frucht in sie gelegt.

Margarethens Sylvesterabend.

Es ist selten, daß ein neues Jahr in finstern, stürmischen Nächten seinen Einzug hält. Wenigstens so weit ich zurückdenken kann, kam es meist in einer klaren, sternhellen, schneekalten Nacht. — Eine solche war denn auch heute, — nicht zu rauh, eben die frische belebende Kälte, in der man sich gern ein Weilchen umtreibt, und die uns die warme Stube nachher recht lockend und behaglich macht.

Die Straßen der alten Universitätsstadt waren ziemlich belebt, und aller Orten schien sich eine fröhliche Neujahrsfeier vorzubereiten. Muthwillige Burschen mit Pistolen und alten Büchsen rotteten sich zusammen, um der klugen Polizei zum Trotze das Neujahr anzuschießen, unaufhörlich schellten die Glöcklein der Kaufladen und Konditoreien: Punschessenz, Arak, Orangen, feines Backwerk für elegantere Zirkel, — Kaffee und Brezeln für einfachere Kreise wurden noch geholt; alle Wirthschaftslokale waren erleuchtet, da und dort rauschte schon Ballmusik, zu Fuß und zu Wagen kamen wohlverhüllte Damen an, und verrätherisch schimmerten die luftigen Ballgewänder unter dem dunklen Ueberwurf.

Auf dem Marktplatz fing bereits Publikum dritter Klasse sich zu sammeln an; es war seit alter Zeit so, daß junge Leute aller Art hier den zwölften Schlag der großen Rathhausglocke erwarteten, um sich dann, so geräuschvoll als möglich, ‚das neue Jahr abzugewinnen, das heißt, dem Andern zuerst „Prosit Neujahr!“ zuzurufen.‘ Dieser Zeitpunkt war zwar

noch fern, der Zeiger stand noch nicht einmal auf neun; aber wer übrige Zeit hatte von dem jungen, warmblütigen Volk, der fand die Promenade jetzt schon vergnüglich. Mit vornehmen Köpfchen schnurrten die Bürgerstöchterlein an Dienstmädchen und ehrsamen Handwerksgesellen vorüber, hatten dagegen viel zu kichern und zusammenzuflüstern, wenn ein Trüppchen lustiger Studenten ihnen im Vorbeigehen neckische Worte zuwarf, oder Miene machte, sich dem Zuge anzuschließen.

Ganz oben, im Dachstock eines der hohen Häuser auf dem Marktplatz, blinkte ein bescheidenes Lichtlein hinter geschlossenen Jalousieen auf das leichtsinnige Treiben herunter, — es brannte in dem Stübchen der Frau Margaretha Hauser, einer vielgesuchten Pflegerin für Kranke und Wöchnerinnen in der Stadt.

Das Stübchen war gar behaglich und es war der Frau Margarethe nicht übel zu nehmen, daß sie so recht geruhig auf dem alten Lehnstuhl in der warmen Ofenecke sitzen blieb, und sich wenig kümmerte um den fröhlichen Tumult auf der Straße. Auf dem Tischlein vor sich hatte sie den alten Arnd aufgeschlagen, an dessen frommen Betrachtungen und anmuthigen Bildern sie sich immer wieder auf's Neue erbaute.

Ein gewisser bescheidener Luxus zeigte sich in dem Stübchen: zwischen den zwei Fenstern der Vorderwand stand ein Sopha mit zitzenem Ueberzug, davor ein alterthümlicher, eichener Tisch mit schweren, gedrehten Füßen, zur Seite eine gebohnte Kommode mit Aufsätzen, oben mit blauen Meißner Tassen und einem Napoleon und Papagei von Gyps verziert, die einträchtig neben einander standen; Frau Hauser war weder für den einen noch für den andern besonders eingenommen, aber aus Pietät für den seligen Hauser, der sie einst gekauft und aufgestellt hatte, ließ sie sie stehen.

Das Bücherbrett mit ihrer kleinen Bibliothek, meist geistliche Bücher, stand über dem reinlichen Bett im Alkoven; daß zwischen dem ehrwürdigen Scriver, Hiller und Spener ein altes Commersbuch stand, hätte Niemand der respektablen alten Frau zugetraut; auch die grüne Studirlampe nahm sich auf ihrem Tischchen etwas leichtfertig aus und wurde ihr von Basen und Nachbarinnen als ein Hochmuth ausgelegt.

Frau Margarethe schien aber weder leichtfertige noch hochmüthige Gedanken zu haben, wie sie so da saß, recht andächtig in das oft gelesene Buch vertieft; eben hatte sie unter den Gleichnißbildern eines aufgeschlagen, das nach der Umschrift darstellt: „Eine Hand so Zwiebeln schneidet,“ mit der Unterschrift: „Nicht ohne Thränen.“ — „Nicht ohne Thränen,“ sagte sie vor sich hin und nickte nachdenklich mit dem Kopf dazu, „ja wohl nicht ohne Thränen.“ Sie war so in ihre Betrachtung versunken, daß sie nicht einmal hörte, wie ihre Nachbarin, die Wäscherin vom Hinterhaus, in ihr Stübchen trat, — ohne zu klopfen, denn „bei Nacht klopfen die Hexen an,“ ist die Volksmeinung.

„Wollt' nur mein Lämplein bei Ihr anzünden, Nachbarin; hab' keine so Dinger, so Zündhölzer mehr im Haus; so ein Büchslein ist auch viel leichter verlegt, als vor Zeiten ein ordentliches Feuerzeug.“ „Sitzt Sie nicht ein Bischen, Nachbarin?“ fragte Frau Hauser, obschon sie lieber allein geblieben wäre; „Sie wird's Sitzen schon leiden können.“ „Da hat wieder Sie Recht, Nachbarin,“ sagte die Wäscherin, sich auf einen Stuhl niederlassend, von dem sie ohne Umstände die Katze mit einem Puff vertrieb; „zu waschen gab's zwar heut nichts, auf's Neujahr richten die Leute doch nicht gern eine Wasche an; war nur im Putzen bei Professor Bullers, damit die faule Ricke gewiß auch auf dem Markte

herumscharmuziren kann.“ „Nun, so hat Sie doch auch noch einen Verdienst vor den Feiertagen,“ warf gutmüthig Frau Margareth ein. „Da hat wieder Sie recht,“ gab die gestrenge Frau Metzger zu, „aber ich sag' nur: wenn's uns, oder meinetwegen mir allein — Sie hat ja nicht gedient — aber wenn's mir in meinen Diensten passirt wär, daß ich in der Neujahrsnacht auf dem Marktplatz hätte 'umspazieren wollen, meine Frau selig, weiß Sie, die selige Kreuzwirthin, der alte Drach', — ja, ich weiß nicht, was sie mir gethan hätt'; die eiserne Kachel an den Kopf werfen, wäre noch das Höflichste gewesen.“ „Nu, ist gut, daß die Frauen nicht mehr so bös sind,“ sagte beruhigend Frau Hauser; „die Rike ist ein junges Mädle, der ist auch ein Vergnügen zu gönnen; uns selbst gelüstets nicht mehr zum Spazieren, nicht wahr, Nachbarin? wir sind froh, wenn wir am warmen Ofen sitzen dürfen.“ „Ja, ja, ist schon wahr, da hat wieder Sie recht,“ bruttelte die Wäscherin; „nun, Ihr Geschäft ist mehrentheils in der Stube; wäre aber doch nicht mein Geschmack, bei den Kranken zu wachen, ich habe doch zuletzt meine Nachtruh nach dem Waschen, wenn's auch oft nur die halbe Nacht ist; wird Ihr d'rum auch wohlthun, daß Sie einmal über die Feiertage daheim bleiben kann.“ „Freilich, es ist seit Jahren das erstemal, und wenn das liebe Büblein des Stadt-Pfarrers nicht gestorben wäre, so wäre ich noch nicht daheim,“ sagte Margareth mit einer Thräne im Auge; „o, Sie weiß nicht, Nachbarin, wie man eine Liebe faßt zu so einem Kindlein, ich meine oft noch bei Nacht, ich müsse zu ihm hinüber sehen! Giebt freilich oft auch schlimmere Nächte bei Kranken!“ — „Ja, ja, muß aber jetzt doch heim,“ sagte die Wäscherin, so gern sie sonst Krankengeschichten hörte, „habe der Magd drüben versprochen, ich wolle für sie einheizen, wenn ihr Herr

heimkommt, der alte Bruttler von Doktor, der doch nirgends hingeht; hätt' sonst auch gar kein Licht mehr angezündet. Gut' Nacht, Hauserin!"

Frau Margareth blieb zurück und schickte sich an, zu Bette zu gehen, sie hatte niemand, dem sie das Neujahr abgewinnen konnte, nur fiel ihr noch ein gar schönes Lied zum Jahresschluß ein, das ihr der fromme Herr Pfarrer, den sie in der Schwindsucht verpflegt, eigenhändig aufgeschrieben hatte; sie schloß, um es zu suchen, die unterste Schieblade ihrer Kommode auf, wo sie all ihre Heiligthümer verwahrte.

Sorgfältig geordnet lagen da gar mannigfaltige Gegenstände aus alter und neuer Zeit; sie blieben oft lange unberührt, da Frau Margareth durch ihren Beruf monatelang fern gehalten sein konnte. Es waren Andenken von Kranken, die sie verpflegt, kleine Jäckchen und Mützchen von Kindlein, die der Tod ihrer Sorge entnommen, ein Leintuch und ein feines, langes Hemd, das sie schon seit Jahren bereit gelegt für ihr eigenes Begräbniß, — nur das Gedicht wollte sich nicht gleich finden.

Aber etwas ganz Anderes als das fromme Lied des geistlichen Herrn hatte die Hand der alten Frau gefaßt, einen ganz leichtfertigen Gegenstand, eine rothe Studentenmütze, — ein Cereviskäppchen mit einer gewaltigen Trodbel! — und Frau Margareth ließ die Schieblade offen stehen mit all den Heiligthümern und setzte das Mützchen vor sich auf den Tisch, und sah es an mit seltsamem Lächeln, bis ihr die Augen übergingen, bis sie den Kopf auf den Tisch legte in heißem Weinen.

Es war kein bittres und trostloses Weinen, es waren Thränen, wie sie als alte Jugendfreunde gar selten noch ein=

kehren bei dem Alter, recht junge Thränen, die das Herz leicht machen, die den Schleier wegziehen, mit dem man vergangene Tage fein sachte zugedeckt hat, und sie mit einem Male wieder frisch und lebendig vor die Seele stellen.

Die Mütze hatte nicht einem Sohne der Frau Margareth gehört; — sie, die so viele fremde Kinder gepflegt, hatte nie ein eigenes Kindlein auf den Armen gewiegt; — — aber ein andrer, ein längst vergangener, ein langeverhüllter und doch unvergessener Sylvesterabend war mit diesem Anblick wieder vor ihrer Seele aufgetaucht.

Es war in derselben Stadt gewesen, — Frau Margarethens Leben hatte nicht viel äußern Wechsel erfahren, — auch damals war sie in einer bescheidenen bürgerlichen Stube, statt des zitzenen Sophas nur mit einem hölzernen Kanapee versehen. Und die respektable Frau Margarethe Hauser war damals Schlosser Müllers Gretchen gewesen, eine recht frische, rosige Knospe, ein unbefangen, bescheidenes Kind, häuslich fleißig, und im Stillen daheim erzogen. Die Mutter hatte streng darauf gesehen, das Mädchen fern zu halten von all dem Verkehr mit Studenten, der den Bürgertöchtern einer Universitätsstadt leicht einen gewissen Bildungsgrad, aber auch eine bewußte Koketterie gibt, die sie verdirbt für das schlicht bürgerliche Leben. Darum war es ihr auch recht gewesen, daß seit Jahren schon der vermögliche, ledige Secklermeister das hübsche obere Quartier ihres Hauses bewohnte und sie nicht genöthigt war, es an Studenten zu vermiethen. Seit einem Vierteljahr aber hatte der Seckler, dem das Treppensteigen gar schwer fiel, sich ein eigen Häuschen in der Nachbarschaft gekauft, die Schlosserin hatte nicht hindern können, daß ihr Mann die zwei hübschen Zimmer an einen

Studenten vermiethete, und einiges Vergnügen machte ihr's, daß sie die Stuben neu tapezieren und hübsch meubliren durfte; sie zeigte des „Herrn" Zimmer recht wohlgefällig ihren Nachbarinnen. Es war so weit auch ein recht ordentlicher Herr, vornehmer Leute Kind, die Frau Mama hatte ihm selbst seine Sachen eingeräumt, hatte bei dieser Gelegenheit einen Besuch in des Schlossers Stube gemacht und ihren Eduard der Sorgfalt der Hausfrau recht empfohlen. Gut war es vielleicht für die Ruhe der vornehmen Mama gewesen, daß die Schlosserin das schöne Gretchen für die Zeit des Einzugs zu des Müllers Base geschickt hatte, um bei der Hopfenernte zu helfen; ganz beruhigt über die ordentlichen Leute reiste die Frau Oberfinanzräthin ab.

„Nun siehst, Weib, daß es nichts so Arges um einen Studenten ist," meinte der Schlosser nach einigen Wochen, als der neue Hausgenoß nach einem freundlichen Gespräch mit dem Meister unter der Thür der Werkstatt eben die Straße hinauf ging; „es ist ein ganz gemeiner Herr, manierlich und freundlich, kommt zur Zeit heim, geht in seine Stunden und zahlt gewiß auch ordentlich." — „Hab' nichts entgegen, wenn nur das Mädchen nicht wär! Ich bedien' ihn zwar ganz allein, laß sie niemalen in seine Stube; aber siehst du denn nicht, daß er sie auf Wegen und Stegen begegnet und grüßt? und in das Mädchen, die ja sonst still ist, ist jetzt eine Lust und ein Leben gefahren, daß man sie nicht mehr kennt." „Ach was!" sagte der Schlosser, „solche Geschichten bilden sich die Weibsleut' ein, Ihr müßt gesorgt und gejammert haben: guckt man nicht nach Eurem Mädle, so ist's lez (unlieb) — guckt man nach ihr, so ist's wieder lez; Ihr heult bis sie einen Mann hat, und hat sie einen, so heult Ihr erst recht. Laß Du's in Gottesnamen gehen, und

hüt' nicht zu viel; das Mädchen muß lernen ihren Weg in Ehren gehen und mit allerlei Leuten verkehren." — „Nun ja, ich will nichts gesagt haben, gar nichts," sagte die Mutter, „aber umsonst redt' er nicht so mit ihr, und zieht die Kappe ab, wie vor einem Fräulein, und hat ihr neulich ein Sträußlein offerirt, will aber nichts gesagt haben, gar nichts, kein Brösamle nicht....; wenn nur der Seckler drüben nicht so gar kränklich wäre, und so viel älter als das Mädchen, — rechtschaffen ist er, und das Häusle hat er, auch das Gütle, sie könnten ein Schwein halten, nichts desto schöners, — und gern hat er sie, — ich wär' soweit wieder ruhig; aber sie ist doch noch so gar schrecklich jung....., will aber gar nichts gesagt haben; im Gegentheil."

Sylvesterabend kam; die Mutter hatte es rundweg abgeschlagen, als Gretchens Freundinnen sie auf den Marktplatz abholen wollten. „Der Nachbar Seckler kommt herüber und wir trinken einen Kaffee zusammen, ich habe einen dicken Kuchen gebacken, daß wir auch eine Lustbarkeit haben; das Fortlaufen taugt nichts," war ihr kurzer Bescheid, und Gretchen hatte sich ohne Murren darein gefügt.

So saßen sie denn nun um einen eichenen Tisch, der jetzt noch die Stube der Frau Margarethe zierte; den Ehrenplatz auf dem hölzernen Kanapee nahm der Nachbar Seckler, der ehemalige Hausbewohner, ein, ein kränklich und gutmüthig aussehender Mann mit einem bleichen, etwas aufgedunsenen Gesicht; er hatte sich seiner schwächlichen Umstände wegen zu dem Luxus eines blaugewürfelten Schlafrocks aufgeschwungen, den er als ein höchst elegantes Kleidungsstück zu diesem festlichen Abend ohne Bedenken trug; der Schlosser neben ihm, dessen männlicher Schritt und aufrechte Haltung den ehemaligen Soldaten verkündeten, hatte sich möglichst sauber

gewaschen und das gestrickte grauwollene Hauswamms angelegt; er war ein langer, hagerer, robuster Mann, versicherte aber immer, daß ihm vom russischen Feldzug ein Butzen geblieben sei, und er nicht zu alt werde; auch die allzeit geschäftige Hausfrau hatte sich mit dem Strickzeug zur Ruhe gesetzt, und nun erschien Gretchen mit dem glänzend braunen Kaffeegeräth, — Gretchen, frisch und hell, ein Maienröslein mitten im kalten Winter.

Der dicke Kuchen war wie ein Taufstein so groß. Der Lehrling, der am Ofen saß, hatte sich mit seiner Portion schon davon gemacht, um an dem Gassenunfug Theil zu nehmen. Eben kam Gretchen endlich dran, für sich selbst in die hübsche blaue Tasse einzuschenken, die sie einmal zum Hochzeitstrauß erhalten, da flog die Thüre auf und mit einem heitern: „Guten Abend beisammen!“ stürmte im Sammtrock und rothen Cereviskäppchen der Student herein, — ob jemand das helle, lichte Freudenroth auf Gretchens Wangen gesehen, weiß ich nicht. — Frau Müller erhob sich etwas ceremoniös: „Befehlen Sie etwas, Herr Henrichs? ich wußte nicht, daß man heute einheizen soll!“ „Man soll auch nicht einheizen, und ich befehle auch nichts!“ rief fröhlich der Studio, „ich bitte nur um ein Täßchen von Ihrem Kaffee, Frau Müller, und um ein Stückchen von dem gebacknen Mühlrad da, — es ist ungemüthlich, heut Abend allein zu bleiben.“ Und in freier, doch nicht unbescheidner Weise schob er zwischen die Mutter und Gretchen einen der hölzernen Stühle, deren Lehnen künstlich gewundene Schlangen bildeten. Halb geschmeichelt, halb beunruhigt, sagte Frau Müller: „Aber das ist nicht Ihnen Ihr Ernst, Herr Henrichs; heut sind ja die jungen Herren überall beisammen, im Lamm ist Commers und in der Krone ist Ball.“ „Wollen Sie mir's übel nehmen,

wenn ich nicht zu Ball und Commers gehe?“ sagte mit einer Röthe leichter Verlegenheit, die ihm gut stand, der junge Mann, „ich war sonst gewohnt, den Neujahrsabend mit meiner Mutter zuzubringen.“ Das bewegte der Frau das Herz, und der Schlosser rief erfreut: „Das ist schön, junger Herr, daß Sie mit uns vorlieb nehmen; so freut mich's; Sie werden dafür einmal recht schöne Neujahrsabende im eignen Hauswesen erleben, wenn Sie ihn in der Jugend nicht so in Rausch und Bausch zubringen.“ In dem Augenblick reichte Gretchen dem Studenten die blaue Tasse, die zum Glück noch unbenutzt war; seine schwarzen Augen sahen tief, tief in ihre blauen; die Liebe, die junge frische Liebe, die da kommt ungesucht, unbegehrt und unbewußt, zog in ihr junges Herz, und mit ihr der volle Glaube und die süße Hoffnung, alles müsse gut gehen, und da war kein Fragen, wie und warum?

Unbewußt, — denn Gretchen verlebte den Abend wie in einem goldnen Traum. Es war über sie gekommen wie ein unerhörtes, nie geahntes Glück; — daß er, der schöne, gescheidte, vornehme Herr, dem alle Freude und Lust offen stand, — daß er einkehrte in ihrer niedern Stube und unter ihnen vorlieb nahm, — ach, Gretchen war bescheiden, aber sie hätte denn doch kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht gefühlt hätte, es geschähe ihr zu lieb, — sie fragte, sie dachte, sie sorgte nicht; sie fühlte sich nur glücklich, unaussprechlich glücklich.

Bei Kaffee und dickem Kuchen blieb es aber nicht allein; Henrichs brachte die Theemaschine aus seinem Zimmer, um Punsch zu brauen, er brachte ganze Düten feinen Confekts, das er in zierlicher Ordnung auf die Platte zu den Resten des Kuchens legte. Die Mutter folgte ihm mit bedenklichen Blicken, wenn er so mit dem beglückenden Aussehen, das sehr schwer

zu unterdrücken ist für Einen, der etwas bringt, womit er Andre zu überraschen gedenkt, immer wieder neue Vorräthe holte, — der Nachbar, der nicht daran gedacht hatte, auch etwas zum Abendschmaus beizutragen, sah ein wenig verlegen und unbehaglich aus; nur der Schlosser nahm diese ungewöhnliche Generosität in jovialer Weise auf. „Was unter den Augen von Vater und Mutter geschieht, ist nichts Unrechtes," flüsterte er beruhigend seinem Weibe zu: und als später die Punschgläser dampften und der Student fröhliche Gesundheiten ausbrachte, da schwanden allmählich alle Bedenklichkeiten, selbst der Seckler brachte einen Toast aus auf alte Freundschaft und gute Nachbarschaft, der Schlosser kam mit oft vorgetragnen Schaudergeschichten aus dem russischen Feldzug, ohne zu bemerken, daß Gretchen dazwischen heiter auflachte über allerlei, was Henrichs ihr in's Ohr flüsterte; ihre Wangen glühten wie Purpursammt, ihre unschuldigen blauen Kinderaugen leuchteten in heller junger Freude.

„Es geht ein Lumpidus an unsrem Tisch herum," rief der Student mit Einemmale und erklärte, was das zu bedeuten habe: — daß Jedes ein Liedchen nach eigner Wahl singen müsse. Zu sprachlosem Erstaunen der Schlosserfrau ließ sich der Nachbar Seckler im blauen Schlafrock gar nicht lange bitten, sondern stimmte mit einem zierlichen Schnörkel und etwas schätteriger Stimme an:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh sie verblüh-hü-hü-hüt.

Auch der Schlosser mit seinem gewaltigen Baß sang ein altes Kriegslied mit dem Refrain:

Rosen so roth wie eine Glut,
Das bedeutet Soldatenblut.

Nun kam die Reihe an Gretchen, die aber wurde glutroth; sie hatte in der Schule gut singen können und dort allerlei schöne Lieder gelernt, jetzt aber wollte ihr kein einziges davon einfallen. „Ei so mach! sing's nächst' best' Schelmenliedlein!" rief der aufgeheiterte Schlosser. „Fällt Ihnen gar nichts ein?" fragte Henrichs, sie mit unverhohlnem Wohlgefallen betrachtend: da kam ihr, sie wußte nicht wie? ein Reimlein zu Sinn, das sie seit ihrer Kinderzeit nicht mehr gesungen:

Dort drunten im Thäle
Lauft's Wasser so trüb,
Und i kann dir's net sagen.....

Da blieb sie aber stecken und brachte nicht weiter über ihre Lippen. „I hab di so lieb," ergänzte der Student und fing ohne weitere Aufforderung seine Reihe an mit dem Schluß eines Volkslieds, indem er, mit leuchtenderen Augen als zuvor, Gretchens gesenkte Blicke suchte, und leise unter dem Tisch ihre Hand faßte:

Bald gehst du in dein Kämmerlein
Und betest still, du Reine mein;
O bete auch für meine Ruh!
Mein ganzer Himmel bist ja du.

„'s ist an der Frau Mutter," sagte der Nachbar, „und sie darf sich nicht weigern, ich hab's gehört, daß sie einmal eine der besten Kirchensängerinnen gewesen sei." „Schelmenliedlein habe ich niemals gelernt," sagte die Schlosserin mit einem Ernst, der nicht so recht in die fröhliche Stimmung der Andern passen wollte, „aber ich will singen, was ich noch kann;" und mit einer noch vollen und schönen Stimme hub sie das alte Kirchenlied an:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen.

Die Andern, zuerst etwas stutzig über einen so ganz verschiedenen Klang, stimmten bald auch mit voller Stimme in den Gesang ein, selbst der Student, dem das vielleicht zwei Stunden vorher noch unendlich komisch erschienen wäre, sang in gutem, herzlichem Ernst mit; Gretchen aber war es, als ob all die stürmischen Wellen, die in der letzten Stunde ihr junges Herzchen fast zum Zerspringen geschwellt hatten, sich unter den Tönen des frommen Liedes glätteten und ebneten zu einem ruhigen, klaren Strom; all die halbbewußten Träume und Wünsche, das Glück und das Bangen versenkte sie in diesen Strom. Und als sie so recht aus voller Seele den Schluß mitgesungen hatte:

So sei nun Seele seine
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen deinen Sachen Rath

war ihr ganz still und selig zu Muthe; da faltete sie unwillkürlich die Hände zum stillen Gebet, als eben jetzt die zwölf bedeutungsvollen Schläge vom Thurme erschollen. Mit vollem, klarem Blick begegnete sie Eduards Augen, als er ihr gute Nacht wünschte und ein glückseliges Neujahr; — und sie wußte am andern Morgen nicht mehr, ob ihr Wachen schöner gewesen sei oder ihre Träume.

Die Gedanken reisen schnell, — in weniger als einer halben Stunde hatte Frau Margaretha schon jenen glückseligen Neujahrsabend wieder durchgelebt, jeden Blick, jedes Wort, — ach und so viel schöne liebe Grüße und Blicke und Worte, die jenem Abend gefolgt waren, und noch Einen Abend, den schönsten und traurigsten von allen, wo die stille Liebe zum

erstenmal Worte gefunden hatte, den ersten und einzigen, wo sie sich getroffen hatten, ganz heimlich und allein in dem alten steinernen Gartenhaus im großen Baumgarten, den Abend, ehe Eduard nach dem Willen seiner Mutter abreisen mußte auf eine fremde Universität.

„Ich weiß alles, wie es ist," sagte Eduard, als er die Hand des zitternden Mädchens in der seinen hielt; „sie wollen es nicht haben; Deine Mutter in ihrer übermäßigen Rechtschaffenheit hat die meinige gewarnt, und so wurde ich mit einemmale überrascht mit der Erfüllung meines lange vergessenen Wunsches, nach Berlin zu gehen, und der Vormund schreibt mir viel Schönes über die Opferwilligkeit meiner Mutter; aber nur Geduld, es ist nicht zu lange, so darf ich selbst über mein Schicksal entscheiden ......" „Doch nicht ohne Deiner Mutter Segen?" fragte Gretchen erschrocken, in kindlicher Scheu die großen blauen Augen zu ihm erhebend. O nein, nein, Kind," beruhigte er sie, „die Mutter versichert ja wieder und wieder, daß sie einzig mein Glück wolle; sie will nur nicht glauben, daß Du mein Glück seiest, — wenn sie aber sehen muß, daß dem doch so ist, daß wir uns treu geblieben, dann, Margaretha, meine süße Perle, — wir leben nicht mehr in den alten grauen Zeiten, wo man Herzen gebrochen hat um Standesunterschiede, — mein Großvater selbst, der Obertribunalrath, war eines Bäckers Sohn, — und mein Gretchen wird eine Perle sein für jeden Stand; komm, Kind, laß uns hier das heilige Wort der Treue austauschen!" „Nein, o nein!" bat Gretchen ängstlich, „ohne Elternsegen ist kein Glück dabei! Du mußt ganz frei bleiben; ich bleibe Dir getreu, das weiß ich wohl; Du aber darfst thun, was Du willst. „Nun, so bleibe ich Dir auch getreu, und Du darfst auch thun, was Du willst!" rief Eduard lachend.

Sonst waren keine Gelübde ausgetauscht, keine Ringe gewechselt worden an jenem Abend, sie waren geschieden in all dem süßen Weh, dem vollen, seligen Glauben der Liebe.

Und Jahre flogen vorüber an der alten Frau, während sie so da saß, vor sich das rothe Mützchen, das er an jenem Neujahrsabend getragen und das er zurückgelassen, — Jahre, in denen sein Bild der liebe lichte Hintergrund von all ihrem Denken und Thun, von all ihrem Arbeiten und Ruhen gewesen war.

Er war nicht oft gekommen in diesen Jahren. Zweimal nur hatte er flüchtig eingesprochen in der alten Universitätsstadt, einmal in den Ferien, und dann noch einmal, eh er eine große Reise antrat mit einem jungen Prinzen, der aus besondrer Zuneigung den Bürgerlichen zu seinem Reisebegleiter erwählt hatte. Eduards Mutter hatte klug zu arrangiren gewußt, daß er nicht öfter zum Besuche kommen konnte, im Uebrigen hatte sie nie mit ihm über seine Herzensgeschichte gesprochen, sie war sogar seinem Vertrauen ausgewichen und drückte zu den beiden Besuchen ein Auge zu; die Frau Oberfinanzräthin war als eine sehr gescheidte Frau berühmt.

„Thut gar nichts," erwiederte sie, als Eduards Vormund mit bedenklicher Miene ihr mittheilte, daß Eduard bei seinen alten Philistersleuten und deren hübschen Tochter einen Besuch gemacht; „thut gar nichts, Herr Präsident; ich habe mir erlaubt, wie mir als Mutter zusteht, in Eduards Papieren ein wenig nachzusehen; er korrespondirt nicht mit ihr, aber er macht überschwengliche Gedichte an sie, und betet das Mädchen an, wie einen Engel; eine Liebe dieser Art ist eher ein Sporn, als ein Hemmniß für seine Karrière, sie bewahrt vor vielem. Eine Bekannte von mir, eine gescheidte Frau und Wittwe, hat für ihren studirenden Sohn absichtlich eine

Jugendliebe arrangirt, weil der Bengel ohne Vater sonst nicht zu bändigen gewesen wäre.“

Diese beiden Besuche waren kurz gewesen, doch reich genug, um Gretchen neuen Stoff zu langen glückseligen Träumen zu geben. Nur das zweitemal, — das konnte sie nicht verschmerzen, daß er sie da gerade mit der Mutter am Waschzuber getroffen hatte! Sie war freilich immer und überall sauber und reinlich gekleidet, aber, sie hatte ihm ja nicht einmal gleich die Hand geben können, und sein feiner schwarzer Anzug hatte doch gar zu sehr gegen ihr Kattunkleidchen abgestochen! — Er war lieb und herzlich gewesen, als er mit ihr und dem Vater nachher im Zimmer saß, aber doch blieb ihr von diesem letzten Besuch ein peinlicher Eindruck zurück, den sie lange nicht verwinden konnte.

Armes Gretchen, Du hast richtig gefühlt! der Mensch ist von äußern, von augenblicklichen Eindrücken abhängiger, als er selbst geglaubt; und wer weiß, welch elegante, feenhafte Erscheinungen vor dem Auge des jungen Mannes vorübergehen werden, gegen die die aufgeschürzte Gestalt des Bürgermädchens am Waschzuber, wie hell und blau auch ihre Augen, wie frisch und roth ihre Lippen waren, doch nicht recht Stand halten kann.

Gretchen quälte sich nicht zu lange mit diesen Gedanken; die Hoffnung, die süße, goldne Hoffnung tauchte wieder auf. Sie erfuhr, daß Eduards Mutter um diesen Besuch gewußt habe; und welche glückliche Aussicht knüpfte sie an dies stille Gewährenlassen der stolzen Frau, wie heilige Vorsätze faßte sie, wie sie als liebende, demüthige Tochter der Mutter des Geliebten dienen wolle und ihr Herz und ihre Liebe gewinnen! — und das Herz der alten Frau klopfte noch einmal, wenn sie an die selige Erwartung, an das schüchterne Bangen

dachte, mit der sie eines Tages die stattliche alte Dame in die bescheidne Stube der Eltern hatte eintreten sehen.

Sie war sehr freundlich, die Frau Oberfinanzräthin, sehr herablassend gegen das arme Gretchen, und sprach außerordentlich verständig. „Ich weiß, mein liebes Kind, daß mein Sohn, wie das bei jungen Leuten oft so geht, großes Wohlgefallen an Ihnen gefunden, ich habe in Wahrheit nichts gegen Sie, liebes Kind, ich respektire auch Ihre rechtschaffenen Eltern, — aber, — Sie wissen, jeder Stand legt Pflichten auf, — ich glaube, daß eine erzwungene Verbindung außer Ihrem Stande auch nicht zu Ihrem eignen Glück ausfallen würde, — und Sie würden gewiß nicht darauf bestehen wollen, selbst wenn Sie ein Recht dazu hätten, eine solche durchzusetzen, wenn es dem Glücke meines Sohnes störend in den Weg träte, eine Last, ein Hemmniß auf seiner Laufbahn würde,... Sie haben kein schriftliches Eheversprechen?“ Das arme Gretchen war seither stumm und lautlos da gesessen, die Hand auf dem armen Herzen, das ihr so weh that; nun erhob sie doch ihr Haupt und sagte, ritterlich kämpfend mit ihren Thränen: „ich habe das nie gefordert, aber ich habe Eduard, — Herrn Henrichs, tausend und tausendmal in meinem Herzen Treue versprochen.“ „Und gehalten, Frau Oberfinanzräthin,“ fiel hier die Mutter ein, die Zeugin der Unterredung war, „ich kann Ihnen sagen, mein Gretchen hat schon recht gute Anstände abgeschlagen ....“ „Das bedaure ich sehr,“ schnitt Frau Henrichs ihr die Rede ab, „verlangt hat dieses Opfer niemand, es wird auch ferner nicht verlangt werden. Sie sind ein verständiges Mädchen,“ wandte sie sich zu Gretchen, „Sie werden die Gesinnung meines Sohns am besten aus der Stelle seines Briefes ersehen, die ich Ihnen hier mittheile,“ und sie legte selbst einen Brief Eduards

in die zitternde Hand des Mädchens. Gretchen kannte seine Hand wohl, er hatte nicht mit ihr korrespondirt, er hatte der Mutter sein Wort gegeben, es nicht zu thun, aber sie bewahrte kleine Blätter, die er zurückgelassen, Gedichte, die sie nie gewagt hatte, auf sich zu beziehen, — und mit dieser Hand geschrieben waren die Worte, die hier vor ihr standen wie in Flammenzügen, so daß sie sie in ihrem Leben nie mehr vergessen konnte .....

„Sie mögen recht haben, liebe Mutter; wenn man älter wird, lernt man das Leben und seine Verhältnisse vielfach anders ansehen; ich selbst wußte nicht, daß mein väterliches Vermögen durch die Studienkosten so ganz aufgezehrt ist und sehe allerdings den Zeitpunkt noch gar nicht voraus, wo mir möglich sein würde, ein unbemitteltes Mädchen heimzuführen. Auch gestehe ich, daß ich seither den Werth einer gebildet erzogenen Frau, die Annehmlichkeit und die Vortheile einer angesehenen Familie habe schätzen lernen; — aber, — trotz dem allem, liebe Mutter, obgleich ich kein bestimmendes, bindendes Versprechen gegeben, fühle ich mich doch durch meine Ehre gebunden, und nur wenn Margarethe Müller sich selbst von mir lossagt, nur wenn sie in andrer Weise gut und passend versorgt ist, werde ich mich als frei betrachten, als berechtigt, an eine andre Verbindung zu denken .....“

„Haben Sie gelesen?“ fragte Frau Henrichs mit weicherer Stimme als zuvor, indem sie das todtenbleiche Gesicht, die bebenden Lippen des Mädchens sah. „O ja, ich danke Ihnen,“ sagte Gretchen tonlos und ließ sie den Brief aus ihrer Hand nehmen. „Meine Mittel sind selbst beschränkt,“ sagte die Dame zu der Schlossersfrau gewendet, „aber wenn ich irgend etwas thun könnte, eine passende Heirath Ihrer Jungfer Tochter zu befördern, ...“ „Dank' Ihnen, Frau Ober-

finanzräthin," sagte die Mutter, „wir können zur Noth unser Mädchen noch versorgen, wenn wir auch keine vornehme Braut hätten aussteuern können." Und die Frau Oberfinanzräthin ging.

Sechs Wochen darauf war Gretchen, die nun allmählich zur Margareth wurde, mit dem Nachbar Secklermeister Hauser verlobt; warum sie so bald eingewilligt, und wieviel sie der Entschluß gekostet, das wußte Gott im Himmel allein. Der Seckler war so vergnügt darüber, als seine kränklichen Umstände es nur immer zuließen und versicherte die Mutter: „ich hab's immer gewußt, Nachbarin, daß es einmal so kommen werde, nur so bald hätte ich mir's noch nicht geschätzt; aber sie soll's gut bei mir haben, so viel an mir ist."

Gar einförmig wurden die Erinnerungen der Frau Margareth, als sie einmal an diesem Punkt angelangt war, — eine gleichmäßige Ebene, sachte, sachte hinabsteigend, ihr Mann war gut gegen sie, aber er war mehr und mehr schwächlich und krank geworden; wie sie Jahrelang geduldig neben seinem Lehnstuhl gesessen, so saß sie viele Jahre geduldig neben seinem Bett, sie hob und legte, tröstete und pflegte ihn. „Gott hätte es nicht besser mit mir machen können," versicherte sie oft die Mutter, die Einzige, mit der sie noch von den alten Tagen redete, „ein junger lebenslustiger Mann hätte nicht mehr für mich getaugt, dem Hauser sein stilles Wesen ist eben gut für mich und dem kann ich doch noch etwas zu liebe thun."

Der vielen schweren Tage, der langen, langen, schlaflosen Nächte gedachte sie jetzt nicht mehr, sie dachte nur der Segensworte ihrer sterbenden Eltern und der Nacht, wo sie zum Letztenmal mit ihrem seligen Mann gebetet hatte; er

hatte ihr die Hand gegeben und gesagt: „Unser Herrgott wird Dir's noch vergelten, was Du an mir gethan hast,“ und diese Worte hatten einen friedlichen, tröstlichen Eindruck in ihrer Seele zurückgelassen.

Ihr Herz und Sinn war gar stille geworden in den langen Jahren an dem stillen Krankenbett, wo die Welt und ihr Treiben nur so fern an ihr vorüber zog. Von Eduard Henrichs hatte sie einmal gehört, daß er mit einer vornehmen Dame verheirathet sei; wenn sie ihrem Mann die Zeitung vorlas, so las sie da je und je seine Beförderung zu einer höhern Stelle, — es klang ihr wie aus einer fremden Welt, sie betete nur darum, daß sie ihn im Himmel einmal wieder sehen dürfe.

Sie war sehr allein, als man ihren Gatten zu Grabe trug, die Eltern, denen sie ein gutes, treues Kind geblieben war, waren noch vor ihm gestorben. Sie war nicht arm, aber sie war nicht gewöhnt für sich allein zu leben und zu sorgen, so gab es sich fast von selbst, daß sie Krankenwärterin wurde, zuerst bei guten Freunden, dann wurde sie weiter und weiter gesucht; Frau Margaretha Hauser war wirklich eine Berühmtheit in ihrem Fach geworden.

Es war denn doch spät geworden über dieser Wanderung in vergangene Tage; Frau Margarethe gedachte nicht den Schlag zwölf abzuwarten, ruhige Nächte waren ein so seltner Genuß für sie. So öffnete sie denn den Alkoven, damit sich das Bischen Wärme hübsch hineinziehe, und schickte sich an zu Bette zu gehen. Ihr junges Glück und Herzeleid legte sich allmählich wieder zur Ruhe in ihrer Seele, und sie fühlte das harmlose Behagen, mit dem sie immer wieder nach längerer Abwesenheit ihr eigen Stübchen, ihr eigen gutes Bett in Besitz nahm.

Sie hatte das Mützchen wieder verwahrt in der Kommode, wo unter Andrem auch, sorgsam eingewickelt, versiegelt und überschrieben, sechs silberne Löffel lagen, ein Hochzeitgeschenk der Frau Oberfinanzräthin; sie hatte sie nicht zurücksenden wollen, aber sie hatte sie nie berührt, nach ihrem Tode sollten sie Eduard Henrichs oder dessen Erben zugesandt werden. Eben legte sie auch die sauber gefältelte, weiße Haube sachte in ein andres Fach, — da schellte es draußen, hell und durchdringend, es war ein wohlbekannter Ton. „'s ist der Hauserin ihr Glöcklein," sagte die Familie im zweiten Stock, die der Ton einen Augenblick vom Glühwein aufgescheucht hatte; „'s ist nur der Hauserin ihr Glöcklein," sagte der alte Junggeselle im ersten, und zog sich die warme Decke besser hinauf.

Margarethe kannte den Ton am besten, sie war nicht nervös und war gewohnt, ihr eignes Behagen zu vergessen. „Komme gleich!" rief sie aus dem Fenster und hatte schnell die wollene Haube aufgesetzt, das warme Umschlagetuch umgenommen, ihre Kasten verschlossen, ihr Laternchen angezündet und die Lampe ausgelöscht. „Sie ist's, Bärbel?" fragte sie unten die Hausmagd aus dem Gasthof zur Krone, die noch athemlos vom schnellen Lauf vor der Hausthür stand, „was gibts denn bei Euch, gerade heut Nacht?" „O, Frau Hauserin," keuchte die Magd, während sie mit ihr vorwärts schritt, „Gottlob, daß Sie da sind, man hätte schon früher nach Ihnen schicken sollen, aber die Frau ist eben nicht dazu gekommen vor Gethu'; bei uns gehts gräulich her; der Ball und der Lärm und der Punsch und der Glühwein, und oben der kranke Herr, der geschrieen hat im Trillirium (Delirium)!" — „Ein fremder Herr, und was fehlt ihm?" „Ach, 's ist ein vornehmer Herr, ein Justizrath oder was sonst von der

Versuchungs- (Untersuchungs-) Commission, wo hier war. Der Herr wollte gestern schon fort, ist aber krank worden am Tubus (Typhus) oder so, und heut ist's schrecklich." — Sie waren am Haus angekommen, der Oberkellner, der eben mit fliegenden Haaren und wehender Serviette aus dem untern Zimmer stürzte, erkannte die Krankenwärterin und flüsterte: „Nur leise, ganz still, Frau Hauser! Die Herrschaften im Haus dürfen nicht gestört werden. Sie können den kleinen Laufjungen mit hinaufnehmen, daß er besorgt, was Sie brauchen; nur daß hier Niemand etwas merkt." — Im untern Wirthszimmer, wo sie vorbeischritt, saßen alte Herren, die sich schon ein nettes Sylvesterzöpflein angetrunken; sie stießen unaufhörlich mit einander an, und sangen: „Es kann ja nicht immer so bleiben ....," wobei sie nie weiter kamen als: „hier unter dem wechselnden Mo-ho-ho-hond." Eine Treppe hoch rauschte ihr die prächtige Tanzmusik entgegen, blendender Lichtglanz strömte aus der offnen Thürspalte, luftige, weiße Gewänder, blendende Nacken, mit Perlen geziert, blumengeschmückte Lockenköpfchen schimmerten durch, — Margarethe ging vorüber, ohne den Kopf zu wenden, hinauf nach Nro. Zwölfe, wie der Kellner noch nachrief.

In Nro. Zwölfe brannte ein Licht bei dem Bette des Kranken, der sich in wilder Unruhe auf seinem Lager wälzte; die Wirthin, mit einer langen Kerze in der Hand, rannte rathlos vor der Thüre hin und her, ein Zimmermädchen schleppte fort und fort noch Betten herbei, um den Kranken zu bedecken, als wüßte sie ihm keine andere Gutthat anzuthun, obgleich schon qualmende Hitze im Zimmer herrschte. „Gottlob, die Frau Hauserin!" riefen Magd und Wirthin erleichtert mit Einer Stimme, bei Margarethens Anblick. „Sie können sich das Drangsal gar nicht vorstellen," hub die

Wirthin das alte Klagelied an, „die vielen Leute und der Ball, und dieser Herr, — mit dem's zuerst gar nicht gefährlich schien, und auf einmal ist's so gekommen, und merken soll's kein Mensch, und“ flüsterte sie leise, „sie sagen, es ist das Nervenfieber; ich kann schier nicht hinein, mein Mann wüßte sich ja fast nicht zu helfen, wenn ich wegstürbe aus dem Geschäft....“ „Gehen Sie ruhig, Madame Greiner,“ sagte Margarethe, „war der Doktor da?“ „War da, kommt wieder, ist selbst pressirt, hat Tropfen verordnet,“ beschied sie die Wirthin im Hinuntereilen.

Geräuschlos trat Margareth in's Zimmer, schloß sorgsam die Laden und ließ die Vorhänge herab, damit das Getümmel von unten weniger heraufdringe; dann entfernte sie das Gebirge von Betten von dem bewußtlosen Kranken, und öffnete vorsichtig ein Nebenzimmer, um die erstickende Hitze zu mildern. Nun schüttelte sie mit leichter Hand die Kissen des Lagers zurecht, half dem Kranken, der in diesem Augenblick alles mit sich anfangen ließ, zu einer bequemern Lage, und reichte ihm die vorgeschriebenen Tropfen.

Der Kranke, wenn auch nur halb bei Bewußtsein, schien doch mit Wohlgefühl die verständig pflegende Hand zu empfinden, bis er wieder in heftiges Delirium verfiel, bei dem auch die erfahrne Margarethe rathlos stand.

Der Arzt kam wieder: „Nun, so ist doch jetzt ein vernünftiger Mensch auf dem Platz!“ sagte er zu der ihm wohlbekannten Margareth, indem er des Kranken Puls fühlte, bei dem eben ein ruhiger Augenblick eingetreten war. „Der Fall ist bedenklich, ich fürchte, hoffnungslos,“ flüsterte er ihr zu, „ich bin froh, daß Sie da sind, denn lange kann ich nicht bleiben, — ein andrer, dringender Kasus, ein neuer Weltbürger, Sie verstehen mich, — das Leben muß dem

Tode vorangehen; hier ist nicht viel mehr zu machen, veritabler Typhus, obwohl er hier ganz vereinzelt auftritt und sonst in diesem Alter selten ist; es scheint, die Kraft war hier lange gespannt und aufgerieben durch anhaltende geistige Arbeit, so ist's oft bei Beamten, — keine Widerstandskraft da." Er gab Margarethen genaue Vorschriften und schickte sich an, wieder zu gehen. „Hat man den Angehörigen des Herrn etwas gemeldet?" fragte Margareth. „Zweifle, ob es die Wirthin gethan, und ich habe, weiß Gott, nicht Zeit," sagte rathlos der Doktor. „Darf ich zu einem Geistlichen schicken?" fragte sie etwas schüchtern. „Immerhin," meinte der Doktor ziemlich geringschätzig, „verderben wird's nichts mehr; ob der Kranke noch was versteht, ist die andre Frage; der Pfarrer könnte dann auch die Familie benachrichtigen, den Namen des Patienten weiß die Wirthin. Ich komme wieder, sobald ich kann; es wird vielleicht nach der jetzigen Betäubung noch ein Zustand klaren Bewußtseins eintreten, das aber wäre dann wohl der Vorbote des nahen Endes."

Eilig ging der Doktor die Treppe hinab, und Margarethe, nachdem sie den Knaben zum Geistlichen geschickt, blieb bei dem Kranken, — sie fürchtete sich schon lange nicht mehr, allein an einem Sterbebette zu stehen; — es war, als ob ihre sanfte, erfahrene Hand die wilden Wogen der Krankheit zu beschwichtigen verstände, sie deckte ihn leicht und sorgsam zu, schlang kühlende Tücher um die glühende Stirn, und als seine wilden Phantasieen wieder begannen, setzte sie sich an's Bett, legte leise ihre kühle Hand auf die fieberheiße des Kranken und summte halblaut eine Schlummerweise, deren beruhigende Macht sie früher schon erprobt. Und die unruhigen Träume und Phantasieen wurden ruhiger, während die stillen, blauen Augen der alten Frau ruhig und fest in seine

unstät rollenden blickten. Und siehe! das Gesicht des Kranken, obwohl durch Fieber und Todeskampf verstellt, kam der guten Margareth nicht so ganz fremd vor; eine Ahnung durchfuhr blitzartig ihre Seele, eine Ahnung, die sich ihr bald, durch Worte des Phantasirenden, als vollste Wahrheit bestätigen sollte, — aber sie nicht aus ihrer Fassung, nicht aus ihrer geheiligten Wärterinrolle zu bringen vermochte.

„Gretchen," sagte er unter Anderem, „so, Gretchen, Du kommst auch? Warum siehst Du so traurig aus? Weißt, Du bist ja einmal so lustig gewesen? Komm nicht mehr, Gretchen; ich habe ja Hochzeit gehabt, weißt Du? — Sie hat schönere Kleider als Du, — ja, aber sie ist doch nicht so schön, — kalt, kalt!" — und er hüllte sich schaudernd in die Decke. — Und Margarethens Hand zuckte nicht; ruhig, leise, leicht wie immer that sie dem Kranken die kleinen Dienste zu seiner Erleichterung; nur inniger und tiefer blickte sie ihn an, als wollte sie ihm mit diesem Blick in die Seele gießen, wie innig, wie von ganzem Herzen sie ihm vergeben habe.

Und als er aufhörte zu reden und sein Schlummer ruhiger wurde, da ward der alten Frau eigenthümlich wohl zu Muthe, wie sie so an seinem Lager saß, ihre Hand in der seinen, den stillen Blick auf die zerstörten Züge des alternden Mannes geheftet. So war sie noch einmal allein mit ihm, ganz allein auf der Welt, — es war ihr einen Augenblick, als sei sie sein Weib und sitze hier in ruhiger Pflege des geliebten Gatten.

Ihrer Pflicht vergaß sie darum nicht im mindesten, und die stille, allgegenwärtige Aufmerksamkeit auf die kleinsten Bedürfnisse, auf die leiseste Bewegung des Kranken, diese Eigenschaft, die sie immer auszeichnete, schien sich noch zu verdoppeln.

Endlich erwachte der Kranke und seine Augen sahen mit bewußtem Ausdruck um sich, er blickte Margareth nachdenklich an: „Wo bin ich denn?" fragte er, indem seine Augen im Zimmer herumstreiften. „Sie sind hier in Tübingen krank geworden, wo Sie eine Untersuchung gehabt haben," berichtete ihm Margareth. „Ah so?" sagte er, sich müde zurücklegend, während Margarethe mit einem kühlen Trank seine heißen Lippen netzte. „Und ich bin ganz allein und fremd hier?" fragte er wieder. „Nicht ganz," sagte Margarethe mit leise bebender Stimme, „aber bleiben Sie nur ruhig, Sie sind sehr krank."

Der Kranke aber schien unruhiger zu werden, je mehr ihm das Bewußtsein wiederkehrte. „Sehr krank bin ich?" fragte er mit eigenthümlichem Tone. „Ja, sehr krank," sagte Margarethe sanft und fest, „aber es ist auch möglich, daß Ihnen Gott durchhilft. „Es ist möglich, nur möglich?" fragte er wieder mit durchdringender Stimme, richtete sich auf trotz seiner Schwäche und faßte Margarethen am Arm, „wo ist der Arzt, und was sagt er?" „Er wird bald wiederkehren," sagte Margareth, die, selbst mit dem Tode lange vertraut und ohne Scheu davor, sich nie zu den frommen Lügen an Kranken- und Sterbebetten hatte verstehen können, die Viele für Pflicht halten, „aber er hält Ihre Krankheit für sehr bedenklich." „So?" sagte er mit demselben seltsamen Ton und schien in tiefes Nachsinnen zu verfallen, während Margarethe still betete.

Es ist eine eigne Sache um die Todesfurcht. Daß wir sterben müssen ist die gewisseste aller Gewißheiten; wir sind damit vertraut seit wir leben und denken, wir denken daran, wir reden davon mit romantischer Sehnsucht oder mit übermüthigem Leichtsinn in der Jugend, mit lebensmüdem Ver-

langen oder mit vernünftiger Ergebung in spätern Jahren, wir können für den Fall unsres Todes sorgen und überlegen, ruhig und kühl, und doch gibt es Augenblicke, wo der Gedanke: du mußt sterben, und was dann? die stärkste, die ruhigste Seele mit namenlosem Grauen erfüllt, wo wir den Tod als den König der Schrecken in seiner ganzen furchtbaren Gestalt ahnen. Wohl der Seele, die ihre Lampe brennend erhalten hat für diese Stunde des tiefsten Dunkels! Wohl auch der Seele, die sich durch dies Grauen noch treiben läßt zu der ernsten Herzensfrage:

Wen suchen wir, der Hilfe thut,
Daß wir Gnad' erlangen?

Es gibt freilich Viele, die eine solche Umkehr und Einkehr in der letzten Stunde als „Galgenbuße" verachten, obgleich der Herr selbst dieser Buße einen wunderbaren Trost gegeben hat in dem seligen Wort: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Es hat auch Viele gegeben mit so starkem oder so leichtem Sinn, daß sie ruhig, festen Schrittes der Stunde des Todes entgegengetreten sind, ohne daß wir hoffen dürften, der Glaube an Den, der dem Tode die Macht genommen, habe ihnen geleuchtet durch das finstre Thal. Der Herr allein kennt die Herzen, und es sei ferne, daß wir richten wollten; aber wir lesen auch von Einem, der, so viel wir wissen, ohne schwere Schuld, in Freuden gelebt hat und leicht gestorben ist, und da er nun in der Hölle und in der Qual war, da hub er seine Augen auf. Laßt uns nicht verächtlich auf den blicken, der hienieden noch lernt, seine Augen aufzuheben, und sei's in der letzten Stunde: „Etliche werden selig werden durch Furcht." Aber, um eine langbekannte Wahrheit und ein altes Gleichniß zu wiederholen: wartet nicht, die Fackel anzuzünden, die Euch über den dunklen

Abgrund leuchten soll, wartet nicht, bis ihr am Rande des Abgrunds seid! Es möchte sein, daß ihr hinabstürzet, eh ihr Zeit dazu gefunden!

Der sterbende Mann hier hatte ein rechtschaffenes Leben geführt, all seine häuslichen und bürgerlichen Pflichten erfüllt, er hatte als Justizbeamter verstockten Sündern eindringlich, selbst mit einer gewissen Salbung zureden können, er war, wenn er eben gut Zeit und Muße dazu fand, im Tempel gestanden mit dem ernstlich gemeinten Gebet: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Einer,“ im Gedanken an die Hefe der Menschheit, mit der ihn sein Beruf zusammenführte; nichts auf der Welt hatte ihm weniger Kummer und Anfechtung gemacht, als die Vergebung seiner Sünden. Warum ergriff denn der Gedanke an die unmittelbare Nähe des Todes sein Herz mit so unaussprechlichem Grauen?

Margarethe hatte schon in manch sterbendem Auge gelesen, auch von diesem verstand sie die stumme Sprache, und während wie ein bittrer Hohn die verworrenen Töne der Musik von unten herauf drangen, hub sie mit ihrer ernsten, sanften Stimme die Worte des uralten Kirchenliedes an:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.
Wen suchen wir, der Hilfe thut,
Daß wir Gnad' erlangen? —
Das bist du Herr alleine.
Heiliger Herre Gott, heiliger, starker Gott,
Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth,
Erbarme dich unser!

Wo waren all die schönen starken Worte von der Freiheit des Geistes, von der Würde des Mannes, von dem guten Gewissen, mit dem er vor Gott und Menschen treten könne? Aus der tiefsten Seele des geistesstarken Mannes rang sich

das Geständniß: „ich habe nichts gethan, mir mein Kindesrecht dort oben zu sichern“ und tröstlich wie aus Engelsmund klangen ihm aus dem Munde der einfältigen alten Frau die Worte: „aber der Herr hat es gethan;

All Sünd hat' er getragen,
Sonst müßten wir verzagen.“

„Ich habe kein Recht daran,“ tönte wieder des Kranken schwache Stimme, „das Kreuz war mir ein Aergerniß und eine Thorheit.“ „Was der Herr uns gibt, ist Gnade und kein Recht; wir brauchen ja nur Glauben.“ „Was ist Glauben?“ stöhnte der Kranke, vor dessen verdunkelten Sinnen nur Eine grauenvolle Wahrheit klar stand: „nun ist's Ernst mit dem Tode.“ „Glauben ist unsre zitternde Hand, die sich in Gottes starke Rechte legt,“ sagte Margarethe mit den Worten eines alten Kirchenlehrers, indem sie an dem Sterbebette niederkniete und ein einfaches Gebet aus vollem Herzen sprach. Und, — was den Weisen und Klugen verborgen geblieben, das hat der Herr den Unmündigen geoffenbaret, — ihrem schlichten Worte ward es gegeben, einen ewigen Trost und eine selige Hoffnung in die Seele des Sterbenden zu bringen. — Sie harrte so sehnsüchtig auf den Geistlichen, er kam lange nicht, aber die Züge des Kranken waren ruhig geworden, er sah sie mit einem freundlichen, friedevollen Blick an.

„Haben Sie keine Botschaft an die Ihrigen,“ fragte Margarethe zögernd, „wenn es dem Herrn gefallen sollte,....“ „Grüße meiner Frau und meinen zwei lieben Kindern,“ sagte der Kranke mit schwacher Stimme, „ich weiß nicht, — ich habe Julien vielleicht nicht Liebe genug gezeigt, — es war nicht alles, wie es sein sollte, — sie soll verzeihen.“ — „Wenn unser Herr Pfarrer kommt, haben Sie nichts dagegen, das heilige Abendmahl zu empfangen?“ „Nein, o nein,“ sagte

der Kranke mit aufleuchtendem Blick, — „wie lange schon hatt' ich es daheim verschoben, — mit den Meinigen, —" murmelte er vor sich, „und nun allein, unter Fremden!" Da faßte sich Margarethe Muth: „Nicht ganz unter Fremden," sagte sie, leise zu ihm gebeugt, — „ich bin einmal das Gretchen gewesen." — „Das Gretchen, Du?" fragte der Kranke, den jetzt, an der Pforte der Ewigkeit, nichts mehr heftig erschüttern konnte, „und Du weißt es, daß ich der Eduard bin?" „Ich habe Sie bald erkannt." „Und Du hast alles verziehen? Daß ich Dich vergessen und verlassen? Es ist schon lange," sagte er müde, wie halb im Traum, aber er hielt gern ihre Hand in der seinen. „Alles," sagte Margareth aus voller Seele, „ich habe für Dich gebetet, jeden Abend." — —

Sie hörte Geräusch außen, der Knabe kam endlich mit dem Geistlichen, er hatte lange keinen gefunden, da der Erste, zu dem er gegangen, krank war. Er brachte nach Margarethens Bitte die Abendmahlsgeräthe mit.

Noch Ein Lichtblick, Ein Funken seiner alten geistigen Kraft kehrte vor dem Erlöschen in Eduards Seele zurück, als er mit Margarethen das heilige Mahl empfing und mit klarem Auge und aufmerksamem Ohr den Worten des Geistlichen folgte.

Dann legte er sich zurück, wie ein müdes Kind, und winkte leise mit der Hand, daß Alle gehen möchten, nur Margarethens Hand behielt er fest in der seinen und sagte leise: „Bleib Du da, es wird so dunkel."

Und Margarethe blieb da; er hatte keine Wünsche, keine Bedürfnisse mehr, ruhig saß sie an seinem Lager, die stillen Augen auf den Frieden seiner Züge geheftet und mit leiser Stimme betete sie:

Wenn meine Kräfte brechen,
Mein Athem geht schwer auf,
Und kann kein Wort mehr sprechen:
Herr, nimm mein Seufzen auf!

Es schlug zwölf Uhr, von drunten hörte man Gläsergeklingel und lautes Rufen von Hoch und Prosit! die Trompetenmusik blies schmetternden Tusch, vom Thurm tönte die Musik, — es störte ihre Ruhe nicht, störte nicht mehr den Frieden des Sterbenden, dessen Seele den geheimnißvollen Pfad antrat, auf dem uns kein treues Herz mehr begleiten darf, den nur Einer erhellen kann: der Erstling unter denen, die da schlafen.

Wie lange sie so gesessen, wußte Margarethe nicht; erst als der Arzt wieder eintrat, fühlte sie, daß die Hand, die sie in der ihren hielt, ganz erkaltet war. Leise breitete sie ein Tuch über das erblaßte Angesicht, der Friede des Todes hatte über die gefurchten Züge wieder etwas von dem Ausdruck des Jünglingsantlitzes zurückgeführt; aber dieser Todesfriede war ihr zu heilig, als daß sie gewagt hätte, ihn mit ihren Lippen zu berühren, — sie nahm die kleine Bibel zur Hand, die sie stets auf ihren Krankengängen bei sich führte, und schickte sich an, Wache zu halten bei der Leiche. — —

Der Geistliche hatte der Familie Nachricht gegeben. Die Frau Oberjustizräthin mit einem Sohne und einer Tochter kam in tiefer Trauer; eine hagere Frau mit etwas trockenem, ungemüthlichem Aussehen. Sie schien sehr betrübt, fragte aber nicht viel nach den Einzelheiten der letzten Lebensstunden ihres Mannes. — Es war ein stattliches Leichenbegängniß, wie es einem geachteten und angesehenen Manne geziemte. Freunde und Verwandte aus der Residenz kamen dazu, auch die angesehensten Männer der Stadt gaben dem Fremden

die letzte Ehre und fuhren mit ernsten Gesichtern hinter dem Leichenwagen her. Sie kamen von dem schnellen Todesfall auf die Untersuchung zu reden, die den Verstorbenen hieher geführt, auf den gelinden Winter und allerlei gleichgiltige Dinge, und erst als der Wagen an der Kirchhofspforte hielt, fiel ihnen wieder ein, daß sie einen Todten zur Ruhe geleiteten.

Nach der Wartefrau fragte Niemand mehr; die anständige Belohnung, die sie erhalten, legte Frau Margareth in ihr Kästchen für arme Kranke. Für sich nahm sie nichts mit nach Hause, wo sie stille, andächtige Todtenfeier hielt, nichts als ein Löckchen von den spärlichen ergrauten Haaren des Todten, die sie fortan verwahrte bei dem rothen Studentenmützchen. —

Etwas stiller war Frau Margareth geworden seit dieser Neujahrsnacht; aber freundlich und friedevoll war ihr ganzes Wesen noch mehr als zuvor, so daß den Kranken besser wurde, wenn sie nur in's Zimmer trat.

Es kann durch ein ganzes Menschenleben das Gefühl von etwas Unfertigem, einem unausgesprochenen Wort, einer ungelösten Aufgabe, mit uns gehen; — Margarethen war sie nun gelöst, ihr Tagewerk war erfüllt, sie hatte nichts mehr zu fragen und nichts zu klagen, nur warten mußte sie noch.

Das Grab des Fremden hielt sie sorgsam schön grün wie ein Gärtchen, mit den Gräbern ihrer Eltern und ihres Mannes, und es brachte sie in keinen Konflikt der Pflichten; sie wußte nichts mehr von unglücklichem Lieben und von getäuschtem Hoffen, sie hatte Frieden gefunden über ihr Bitten und Verstehen.

Die drei Schwestern,

oder:

Der Herr behütet die Einfältigen.

Gar manchmal dünkte mir im Laufe dieses unvollkommnen Lebens, als sei es fast noch leichter bei eignem Mißgeschick Geduld und Gottvertrauen zu bewahren als bei dem Andrer.

Bei eignem Leid fühlen wir meist bald den Schaden, den die schmerzhafte Kur heben soll, wir ahnen den verborgnen Segen, den es mit sich bringt, wir haben zu denken und zu suchen, bis wir den Friedensweg finden, auf den der dunkle Weiser zeigen soll.

Aber es dünkt uns fast lieblos und pharisäisch, diese Gedanken auf Andre anzuwenden, die in Sorge und Noth sind, während wir uns behaglich und glücklich fühlen; wie man mit geheimem Selbstvorwurf in bequemem Wagen vorbeifährt an denen, die sich im Schmutz der Straße abquälen mit Wind und Regen. (Eine Ungleichheit, die übrigens seltner wird, weil die gewaltigen Schienen der Eisenbahn ebnend darüber hinziehen.)

Vor allem hat mich das Geschick meines Geschlechts oft betrübt und bekümmert, und ich hätte beinah auf den vermeßnen Wunsch der Fischersfrau in dem alten Mährchen verfallen können, die „werden wollte als wie der liebe Gott", nur damit ich so viel armen Mädchen hätte eine friedliche Heimath geben können, die, oft ohne daß sie eine frohe Jugend gekannt, mühsam ohne Liebe und Freude, ohne Heimathgefühl, ihren Weg durch die Welt suchen müssen.

Unsre Zeit sucht freilich dem Schaden abzuhelfen, Frauenschutzvereine, Frauentage, Frauenzeitungen bilden sich, die für die Frauen das Recht der Arbeit, selbstständige Stellung und lohnenden Beruf fordern. Wie weit sie helfen können, wage ich nicht zu entscheiden, jeder männliche Beruf kann nun ja doch nicht zugänglich sein für Frauen; einen weiblichen Arzt oder Richter kann ich mir so wenig vorstellen als einen weiblichen Schmiedknecht und da, wo bis jetzt den Frauen ein männlicher Beruf angewiesen wurde, als Lehrerinnen, Telegraphistinnen rc. rc. war es meist, wo man einen Mann nicht genügend bezahlen mochte. Wir wollen gerne thun, was wir können, um das Loos unsrer Schwestern befriedigend zu machen, wo wir's nicht können, da gilt's auch für Andre „geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn hoffen", höher zu blicken und tiefer, als auf die kurze Spanne Zeit, die uns vor Augen liegt.

Recht zum Troste für mein ungeduldiges Herz, das sich zu tief bekümmerte über fremde Sorge und Leiden, die es nicht heben konnte, ward mir die Geschichte von drei Pfarrtöchtern kund, die mit keinem andern Kapital durch die Welt gekommen sind, als mit einem einfältigen Sinn und frommen Herzen.

Mit ganz und gar keinem andern; denn mit all den Mitgaben, die sonst bei Frauen einigen (wenn auch schwachen) Ersatz bieten für Geld und Gut, mit Schönheit, Anmuth, Verstand, Talent, Handfertigkeit, waren sie in keiner Weise bedacht worden, es waren das Luxusgegenstände für sie, an die ihnen nicht einfiel, Ansprüche zu machen.

Sie waren aufgewachsen in der Stille eines verborgnen Pfarrdörfleins, dessen Gegend schon eine überaus einfache war, den Schwestern, wie dem Vater selbst, war aber nie

eingefallen, nach einer schöneren zu verlangen. Das Pfarrhaus stand inmitten des Dorfes mit Aussicht auf verschiedene Dunglegen der Nachbarn, ein kleines Gemüsegärtchen zur Seite, darin gelbe Rüben und Petersilie, Salat und Schnittlauch in ziemlich gedeihlichem Zustand sich befand, auch Ringelblumen, rothe Tulpen und weiße Narzissen, zur Zierrath, alljährlich wieder aufgingen ohne besondere Verpflegung. Das Gärtchen lag sehr offenherzig vor den Augen des gesammten Publikums, lauschige Plätzchen zu stillen Mädchenträumen, schattige Lauben zu heimlichem Geplauder hatten die Schwestern nicht darin, begehrten es auch nicht, denn sie hatten nichts still zu träumen und nichts heimlich zu plaudern.

Ein neuer Kritiker hat es sehr unwahrscheinlich und auffallend gefunden, daß in Erzählungen die Eltern, namentlich die Väter der Heldinnen, meist schon im Greisenalter auftreten; unsrem Herrn Pfarrer, dem Vater der drei Schwestern, ist das nun nicht übel zu nehmen, denn er war schon in sehr reifen Jahren gewesen, als er in den heiligen Ehstand trat. Zwar hatte ihm seine Mutter zum Heirathen zugesprochen, so bald er die Pfarrei Waldangenloch erhalten hatte — bei deren Bewerbung er wenig Rivalen gehabt, — aber er meinte damals, „es würde ihn doch geniren, wenn so ein fremdes Frauenzimmer um ihn herumliefe," und das war gut für die Mutter selbst, denn als bald darauf ihr Mann, der Hutmacher Pommer, zu seinen Vätern versammelt wurde, so fand sie und der Sohn es äußerst behaglich, daß sie zu ihm zog, seine Haushaltung führte und seine wollenen Wämmser und baumwollenen Schlafmützen strickte, auch ihm nach väterlicher Weise allsonntäglich Sauerkraut, Dienstags Linsen und Freitags Erbsen kochte.

Sie hatte ein frommes Gemüth, die alte Pfarrmama,

auch der Pfarrer war unbeirrt geblieben von „Philosophie und loser Lehre der Menschen;“ er diente seinem Herrn in Einfalt des Sinnes mit aufrichtigem Herzen, und seine Mutter vergoß jedesmal Freudenthränen, so oft sie in dem vergitterten Pfarrstuhl saß, daß Gott sie die Ehre und Freude habe erleben lassen, ihren leiblichen Sohn auf der Kanzel zu sehen. Außer der Hausandacht, die sie alle Morgen und Abend mit der Magd hielten und an der Theil nahm, wer eben zufällig in's Pfarrhaus kam, spielte auch der Pfarrer alle Sonntag Abend einen Choral auf dem etwas heiseren alten Klavier, das ihm schon sein Vater selig in der Auktion eines alten Schulmeisters gekauft hatte, und die Mutter sang dazu mit etwas zitteriger Stimme, aber aus der Tiefe ihres andächtigen Herzens.

Umgang mit der Nachbarschaft pflegten sie gerade nicht, die Frau Pommerin hatte gar kurze Beine und das Gehen geschah ihr sauer; der Pfarrer ging zu seiner Erheiterung jeden Jahrmarkt in die Oberamtsstadt, besorgte da, was seine Mutter für nöthig erachtete, auch alle vier Jahre Biber zu einem neuen Flaus, und versäumte nie, von jedem Markttag seiner Mutter eine Laugenbrezel mitzubringen, später, als ihre Zähne gar zu schlecht wurden, sogar ein Biskuittörtchen, das die alte Frau zu ihrem Schlückchen Wein mit dankbarem Herzen verzehrte.

Manchmal meinte sie freilich, es wäre doch schön, wenn ihr Andreas heirathete, damit sie auch Enkelein erlebt hätte, aber Andreas meinte: „weiß Sie, Mutter,“ — er nannte sie noch Sie nach alter Weise, — „so gewiß kann man's doch nicht wissen bei einer Schwiegertochter, ob Ihr gerade ganz zusammenpasset und Kindergeschrei macht den alten Leuten Ohrenweh.“ „Das ist auch wahr,“ sagte die Mutter, „wenn Du zufrieden bist, so bin ich's auch.“

Als aber die alte Frau auf ihrem Sterbebette lag und ihr Stündlein nahen fühlte, da war's ihr denn doch leid, daß sie ihren Andreas so allein auf der Welt zurücklassen sollte. „Hör', lieber Andreas," sagte sie, „es ist nicht recht von mir gewesen, daß ich Dir nicht mehr zum Heirathen zugeredt' habe; ich hätte bedenken sollen, daß eine alte Frau nicht ewig lebt; zu spät ist's aber nicht, Du bist noch ein Mann in Deinen besten Jahren, zweiundvierzig, da fangt der rechte Verstand erst an, ‚wer als ein Bub' heirathet, bleibt sein Lebtag ein Bub,' sagt man."

„O Mutter, red' Sie nicht so viel, es nimmt Ihr den Athem," bat der betrübte Sohn. „Werd' doch auch für Dich mein Bischen Athem noch übrig haben," sagte die getreue Mutter, „gelt, Du thust mir die Liebe und nimmst eine Frau? ein lediger Pfarrer ist nichts nutz."

„Wird mir wohl sauer geschehen, aber Ihr zu lieb will ich's ja thun," sagte der Pfarrer, „nur weiß ich nicht, woher Eine nehmen."

„Nun, wenn Dir sonst Keine einfällt, so nimm 's Adlerwirths selig seine Mine, die hat's bös bei ihrer Schwester und ist eine brave Person; wenn Du eine fürnehmere kriegst, ist mir's auch recht. Jetzt kann ich nicht mehr, jetzt sprich mir den Segen." Und der Pfarrer segnete mit vielen Thränen sein sterbendes Mütterlein ein, und fühlte sich nach ihrem Tode gar einsam und trübselig in dem öden Pfarrhaus.

Adlerwirths selig seine Mine führte er heim, schon weil sie zunächst gelegen war; sie war eine rechtschaffene Person und fleißig, aber besonders „weltbös" war sie just nicht; von „Bildung, Geschmack und Delikatesse" war auch hinfüro keine Rede im Pfarrhaus. Etwas kouragirter war die junge Frau, — die übrigens nur im Vergleich mit der „gar alten"

jung heißen konnte; sie zog schöne Schweine groß und unterhielt einen reich bevölkerten Hühnerhof; im Dorf zeigte sie sich so wenig hochmüthig, daß man ihr bald die Würde verzieh, zu der sie sich aufgeschwungen; die Leute meinten, eine „g'meine" Frau sei man ja schon im Pfarrhaus gewöhnt. Mit umliegenden Pfarrfamilien pflogen sie noch weniger Umgang als zuvor, die Frau Pfarrerin hatte auch keine Zeit dazu, da sie im Lauf von vier Jahren ihren Eheherrn mit drei Töchtern beschenkte, wobei derselbe sich vorkam wie Vater Abraham in seinem Alter. „Ist auch gut, daß es Mädchen sind," bemerkte er gelassen, „mit Buben ist's immer schwer bis man weiß, was aus ihnen machen; Mädchen, die stehen geradezu in des lieben Gottes Hand." Es war ja noch nicht die Zeit, wo man auch bei Mädchen darauf dachte, sie für einen besondern Beruf herzubilden. — Solche Berufswahl für ihre Töchter wäre den guten Pfarrleuten schwer gefallen, geschah es ihnen doch schon sauer, einen Namen für die Jüngste zu wählen, nachdem die ältern mit den Namen der Mutter und Großmutter, Mine und Christine, versorgt worden waren. „Philippine hat meine Base selig geheißen," fiel endlich die Pfarrerin ein, „und wenn sie nicht vor ihrem Mann, dem alten Anwalt, gestorben wäre, so hätten wir sie geerbt, und das wäre unsern Kindern doch recht wohl gekommen, weil von meinem Vater her so wenig übergeblieben ist; meinst nicht, wir wollen sie Philippine heißen?"

„Hab' nichts dagegen," sagte der Pfarrer; „Geld und Gut ist zwar nicht die Hauptsache, unser Herrgott kann unsern Kindern durchhelfen ohne das, aber wohl gekommen wär's ihnen immerhin;" und so wurde die Jüngste Philippine getauft zu Ehren der Base, die sie beinahe geerbt hätten.

Wie sich die Eltern bescheidentlich erwiesen, so zeigten

auch die Pfarrjungfern, als sie zur Schule kamen, keine Art von Ueberhebung. Zwar wurden sie höflichkeitshalber als die Ersten gesetzt, aber sie meinten keineswegs, daß sie die schönsten Schriften geschrieben und die schwersten Exempel gerechnet haben müssen, das überließen sie getrost den Andern und wenn der Schulmeister am Ende ärgerlich rief: „ei, ei, Jungfer Mine! dreimal sieben ist einundzwanzig und nicht siebzehn," so sagte sie mit dem gutmüthigsten Lächeln, „glaub's Ihnen gern, Herr Schulmeister;" oder wenn er sagte, „aber Jungfer Christine, ist das gerad geschrieben?" so gab sie ganz bereitwillig zu, „nein, Herr Schulmeister, ein bissele krumm." Böse werden konnte man ihnen nicht, sie waren stets so überaus zufrieden.

Spinnen lernten sie bei der Mutter recht ordentlich, „Schustersdräht und Sackleinwand könnte man alleweil schon davon machen," meinte diese, Stricken lehrte sie Jungfer Beate, die Stricklehrerin im Dorf; Christine brachte es sogar soweit, daß sie sich ein Namentuch nähen konnte, und zur Verzierung darauf noch ein Obstkörbchen mit gelben und rothen Aepfelein. Mehr von den Fortschritten ihrer Töchter konnte die Pfarrfrau nicht erleben, sie starb bei einer großen Nervenfieberepidemie, eh ihre Aelteste zwölf Jahre alt war.

Der Pfarrer vertrauerte sie aufrichtig und hielt ihr Gedächtniß in Ehren; an eine zweite Heirath zu denken, fiel ihm gar nicht mehr ein, und als seine Nachbarin im Jammer sagte: „aber Herr Pfarrer, was soll aus Ihren drei Mädchen werden?" so antwortete er getrost: „das weiß der liebe Gott viel besser als ich."

Seine Mädchen ließ er aufwachsen, nicht gerade wie die Lilien auf dem Felde, denn für's erste hatten sie nicht viel Lilienähnliches, und für's andre mußten sie denn doch, gut

oder schlecht, nach und nach die bescheidne Mahlzeit kochen, und nothdürftig nähen und flicken, aber im Uebrigen bekümmerte er sich um ihre Erziehung und Ausbildung nicht viel mehr, als um die seiner Ringelblumen im Garten, die alle Jahre von selbst wieder wuchsen. Das einzige was er sie lehrte, das waren schöne Gebete, Bibelsprüche und Lieder, die mußten sie ihm alle Sonntag aufsagen; auch sangen sie alle Tage zu ihrer gemeinsamen Morgen- und Abendandacht mit heller, wenn auch nicht besonders melodischer Stimme ein frommes Lied zusammen und erbauten sich gegenseitig daran; die Leute vom Dorf meinten: „schön thuts g'rad nicht, wenn unsre Pfarrjungfern singen, aber Ernst ist's ihnen, unser Herrgott wird auch so vorlieb nehmen."

Das wäre nun alles schon gut so fortgegangen: Mine war die Köchin und kochte wohl oder übel ihren einfachen Küchezettel, der etwa fünferlei Gerichte für's ganze Jahr enthielt, vom Anfang bis zu Ende. Daß es fein gekocht sei, ließ sich schwer behaupten, aber gegessen wurde es, und wenn Philippine, das Nesthäckchen, einmal bemerkte: „ich meine, die Spatzen seien arg schwer," so gab Mine gutmüthig zu: „'s ist wahr, schwer sind sie, die Eier sind gerade aus," und Christine sagte: „aber sie halten dann auch länger im Magen," womit sich die Familie wieder beruhigte. Christine konnte noch am leidlichsten das Nöthigste nähen und zusammenflicken, obwohl die alte Dorfnähterin meinte, an die Nahtstiche der Pfarrjungfer könnte man Pfannen aufhängen; beim Flicken machte sie Gitter wie an einem Gartenhaus und klopfte es nachher mit dem Kehrwischstiel; genug, sie waren damit zufrieden und wenn der Papa in seinem geflickten Werktagsrock spazieren ging und man die Flicken von Weitem sah, so meinte Christine wohlgefällig: man sieht's doch, daß

wir den Papa ordentlich versorgen und nicht zerrissen gehen lassen.“ Philippine war die Pflegerin des Schönen, obgleich dies in überaus bescheidnem Maße im Pfarrhaus vertreten war; das Henkelglas, darauf „Wandle auf“ nebst ziegelrothen Röslein und handfesten Vergißmeinnicht in starken Farben aufgetragen war, — Papa hatte ihr's einmal vom Markte gebracht, — füllte sie je nach der Jahreszeit mit Ringelblumen, Rittersporn oder Astern und stellte es mitten auf den viereckigen Eßtisch, schmückte auch die Kommode mit etlichen gemalten Porzellantassen und einer alten rothlackirten Zuckerbüchse, so daß Mine mit beifälligem Lächeln sagte: „ja, die Kleine, die will's eben immer schön haben.“

Des Pfarrers Besoldung war äußerst mäßig, aber sie reichte aus; wie? besann sich niemand. Es wurden weder Einnahmen noch Ausgaben aufgeschrieben; das Besoldungsgeld wurde in ein Schiebfach in des Papa's Schreibtisch gelegt und daraus nahm man, so lang da war. Ging es zu Ende, ehe wieder Besoldung kam, so konnte man auch ein paar Tage ohne Geld leben; ein Bischen Fleisch im Rauch, ein paar Eier in der Speisekammer und etwas Brod in der Tischlade war schon vorhanden. Wollte das Geldschiebládchen sich immer noch nicht wieder füllen, so nahm der Pfarrer einen von den drei Lammdukaten, die die Mädchen von ihrem verstorbenen Onkel, seinem einzigen Bruder, als Pathengeschenk erhalten und brachte sie dem alten Merkes, dem einzigen Kaufmann des Dorfs, der in seinem Wohnstübchen zugleich seinen bescheidnen Spezereihandel trieb. „Könnten Sie mir vielleicht den Dukaten auswechseln, Herr Merkes?“ fragte der Pfarrer in gleichgültigem Ton, als ob es eben eine Liebhaberei von ihm sei, Dukaten wechseln zu lassen, denn es schickte sich doch nicht zu zeigen, daß der Pfarrer in Geld=

verlegenheit sei. „In alleweg, Herr Pfarrer," sagte dienstfertig der alte Merkes und zählte fünf Gulden sechsunddreißig Kreuzer auf den Tisch. „Wäre mir aber lieb, Herr Merkes, wenn Sie vielleicht den Dukaten indeß zurücklegen wollten," sagte der Pfarrer beim Abschied ebenso gleichgültig, „könnt' ja doch sein, daß ich ihn später gern wieder einwechseln möchte." „Soll geschehen, Herr Pfarrer," sagte der Krämer und legte ihn in ein besondres Schächtelein, „steht jederzeit wieder zu Diensten." Gewöhnlich reichte dann schon die Münze vom ersten Dukaten, bis wieder Besoldung kam oder der liebe Gott eine Taufe oder Leiche in's Dorf schickte, obwohl diese sehr gering honorirt wurden. Manchmal gings auch noch an den Dukaten der Christine und in besonderen Fällen, wenn etwa der Pfarrer einen Rock hatte anschaffen müssen, oder neue schwarze Hosen, sogar an den der Kleinen. Sobald aber die Besoldung kam, war es sein Erstes, die Dukaten beim alten Merkes wieder einzulösen. „Will's doch, glaub' ich, wieder einwechseln," meinte er so en passant, „es ist immer auch kommod, wenn man für einen Nothfall ein Bischen Gold im Haus hat." „Steht zu Diensten, Herr Pfarrer," sagte der Alte, holte die Dukaten aus dem Schächtelein und sah gutmüthig lachend dem Pfarrer nach, wenn er so zufrieden mit dem geborgnen Schatz seiner Kinder davon zog. Dies Manoeuv. war schon manch liebes Mal vollführt worden, und der Pfarrer sagte oft: „es ist ein wahrer Segen in dem Pathengeld, wie oft hat's uns geholfen und ist immer wieder da." Und die Schwestern freuten sich überaus, daß ihr Besitz solche Wunder thun könne.

So wären die Viere vergnüglich und zufrieden ihren Lebensweg mit einander getrottelt und hätten nichts Besseres begehrt, auch die Gemeinde hatte sich an ihren Pfarrer ge-

wöhnt; sie wußten so allmählich jeden Sonntag voraus, was für eine Predigt kommen werde, denn der Ideenreichthum des guten Pfarrers war nicht sehr groß, aber es ging ihm von Herzen, und das fühlten die Leute; auch mit den Töchtern waren sie zufrieden: „schön sind unsre Pfarrjungfern grad nicht, aber sauber," meinten sie, „Jungfer Mine ist so stattlich wie ein Kasten und die Jungfer Philippine hat rothe Backen wie Ackerschnallen, und christliche Jungfern sind's auch."

Aber es nimmt alles ein Ende; auch der zufriedene Zustand im Pfarrhaus zu Waldangenloch, obgleich er möglichst lange gewährt hatte. Denn der Pfarrer war nahe an achtzig und hatte noch nie einen Vikar gebraucht, als er unerwartet, ohne lange Krankheit heimgerufen wurde. „Der liebe Gott wird's wohl machen mit euch," sagte er mit seiner brechenden Stimme, als er die drei Töchter gar bitterlich weinend an seinem Bette sah. „Fürchtet euch nur nicht; Was unser Gott erschaffen hat, das will Er auch erhalten," und in diesem Glauben schlief er getrost ein.

Die Schwestern waren nun freilich gar sehr betrübt, sie weinten zusammen recht herzlich, wenn sie so miteinander allein in der Pfarrstube saßen; aber es war ein lauteres pures Herzeleid, ohne Dorn und Stacheln. Sie plagten sich mit keinen Gedanken: wie es hätte vielleicht anders kommen können, was man etwa an dem Kranken versäumt habe, oder ob er denn nicht auch früher einen bessern Dienst hätte erlangen können. „Schön ist's eben doch, daß der Papa immer hier geblieben ist," sagte Mine, „daß man ihn neben die Mama selig hat begraben können." „Und er ist doch lang gesund gewesen," rühmte Christine; „wie hat ihm nicht erst vor vierzehn Tagen noch das Sauerkraut geschmeckt." „Und

an dem Nelkensträußchen, das ich ihm heraufgebracht, hat er auch noch gerochen," sagte Philippine; und so rühmten sie den Papa selig, seine schönen Predigten und sein glückliches Leben, bis sie wieder in's Weinen kamen.

Dem Amtsverweser, der nun einzog, räumten sie bereitwillig des Papa's Stube ein, kochten ihm nach bestem Wissen und waren verwundert, daß es ihm nicht allezeit so gut schmeckte wie dem Papa selig. Ein Netz nach ihm auszuwerfen, der Gedanke kam nicht in ihre einfältige Seele; als die Frau Schulmeisterin gegen Jungfer Mine bemerkte: „Wenn aber der Herr Amtsverweser an die Jungfer Philippine käm' und sie noch Frau Pfarrerin hier würd', das wär' doch schön;" da lächelte die getreue Schwester freilich wohlgefällig, sagte aber: „'s kommt mir gar nicht so vor, Frau Schulmeisterin," und als eines schönen Tags eine Braut des Amtsverwesers mit ihrer Mama Besuch im Pfarrhaus machte, da kochte ihnen Jungfer Mine einen Kaffee mit Gelberüben so gut sie's verstand, und sagte gelassen: „Hab's gleich gedacht, daß der Amtsverweser an eine Andere kommt."

Der Onkel, von dem die wunderthätigen Lammdukaten stammten, war lange schon todt, sein Sohn, der einzige Verwandte der drei Schwestern, war Pfarrer in Guggenbühl; er hatte nicht zur Beerdigung kommen können, aber er besuchte nachher seine verlassenen Basen, um zu hören, welche Plane sie für ihre Zukunft entworfen. Ja, Plane hatten sie ganz und gar keine; sie hatten sich noch gar nicht darüber besonnen, was sie denn anfangen wollten, wenn sie das Pfarrhaus verlassen müßten. Die Theilungsbehörde hatte leichte Arbeit gehabt; nachdem alles gehörig bereinigt und bezahlt war und in Rechnung genommen, was etwa aus dem einfachen Hausgeräth gelöst werden könne, blieb für die Schwestern

so viel, daß sie etwa hundert Gulden jährlicher Einkünfte zusammen hatten. Der Vetter hatte selbst ein kinderreiches Haus und war nicht in der Lage, ihnen eine Heimath zu bieten. „Ja, meine lieben Bäschen, was wollt ihr denn thun, wenn der Dienst wieder besetzt wird?“ fragte der Pfarrer rathlos. „Weiß noch nicht,“ sagte Jungfer Mine, „der liebe Gott wird's wohl machen mit uns, hat der Papa selig gesagt.“ „Gewiß,“ sagte der Pfarrer ungeduldig, „aber ein Bischen selber regen muß man sich doch auch, mit dem Dasitzen und Zuwarten fliegen einem keine gebratenen Tauben in Mund.“

„Wir begehren auch gar keine gebratenen Tauben,“ versicherte Christine gutmüthig, „wir bitten nur um unser täglich Brod, und das wird uns der liebe Gott ja geben, wir wollen auch gern etwas arbeiten.“

„Nun, wie wär's, wenn Du, Bäschen Mine, vielleicht eine Stelle als Haushälterin suchtest, Christine etwa in einem Nähtereigeschäft unterkäme und Philippine .....“

„Ja,“ sagte Mine, die noch die Ueberlegteste war, „dem Papa habe ich schon die Haushaltung geführt, aber sonst bin ich noch in keiner gewesen und Christine hat wohl viel daheim genäht, aber ich weiß nicht, ob man's nicht draußen anders verlangt.“ — Der Pfarrer, obgleich er keine Nähmamsell war, hatte doch schon heut Mittag das greuliche Flickwerk an dem Tischzeug angestaunt, und fürchtete fast, man möchte es draußen anders verlangen.

„Und unsre Kleine,“ hub Mine wieder an, „die haben wir alles gelehrt, was wir selbst können, aber das ist eben nicht sehr viel.“ „Nein, nicht sehr viel!“ seufzte der Pfarrer im Stillen, rathlos, wie den drei guten Bäschen zu helfen sei.

Da streckte ein Nachbarjunge seinen struppigen Kopf zur Thüre herein: „En schöna Gruß von meiner Muatter, und

obet d'Jungfer Mine mi net a Bissle b'hören woll, ich kann meine Fragen noh net in d' Konfirmationsstund." „Komm nur her, Friederle," sagte Mine, der's ein Bischen bang geworden war bei dem Verhör des Vetters, und sie überhörte den Friederle seine Antworten; ohne in's Buch zu sehen, konnte sie ihm nachhelfen und die angegebenen Schriftstellen sagen, daß sich der Pfarrer verwunderte. Da es bei dem hartnäckigen Friederle zuerst nicht recht vorwärts wollte, half auch noch Philippine, und als er zuletzt die schwierige Antwort ohne Anstand aufsagte, lehrte sie ihn noch einen schönen Liedervers, so daß der Junge ganz vergnügt über seine Gelehrsamkeit abtrottelte.

„Aber ihr könnet's ja wie Schulmeister, Bäschen!" sagte bewundernd der Vetter. „Ja, Sprüche und Lieder hat uns der Papa selig viel gelernt," sagte Christine geschmeichelt; „noch als er krank war, haben wir ihm immer hersagen müssen, und unsre Kleine, die weiß noch am meisten."

Da ging dem Pfarrer mit Einemmal eine lichte Idee auf. Sein Dorf war arm, und viele der Einwohner, die nicht eigne Güter hatten, suchten ihren Erwerb auswärts, so daß die kleinern Kinder gar verwahrlost und verlassen herumliefen und meist schon in ganz verdorbenem Zustande zur Schule kamen. Er hatte oft schon an eine Kleinkinderschule gedacht, aber die Sache war ihm zu umständlich erschienen: jetzt aber, — sicherlich zeigte ihm der liebe Gott hier einen Ausweg für die armen Mädchen. Er sagte noch nichts von seiner Idee, er beschenkte die Basen indeß mit Zucker und Kaffee, sie rühmten dabei dankbar, daß die guten Leute im Ort sie haben noch nie Mangel leiden lassen, „allemal wenn's aus ist, bringt ein Mädchen eine Milch, oder ein Weib einen Korb Kartoffeln, oder die Nachbarin ein Schüsselchen

Mehl," erzählten sie vergnügt, und „der Herr Amtsverweser gibt uns ein Kostgeldlein," ein Kostgeld hätte freilich die bescheidne Kost der Jungfer Mine wohl kaum ausgetragen.

„Macht euch nur keine Sorgen," tröstete sie der Pfarrer beim Abschied, „der liebe Gott wird schon einen Weg zeigen." „Das habe ich ja auch alleweil gesagt," sagte Christine vergnüglich; sich Sorgen zu machen, war ihnen gar nicht eingefallen.

Das Gnadenquartal war um, die Schwestern hatten das Pfarrhaus zu Waldangenloch verlassen müssen. Sie waren mit vielen Thränen geschieden; die Leute vom Dorf gaben ihnen das Geleit und hatten die große, alte Klostertruhe, die hinten auf Ochsenwirths Wagen stand, noch reichlich gefüllt mit Schmalztöpfchen und Mehlsäckchen, mit dürrem Obst und geräuchertem Fleisch, in die neue Haushaltung der Pfarrjungfern. Denn die Pfarrjungfern zogen nicht in's Blaue hinein, der liebe Gott hatte gesorgt und durch den Vetter zu Guggenbühl ihnen wieder ein Plätzchen bereiten lassen. Der Ochsenwirth führte sie sammt ihrer Habseligkeit mit seinem eignen Fuhrwerk fort und ohne Arg saß Jungfer Mine und Christine einträchtig beisammen auf des Papa Kanapee, das vorn auf dem Wagen angebracht war; der Kleinen hatte man hinten zwischen den Betten einen kommoden Sitz gemacht. „Das ist wahr," hatte Mine vor dem Aufsteigen unter ihren Thränen gesagt, „wir bringen doch unsre Sachen recht und gut fort, drei gute warme Betten, Gottlob und Dank dafür!" Dann aber faltete sie ihre Hände und sprach andächtig: „der Herr behüte und bewahre unsern Ausgang und Eingang." „Von nun an bis in Ewigkeit," vollendeten die zwei Andern und die Leute, die herumstanden, legten die Hände zusammen und sagten Amen. Dann stiegen

die Pfarrjungfern hinauf und fuhren getrost mit einander in die Welt hinaus, die ihnen unermeßlich groß und weit vorkam von Waldangenloch bis Guggenbühl.

Nicht weit vom Rathhaus in Guggenbühl steht das Häuschen, das sich die alte Schulzin einmal zu einem Ruhesitz erbaute und darin sie auch ihre Tage beschlossen hat. Ihr Sohn war nicht wieder Schultheiß geworden, aber er war ein reicher Bauer und wollte sich das Häuschen aufbewahren, bis er einmal seinem Sohn „abgebe“. Das Haus war seither leer gestanden, da Jeder in Guggenbühl schon seinen „Unterschlauf“ hatte; auch hielt der Besitzer nicht viel vom vermiethen, er meinte, ein Haus vermiethen sei wie Seife herleihen; an einem Haus sei bald mehr verdorben, als die paar Gulden Miethe eintragen. Des Pfarrers Vorschlag, er soll es zu einer Kleinkinderschule hergeben, kam ihm zuerst erstaunlich unnöthig vor; „'s ist vorher schon zu viel mit dem Lernen bei den großen Kindern, man wird, schätz' wohl, auch noch mit den Kindbetterkindlein buchstabiren anfangen.“ Als aber die kleinen Kinder seines armen Nachbars einmal, als sie allein gelassen waren, ein schönes Feuerchen in seiner Scheune anzündeten, was er noch zu guter Zeit entdeckte, da meinte er, „da soll doch das Wetter drein schlagen,“ — was unter diesen Umständen ein sehr überflüssiger Wunsch war, — „jetzt muß etwas geschehen, daß die Kinder aufgehoben werden.“

So waren denn in kurzer Zeit die drei Pfarrjungfern in dem Häuschen eingerichtet, für das der Bauer nicht mehr als fünf Gulden jährlich Miethzins verlangte. Zimmermöbel und Küchengeräth brachten sie aus ihrer Heimath mit; für die ersten Tage waren sie Gäste im Pfarrhaus, bald aber eröffneten sie mit Beihilfe des getreuen Vetters ihre Kinderschule,

zwar nicht nach Fröbels Methode, aber doch nach ihrer eigenen. Es war viel Aufhebens im Dorf von der neuen Anstalt; daß die Unternehmerinnen Pfarrtöchter waren, so ehrbar schwarz gekleidet, mit so ehrlichen breiten Gesichtern, „so schön wie 'ne Uhrentafel," das brachte sie im Dorf bald in Kredit: Früh Morgens, wenn der Gänshirt ausfuhr, wurden auch schon die Kleinen zusammengetrieben und trippelten in die große Stube zu ebner Erde, wo sie freundlich von den Schwestern empfangen wurden. Der Apparat war kein so reichlicher und mannigfaltiger wie in einem Fröbel'schen Kindergarten: mit Stäbchen, Papierstreifen, Quadraten, Bällen und Kugeln, daran dreijährige Kinder allmälich die Gesetze des Weltalls erlernen sollen, nein, er bestand nur aus einer Sammlung schöner „Helglein", Bildchen aus der heiligen Geschichte, die der Pfarrer gestiftet hatte; so ein Bildchen wurde den Kindern vorgezeigt und Philippine, die am besten damit umgehen konnte, erzählte in gar schlichten Worten den Kindern die Geschichte dazu.

Von den schönen Reimen der Fröbel'schen Gärten:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hält uns verbunden,
Beschäftigung ist unsre Lust,
Mit ihr kommt Freude in die Brust

wußten die Jungfern dazumal noch gar nichts, es waren die uralten Reimlein:

Engelein komm,
Mach mich fromm,
Daß ich einmal zu Dir
In Himmel 'nauf komm

und

Ich bin klein,
Mein Herzlein ist rein,
Soll niemand drin wohnen,
Als Jesus allein,

mit denen sie den Kurs begannen, und allmählich zu andern Sprüchlein und Liedern übergingen. War auch ein Grasplätzchen hinter dem Haus, wo sich an schönen Tagen die Kleinen umtreiben durften; an Gesellschaftsspielen hatten die Schwestern freilich für die Kleinen auch nicht viel Auswahl, „Schlupferles“ und „Fangerles“ waren fast die einzige Abwechslung; hie und da „Ringe, ringe Reihe,“ wobei die guten Jungfern in aller Herzensfreude mit den Reihen schlossen und sich mit unterduckten, wenn Alle schrieen: „Musch, Musch, Musch.“

Im Dorf waren sie bald beliebt, „gemeine, niederträchtige Jungfern,“ rühmte man von ihnen, und freute sich, daß die Kleinen so gern hingingen und so gut bei ihnen aufgehoben waren. Das Honorar, einen Batzen jeden Monat für das Kind, kam freilich den ärmern Einwohnern schon sehr hoch vor, eine Gans hütete ja der Ganshirt um einen halben Kreuzer per Woche; es trat aber bei den Aermsten die Gemeindekasse ein und die Schwestern freuten sich allemal sehr am Schluß des Monats, wenn sie ihr Schächtelchen voll Kreuzer und Groschen zählen durften. Wie sie damit ausreichten, das freilich ist ihr Geheimniß, über dessen Lösung sie sich selbst gar nie besonnen haben; genug es reichte, und war von Hunger und Kummer nichts zu sehen in ihren vergnüglichen Gesichtern.

Am Sonntag waren sie Mittags Gäste im Pfarrhaus, und sie freuten sich allemal auf das gute Sauerkraut; wir wollen sie nicht verachten darum, es haben schon Naturen von höherem Schwung mit Vergnügen an eine gute Mahlzeit gedacht; für Pfarrers war's auch eine Freude zuzusehen, wie's ihnen so gar wohl schmeckte. Nach der Kinderlehre, die sie auch getreulich besuchten, und nach dem Kaffee, während

dessen sie sich oft vergnüglich in die Augen schauten, gingen sie wieder heim, setzten sich bei gutem Wetter auf die kleine Bank hinter ihrem Häuschen, das grüne Rasenplätzchen vor sich und lasen noch eine Predigt des Papa selig, die sie alle in sauberem Manuscript besaßen; dann noch manchmal ein Besuch im Dorf, ein Plauderstündchen mit einer Nachbarin und schließlich sangen sie ihr Abendlied, mit Begleitung des heiseren Klaviers und gingen im Frieden ihres Herzens zur Ruhe.

Waren sie in Betreff ihrer Sonntagsmahlzeiten un peu gourmandes, — was ja sogar Rousseau seiner Julie gestattet, — so waren sie Werktags um so genügsamer, denn um zwanzig Batzen per Monat kann man nicht viel Kuchen und Pasteten backen, aber — es reichte doch jedesmal; hie und da brachte eines der Kinder ein paar Eier von seiner Mutter oder kam eine dankbare Bäurin mit einer Milch: „weil ihr Jakobele heut so gar ein schön's Versle aufgesagt hab'"; es wurde kaum ein Schwein im Dorf geschlachtet, von dem die „braven Jungfern" nicht ihren Tribut erhalten hätten; wenn der Nachbar sein Holz einführte, wurden ein paar Körbe voll zu den „braven Jungfern" gebracht, — kurz, sie legten sich jeden Abend gesättigt nieder und wurden nicht müde zu wiederholen: „Gott Lob und Dank, der Papa selig hat doch Recht gehabt, es ist noch immer für uns gesorgt worden."

Aber auch dies friedliche Glück sollte keinen Bestand haben. Nach viel ungestörten Nächten gesunden Schlafes kam eine Schreckensnacht für die Schwestern und für das ganze Dorf. Der Blitz hatte eingeschlagen, der Sturm trieb die Flamme weiter und ein großer Theil des Dorfes ging in der Einen furchtbaren Nacht zu Grunde.

Geweckt vom Flammenschein und Jammergeschrei, hatten

die Schwestern sich eilig angekleidet und waren auf die Straße gestürzt, betäubt, rathlos, wie auch wohl klügere Leute von solch jähem Schreck werden. Da sah Jungfer Mine ein schreiendes Kind an dem niedrigen Fenster eines Nachbarhauses. „O das ist Peterle, mein armer Peterle!“ rief sie mitleidig und nahm das Kind in seinem dünnen Hemdlein auf die Arme; „nimm mich auch mit, Jungfer Christine,“ rief ein andres kleines Mägdlein, das verscheucht und verloren herumirrte, und so, sie wußten nicht wie, hängten sich da und dort den Schwestern so kleine Kreaturen an, die im allgemeinen Tumult aus ihren Betten und Häusern geflüchtet waren.

Das Feuer wüthete furchtbar, die Löschanstalten waren mangelhaft und nicht viel Wasser in der Nähe; doch wurde gegen Morgen die Flamme gedämpft, aber es war ein trostloser Morgen. Jetzt erst, neben allem Jammer um die Zerstörung, suchten Eltern und Kinder sich wieder zusammen; es waren viel Verletzte, doch fand man keine Leiche: alte, hilflose Leute und Wiegenkinder waren alle noch gerettet worden; aber viele größere Kinder, zwei-, dreijährige wurden vermißt, und es erhob sich unter den Müttern ein Jammergeschrei: „O mein Peterle! Wo ist aber mein Madele? Ach, man hätt' besser nach den Kindern sehen sollen!“ Da kam mit einemmal Schulmeisters großer Sohn gesprungen und schrie: „Da sind sie ja All in der Kirche!“ Die Leute eilten hin, die Kirche war unversehrt geblieben, die Kirchthür stand offen, noch vom Sturmläuten in der Nacht; vorn auf den Stühlen saßen die drei Pfarrjungfern beisammen und um sie her ein Häuflein ihrer kleinen Schüler, zum Theil sehr dürftig, zum Theil gar nicht bekleidet; die Schwestern waren mit ihnen dicht zusammengerückt und hatten alle entbehrlichen

Kleidungsstücke um sie gewickelt; einige der Kleinen schliefen in ihren Armen und sie winkten „bscht, bscht," als die aufgeregten Leute herein kamen. Das „Bscht" half nichts, mit lauten Freudenrufen begrüßten die Mütter ihre Kindlein. „O Madele, Gott Lob und Dank, daß Du da bist!" „O mein Friederle! Gucket, er hat noch das Rugele in der Hand, wo er mit g'spielt hat beim Einschlafen!" „Aber wie kommt's denn, daß ihr da seid bei den Jungfern? Ach lieber Gott, wie gut ist's, daß euch nichts geschehen ist!" Wie es gekommen, daß all die Kindlein sich zu ihnen gefunden, das konnten die Schwestern selbst nicht sagen, „aber wir haben gedacht, die Kirche werde doch gewiß nicht verbrennen," sagte Christine, „so sind wir da hinein gegangen mit den Kindlein und haben sie ein Bischen warm gehalten und haben gebetet mit ihnen, daß der liebe Gott dem Feuer nicht wolle zu viel Gewalt lassen. Und wie sie geweint haben und sind hungrig geworden, da hat ihnen Philippine ein Liedlein gesungen und sie sind fast Alle eingeschlafen."

So hatten die Schwestern in der Einfalt ihres Herzens die Kindlein behütet und ihre Habe brennen lassen. „Das war recht dumm," sagten einige Leute vom Dorf, die keine eignen Kinder hatten, „die Kinder haben ja laufen können, die wären schon davon gesprungen, hätten sie doch ihre Betten geflüchtet! Wenn man so wenig hat, da wird man auch noch Kinder hüten, während dem 's brennt!"

Die Schwestern aber lasen aus den Haufen geretteter Sachen das Wenige heraus, was von ihrem Besitzthum dabei war: einige Stücke Betten, einige Kleider, einen alten Garnhaspel, das heisere Klavier, von dem kein Mensch wußte, wie das herausgekommen war und, — was sie mit höchster Freude begrüßten: des Papa selig seine Predigten! „Da ist

nicht mehr viel von Ihren Sachen," sagte mitleidig der Schultheiß; Jungfer Mine aber faltete die Hände zusammen und sagte: „Der liebe Gott hat's gethan." „Aber was fangt man an," sagte wieder rathlos das Ortsoberhaupt; „Ihr Häuslein ist abgebrannt, an eine Kleinkinderschul' ist gar nicht mehr zu denken, wüßt' nicht, wo die Leute den Batzen noch auftreiben sollten! und im Ort ist kein Platz mehr..." „Der liebe Gott wird schon ein Plätzchen für uns finden," sagte Christine getrost; „das hat ja schon der Papa selig gesagt," vollendete Philippine.

Nun, inzwischen wurde Rath geschafft so gut als möglich; die drei Schwestern wurden auf dem Dachboden des Pfarrhauses nothdürftig untergebracht, das mehr von Löschversuchen als vom Brand gelitten. Betten gab's nicht mehr viel, aber mit Hilfe der Pfarrerin, die nichts von ihrer Habe verloren, machten sie sich schon ein Nestchen zurecht. „'s ist ja so ein Glück, daß 's Sommer ist," sagte Christine vergnügt, und sie beteten ihren Abendsegen in der Dachkammer, wo die Sterne hereinschienen, so andächtig, als vorher in ihrem Schlafkämmerlein, und ließen sich keine Sorge für ihre Zukunft drücken.

„Höret, da kommt etwas Prächtiges für Euch," sagte der Pfarrer nach etwa acht Tagen, während der die Schwestern genügsam das spärliche Brod getheilt hatten, das ihnen das Pfarrhaus bot, bis alles wieder ein wenig geordnet war; sie hatten inzwischen der Pfarrfrau ihre Kinder gehütet und ihre Strümpfe geflickt so gut, oder so bös sie's konnten, und geduldig gewartet, bis sich ein Thürlein für sie aufthun werde, weshalb sie auch gar nicht sehr verwundert waren über die Mittheilung des Pfarrers.

„Nun, es ist zunächst nur ein Obdach," sagte dieser,

„und nur für die Sommermonate, aber später wird gewiß auch weiter gesorgt werden.“ „O freilich,“ sagte Mine beruhigt.

„Die Frau Professor Müller in N. hat von unsrem Unglück hier gehört und daß ihr euer Obdach verloren habt; da sie nun mit ihren Kindern im Sommer auf dem Land wohnt, der Herr Professor aber wegen seiner Geschäfte in der Stadt bleibt, so will sie euch für den Sommer gute Wohnung in ihrem Haus einräumen, und ihr habt nichts zu thun, als Acht zu haben auf das Haus und die Hausthüre, daß der Herr vom Läuten an der Hausglocke nicht gestört wird, sonst wird sich ja wohl auch noch ein kleiner Verdienst finden; da ist nun für die nächste Zeit schön gesorgt!“ Und vergnügt rüsteten sich die Schwestern zur Abreise; „der Papa selig hat's ja gesagt! es kommt immer wieder gut.“

Derweil bereitete die gute Frau Professorin, die so ganz zufällig von der Noth der Schwestern gehört, diesen ein ganz freundliches Asyl in der großen obern Gaststube ihrer Stadtwohnung, — es war noch die gute Zeit, wo man sich eine ordentliche Haushaltung ohne Gaststube gar nicht möglich vorstellen konnte. Auch im Wohnzimmer richtete sie ihnen behagliche Plätzchen am Fenster, damit sie hübsch Acht haben könnten auf die Hausthür; sie freute sich recht, den armen, obdachlosen Geschöpfen, wenn auch nur für eine Weile, ein so gutes Plätzchen öffnen zu können.

Aber die Jungfern kamen lange nicht; man forschte bei dem Pfarrer zu Guggenbühl nach, — dort waren sie glücklich fortbefördert worden auf dem Wägelchen des Müllers; ein Kanapee hatten sie diesmal nicht mitzunehmen gehabt, sie hatten bis zu einem nahegelegenen Dorfe bei N. fahren wollen und von dort mit Botengelegenheit an's Ziel; man glaubte sie dort längst angekommen. Auf näheres Nachforschen ge-

ſtand endlich der Müllerbub, der zugleich Kutſcher war, daß er unterwegs in einem Dorf das Fuhrwerk umgeworfen habe; ‚die Jungfern ſeien bös herausgefallen, todt ſei aber keine geweſen, er hab' geglaubt, ſie ſeien ſchon lange dort'. Der Pfarrer ſchrieb in das Dorf, wo das Unglück geſchehen, und erhielt einen ganz vergnügten Brief von Jungfer Mine: „Es iſt uns ganz gut gegangen, obwohl der Knecht uns umgeworfen hat (wir haben ihm verſprochen, wir wollen's nicht verrathen), ich habe nur den Fuß ein Bischen verſtaucht und Chriſtine den Arm und Philippine hat ſich ein Loch in den Kopf gefallen, aber es heilt alles leicht zu; eine brave Wirthin hat uns aufgenommen, und die Frau Pfarrerin von hier hat uns Eſſen geſchickt; wir gehen jetzt bald, ſo bald der Bote wieder fährt."

Am kommenden Sonntag kam der Profeſſor zu ſeiner Familie, um den freien Tag dort zuzubringen. „Nun, Deine Jungfern ſind jetzt angekommen," ſagte er ſeiner Frau.

„Ach ſo! Nun, wie ſind ſie denn? und haben ſie recht Acht auf das Haus, daß Du nicht ſo oft geſtört wirſt?" „Ich glaube ja, es wird wenigſtens nicht mehr am Haus geläutet," ſagte der Profeſſor, „geſehen hab' ich noch nicht viel von ihnen, ſie ſcheinen aber vergnügt."

So ging denn am Montag die Profeſſorin zur Stadt, um zu ſehen, wie das Haus von ihren Gäſten behütet werde; der Profeſſor war ausgegangen. Aber ſiehe da, die Hausthür ſtand weit offen, es hätte jedermann Gelegenheit gehabt, ſich mitzunehmen, was da zu finden war und keine Jungfern weit und breit. Etwas rathlos, was mit ihren Thürhüterinnen geworden ſei, ſchaute die Profeſſorin aus dem Fenſter; ſiehe, da kamen drei Frauenzimmer Hand in Hand höchſt vergnüglich über den Marktplatz hergewandelt

und schritten auf das Haus zu. „Ach, sind Sie die Jungfer Pommerinnen?“ fragte sie. „Ja freilich, und Sie sind gewiß die Frau Professorin, die so gütig ist und uns aufgenommen hat!“ entgegnete Mine höchst freundlich.

„Sie sind lang nicht gekommen?“ hub die Frau Professorin an. „Ach ja, es ist uns ja zu all dem Unglück hin unterwegs noch so gut gegangen; vorgestern sind wir ganz ohne Unfall angekommen und haben so ein gar nettes Stüblein hier.“

„Was haben Sie denn soeben für einen Ausgang gehabt?“ „Oh, wir haben nur miteinander um einen Kreuzer Pomade geholt,“ sagte Christine; „die Kleine geht nicht gern allein aus, und mich haben sie auch nicht allein daheim lassen wollen.“

„Ja, — aber, — Sie hätten doch die Hausthüre nicht so offen lassen sollen,“ sagte die Professorin, die den arglosen Mädchen keinen Vorwurf machen wollte, „man hätte ja so leicht stehlen können.“ „O, stehlen thut man gewiß nicht bei Ihnen, und so am hellen Tage,“ sagte Philippine, „da thäte man's ja sehen.“ „Nun, nun, ein andermal schließen Sie doch das Haus zu,“ sagte die gutmüthige Frau, und half ihnen, sich ordentlich einzurichten. Daß der Herr Professor in keiner Weise durch Ansprüche der Schwestern an seine Unterhaltung gestört sein werde, hatte er bald zu seiner großen Beruhigung bemerkt, und so hausten sie in höchstem Frieden und Stille nebeneinander.

Die Frau Professorin hätte ihren Gästen gern auch zu einem Nebenverdienst geholfen, fand aber bald, daß ihre Kenntnisse in Handarbeiten überaus gering waren. Nun

kam aber damals gerade die Mode in Schwang, alte Seidenfleckchen aller Art und Farbe zu zerzupfen, die gezupften Fäden wurden mit Baumwolle gesponnen und ein Zeug daraus gewoben, der mehr dauerhaft sein sollte, als er schön war; — es gehörte das auch zu den Ersparnissen, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen und deren Profit ein äußerst zweifelhafter ist; ein alt schwäbisches Wort bezeichnet solche Gewinne als „Lieschingsnutzen“ (von welchem profitablen Liesching die Benennung stammt, weiß ich nicht); aber man hatte doch, indem man die alten Flecke verwendete, das beruhigende Bewußtsein, daß man eine nützliche Handlung verübte. — Es gab Familien, in denen eine wahre Manie auf Seidenflecke ausbrach; alte Kontuschen, langgesparte Prachtstücke von Urgroßmüttern wurden geopfert und ich habe ganze Geschlechter gesehen in den farblosen Stoff gekleidet, der, wie das todte Meer, eine ganze Welt voll Pracht und Eitelkeit verschlungen hatte, ohne daß man's ihm ansah. Das war nun eine Arbeit, die zur Noth jedermann versehen konnte; die Frau Professorin suchte alsbald etliche alte seidene Schürzen und zerrissene Ueberzüge von Sonnen- und Regenschirmen hervor und übergab sie den Schwestern zum zerzupfen, die gewonnene Seide wollte sie ihnen dann lothweise bezahlen, und freute sich schon, ihnen den kleinen Erwerb zuzuwenden! „Wenn Sie fertig sind, so bringen Sie sie mir an einem Sonntag in's Landhaus, nur müssen Sie dann das Haus hübsch abschließen,“ sagte sie ihnen.

„O freilich,“ versicherte Jungfer Mine bereitwillig, und sie hausten wieder im Frieden weiter in ihrem Kämmerlein, vergnügt mit der neuen Beschäftigung.

Am Sonntag Nachmittag war die Professorfamilie im Garten versammelt. „Mama, es kommen Besuche,“ sagte der Knabe; „es werden Schauspielersleute sein,“ meinte das Mädchen, mehr erbaut als ihre Mama über diese Aussicht.

Ach nein, Schauspielerinnen waren es nicht, es waren die unverstelltesten Menschenkinder auf der Welt, unsre drei Pfarrjungfern mit ganz freudestrahlenden Angesichtern, allerdings in einem etwas seltsamen Aufzug. Außer ihren lila Zitzkleidern, in denen sie noch den Papa selig vertrauert hatten, und den dünnen Sommershawls, die ihnen der Vetter Pfarrer aus den Beiträgen für die Abgebrannten verabfolgt hatte, trugen sie noch seidene Hüte von absonderlicher Form: Mine als die Aelteste und Gesetzteste, trug einen schwarzseidenen Hut, gefertigt aus ein paar alten Staatshosen vom Vater der Professorin; Christine hatte aus einem Regenschirmüberzug ein grünseidnes Prachtstück zu Stande gebracht und solches mit einem rothen Wiegenband, das noch des Professors Wiege geschmückt, ausgeputzt. Philippine aber, die Kleine, hatte ein ganz schalkhaftes, schäferartiges Hütchen aus einem Sonnenschirmüberzug, das eine Art Schneppe in's Gesicht bildete, auch war es noch mit ein paar Pumpelröslein ausgeputzt, die sich an einem alten Aufsätzlein vorgefunden hatten, das sich unter den Seidenresten befand.

„Du lieber Gott, meine Flecke!“ rief in unwillkürlichem Erstaunen die Professorin aus.

„Ja nicht wahr,“ sagte Christine ganz beglückend, „das hätten Sie gar nicht gedacht, daß die alten Flecke noch solche schöne Hüte geben!“ „Ich hätt's auch nicht geglaubt,“ sagte Mine; „aber die Christine, die hat's so schön hingebracht!“ „Es freut Sie gewiß recht,“ sagte die Kleine triumphirend. „Base Pfarrerin sagte, wenn wir in eine Stadt kommen, so

werden wir uns neue Hüte anschaffen müssen, und die haben uns jetzt gar nichts gekostet! Deswegen wird's keine sündliche Eitelkeit sein." „Und sie thun's für Sommer und Winter, weil's seidene sind!" rühmte Christine.

„Gezupfte Seide werden Sie jetzt keine haben," sagte die Professorin, die's nicht über's Herz bringen konnte, ihnen die unschuldige Herzensfreude zu dämpfen. „O freilich, wir haben alle Restchen aufgezupft," sagte Mine und brachte noch ein Päckchen hervor; die gutmüthige Frau bezahlte sie ihnen, als ob die schönen Hüte auch noch zum Opfer gefallen wären, und die Schwestern zogen am Abend höchst vergnügt ab mit ihrem Staat und mit ihrem Gewinn und dankten den braven Leuten und dem lieben Gott für ihre schönen Hüte und für den frohen Sonntag, den sie wieder hatten verleben dürfen.

Wie allmählich der Herbst nahte, wurde der Professorin bang, was sie mit ihren Gästen beginnen sollte. Ihre Stadtwohnung wurde durch eigene Hausgenossen und erwartete Gäste reichlich besetzt, — sie hatte freilich von Anfang an den Schwestern das Asyl nur für kurze Zeit angeboten, nur bis sie irgend eine bleibende Unterkunft hätten; aber diese hatten sich seither so höchst zufrieden angesiedelt, ihre bescheidnen Mahlzeiten in der Küche der Professorin gekocht, — der Herr speiste im Gasthof, — und nie mit einer Sylbe der Möglichkeit gedacht, daß dieser Zustand ein Ende nehmen könnte, so daß es der gutherzigen Frau kaum möglich war, ihnen zu sagen, daß sie sich nach einer anderen Unterkunft umsehen müßten.

Mit recht schwerem Herzen wandelte sie in nächster Woche zur Stadt, um doch die Schwestern vorzubereiten, und sie wurde betrübt, als sie die alten, vergnügten Gesichter

begrüßten. „Jetzt denken Sie nur, wie's uns wieder so gut geht!" hub Mine an, „wir haben ja wohl gedacht, daß Sie auf den Winter Ihre Stube wieder selber brauchen werden, aber wir wußten nicht, wo wir dann hätten hin sollen, und wir wollten derweil gerade nicht sorgen, weil der liebe Gott noch allemal geholfen hat. Da schreibt jetzt unser Vetter Pfarrer, ob wir's denn wissen, daß wir noch von unsrem Papa selig her das Burgerrecht und den Genuß eines Güterstückleins in der Stadt Schneckenburg haben? Das haben wir gar nicht gewußt; mir ist's erst wieder eingefallen, daß der Papa oft davon gesagt hat, und dort sei nun gerad eine ganz wohlfeile Wohnung frei mit zwei Stüblein bei einem Seifensieder, wo andre Leute wegen dem Geruch nicht gern hinziehen; uns macht das aber nichts aus, wir haben keine feinen Nasen und wir können einziehen, wenn wir nur wollen." „Ja, uns geht's allemal wieder so gut," sagte Philippine. „Gott sei Lob und Dank," fügte Christine hinzu und faltete die Hände.

Gerührt und erfreut, daß auch ihr die Sorge um die Schwestern abgenommen wurde, eh sie recht zu sorgen begonnen, half ihnen die Professorin, im Verein mit andern gutherzigen Leuten zu bequemem Abzug und zu ordentlicher Einrichtung in der neuen Heimath. Die Jungfern mit ihren vergnügten Gesichtern waren so gar niemand lästig gefallen; ihre verlassene Lage war allmählich bekannt worden, so wollte Jedes gern etwas zu ihrer neuen Haushaltung beitragen; da fand sich eine alte, abgängige Kommode auf einem Dachboden, dort ein paar Stühle, die Frau Oberbürgermeister stiftete sogar ein Kanapee mit zerrißnem Polster und der alte Kaufmann Schnepf in der Nachbarschaft, bei dem die Schwestern ihre bescheidenen Einkäufe gemacht hatten,

verehrte ihnen außer einigen Düten Zucker und Kaffee, Reis und Gerste, noch einen Zitzüberrock seiner verstorbenen Frau, welcher, da selbige in ihrem Fett erstickt war, so vollständig weit war, daß Mine und Christine daraus einen Ueberzug über das Kanapee zu Stande brachten.

Noch eh die Professorfamilie vom Lande nach der Stadt übersiedelte, zogen die drei Schwestern ab, mit einem Herzen voll lauterer Dankbarkeit und Freude, daß sie überall so gute, brave Menschen gefunden und daß der liebe Gott immer wieder für sie sorge; was ihnen allein ein Bischen leid that, das war, daß ein Fuhrmann ihre Möbeln aufgepackt hatte und sie mit dem Postwagen nachreisten; sie wären so gar gern wieder auf ihrem Möbelwägelein, flott auf dem zitzenen Kanapee sitzend, miteinander abgefahren.

In Schneckenburg, — bitte es nicht im geographischen Handbuch zu suchen, — begannen die Schwestern ihr friedliches Dasein wieder mit neuem Vergnügen. Die Fenster ihrer zwei Stüblein gingen in einen Hühnerhof, dessen Einwohner sie bald alle persönlich kannten; so oft Philippine, die als die Kleinste den Tisch abräumen mußte, das Tischtuch ausschüttelte, kamen die zwei andern herbei, um sich mit zu freuen, wie das Geflügel gackernd und schnatternd von allen Seiten zusammensprang, und Mine sagte jedesmal dankbar: „Seht, wir haben immer noch übrig für die Thierlein!"

Es war in der größern Stadt etwas theurer zu leben, und doch ging's so von einem Tage zum andern und war immer etwas da, ohne daß sie viel sorgten. Sie hatten Bekanntschaft mit den kleinen Kindern der Hausbewohner gemacht, die hie und da zu den „braven Jungfern" gingen und Verslein bei ihnen lernten; dafür that ihnen die Hausfrau auch wieder einen Gefallen. Die Vorräthe, die sie von dem

guten Herrn Schnepf erhalten, zeigten sich fast so dauerhaft, als das Oelkrüglein der Wittwe von Sarepta; auch Base Pfarrerin spendete eine Sendung getrocknetes Obst, kurz sie waren, wie Mine oft mit dankbarem Herzen rühmte, „noch nie hungrig zu Bette gegangen.“

Aber frierend, — der erste Winter, den sie in Schneckenburg verlebten, war gleich ein grausam kalter; ihr kleiner Holzvorrath, den sie sich auf dem Wochenmarkt gekauft, war nicht so dauerhaft, wie die Düten des Herrn Schnepf, und eines Morgens, als Christine wie gewöhnlich zuerst aufgestanden war, um Kaffee zu machen, kam sie traurig wieder herein: „höret, Schwestern, das Hölzlein ist ganz gar.“ „Kann man keins kaufen?“ fragte Philippine. „Um weniger als einen Gulden kann man hier nicht Holz kaufen,“ sagte Mine, die die Kasse führte, „und achtundvierzig Kreuzer haben wir noch.“ „Was fangen wir an?“ fragte rathlos die Kleine. „Nun,“ schlug Christine vor, „Milch und Brod haben wir noch, das essen wir zum Frühstück, dann wollen wir recht beten, daß der liebe Gott wieder hilft; nähen wollen wir, so lang wir können und wenn's uns zu arg friert, so liegen wir in's Bett.“ „Gott Lob und Dank, daß wir so gute Betten haben,“ sagte Christine. So genossen sie ihr kaltes Frühstück; die Kleine hatte fast Lust, gleich wieder ein Bischen in's Bett zu liegen, um sich zu wärmen für die Arbeit; da klopfte es; ein Diener des Bürgermeisters trat ein. Die Schwestern hatten zu unschuldige Herzen, um an einer amtlichen Person zu erschrecken und fragten nur verwundert, was er wolle?

„Der Herr Bürgermeister haben bei der Verrechnung gefunden, daß Sie, die drei Geschwister Pommer, die Ihnen zustehende Burgergabe an Holz noch nicht erhalten haben;

drunten habe ich nun ein Klafter Holz und bitte um Empfangsbescheinigung.“ Die schrieb ihm Jungfer Mine mit zitternder Hand, dann baten sie den Hausherrn, unten zu helfen, den Gottessegen vor ihrer Thür abzuladen; dann aber gingen die Schwestern in ihr Stüblein zusammen und, was sie sonst nur am Sonntag thaten, sie sangen zusammen aus vollstem Herzen ihren Lieblingschoral: „Wer nur den lieben Gott läßt walten;“ ob ihr Gesang auch keine menschlichen Zuhörer angelockt, er hat den Engeln im Himmel gewiß lieblich geklungen.

Aber blau waren ihre Angesichter und steif ihre Hände, als der Choral schloß mit den getrosten Worten:

Denn wer nur seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

„Jetzt heizen wir aber ein?“ fragte Philippine. „Die Scheiter sind so groß,“ sagte in einiger Verlegenheit Mine, „wir können kaum eins herauftragen und in den Ofen sind sie viel zu lang und selber spalten können wir's doch auch nicht.“ „Aber ein Staatsholz gibt das, wenn's gespalten ist!“ rühmte Christine.

Da klopfte es wieder. Diesmal war's kein Amtsbote, sondern ein elender, bleich und schlotterig aussehender Handwerksbursche. Bereitwillig ging die mildherzige Mine nach dem leichten Geldschächtelein. „Wenn's nur was Warmes hätten, Madame,“ sagte der Bursche, „mich frierts in allen Gliedern; bin im Krankenhaus entlassen worden und hab' heut noch nichts Warmes gekriegt.“ Christine hatte eben in einem ungebrauchten Ofenloch noch einen Haufen Reisach entdeckt und schlug vor, sie wollen einen guten Kaffee machen und sich selbst und den armen Menschen damit erquicken.

Das geschah; Milch kaufte man bei der Hausfrau und das Frühstück wurde mit großem Appetit verzehrt; mit Herzenslust sahen die Schwestern, wie's dem Armen schmeckte und nickten einander heimlich vergnügt zu.

„Jetzt vergelt's Gott viel tausendmal," beschloß dieser seine Mahlzeit, als er den letzten Tropfen aus dem irdenen Schüsselchen ausgestrichen hatte und sagte seufzend, indem er aufstand: „wenn ich jetzt nur ein Unterkommen gefunden hätt', bis die ärgste Kälte vorbei wär', dann könnt' ich doch wieder weiter kommen; eine Heimath hab' ich nicht mehr, bin aber guter Leute Kind; ein Färber meines Handwerks; nur das lange Kranksein hat mich so 'runter gebracht; meine Schwester aber ist eben in Dienst eingetreten bei einem Fabrikherrn in der Schweiz, wenn ich bis dorthin komme, so thät' ich bei dem gewiß auch Arbeit finden, aber jetzt kann ich bei der Kälte nicht weit."

Da kam der Jungfer Mine eine nationalökonomische Idee; „wie wär's, guter Freund, könnt Ihr auch Holz spalten?"

„Warum nicht, wenn ich's Geräth dazu habe? nur wird's am Anfang etwas langsam gehen, weil ich noch so „liederlich" (schwach) bin."

„Nun, Ihr könnt' Euch ja Zeit nehmen," meinte die gute Mine und alsbald suchte sie mit den Schwestern Bettstücke zusammen, aus denen sie dem armen Burschen in einem leeren Hinterkämmerlein ein ganz ordentliches Lager zurüsteten. Der Hausherr lieh eine Axt und Säge her und bald hatten sie doch so viel gespaltnes Holz, daß sie eine behagliche Stube wärmen und ein frugales Mahl kochen konnten, von dem auch ihr Gast satt wurde.

Die Schwestern waren im hellen Glück über die profi-

table Einrichtung, die sie getroffen hatten. „Sonst ist das Holzspalten so theuer," rühmten sie dem Hausherrn, „und der gute Mensch da ist noch so vergnügt und dankbar, wenn er's nur umsonst thun darf. Und Sie sollten sehen, wie's ihm schmeckt! Das ist eine tägliche Freude!" Der Hausherr lachte. „Na, das ist eine theure Freude! Ich bin froh, daß wir hinten hinauswohnen, so darf ich doch das miserablige Holzgespält nicht mit anhören, 's wird mir schwabbelig, wenn ich nur einmal sehe, wie lotterig das geht, und bis Sie den da 'rausfüttern, da hätten Sie drei rechte Holzspälter drum haben können." „O nein, das Essen spürt man gar nicht," versicherte ihn Christine, „wir brauchen nicht weiter, und der Mensch erholt sich zusehends." Das war richtig! in vier Wochen etwa war zum Entzücken der Schwestern das wunderbarliche Holz nett und klein gespalten, das ein Holzspälter vom Fach in Einem Tag geliefert hätte; — der Hausherr hatte hie und da noch geholfen, — und trotz dieser anstrengenden Arbeit und bei der überaus einfachen Kost, die er mit den Schwestern theilte, war der elendige Handwerksbursche doch so gediehen, daß er getrosten Muthes seinen Wanderstab weiter setzen konnte. Der Mensch sah sonst nicht sehr weichherzig aus, aber er konnte vor Weinen fast nicht reden, als er sich von den Schwestern verabschiedete. „Gott vergelt's Ihnen viel tausendmal, was Sie an mir gethan," stammelte er, „und wenn mir der liebe Gott noch eine besondere Güte thun will, so verhilft er mir, daß ich Ihnen einmal etwas vergelten darf."

Auch den Schwestern war's gar betrübt zu Muthe, als ihr Hausgenosse schied und Jungfer Mine wäre fast auf die luxuriöse Idee gekommen, ihn als eine Art Jokey zu behalten; sie meinte, es hätte doch allerlei Geschäftlein für ihn gegeben.

Wäre freilich kaum an der Zeit gewesen, einen Jokey anzustellen; das schmale Einkommen der Schwestern wollte immer weniger reichen, hie und da hatten sie Strümpfe zu stopfen oder zu stricken für Dienstmädchen, aber das brachte gar wenig ein und es waren nur einfältige Kinder vom Lande, die ihnen Arbeit brachten, den Stadtmamsells arbeiteten sie zu grob. „Freilich," gab Christine gutmüthig zu auf diesfallsige Bemerkungen, „wir haben's nicht besser gelernt, beim Papa selig hat es keine Gelegenheit gegeben." Nun kam eine neue Sorge dazu, wenn sie überhaupt zum Sorgen wären aufgelegt gewesen. Der Sohn des Seifensieders verheirathete sich und die zwei Stübchen, die die Schwestern bewohnten, wurden dadurch unerläßlich nöthig. Die Hausfrau, die die braven Jungfern gar lieb gewonnen hatte, grämte sich mehr darum als diese selbst. „Wo nehmen wir aber eine geschickte Wohnung her für Sie?" fragte sie rathlos; „es wird wohl in diesem Frühjahr viel gebaut, aber bis jetzt ist die Miethe theuer, und viel bezahlen können Sie nicht." „Nein, das können wir nicht," gestand Mine. „Ich weiß noch gar nicht, wo wir etwas finden," klagte die Hausfrau wieder, „und acht Tage nach Jakobi muß mein Fritz einziehen." „Der liebe Gott wird schon sorgen," sagte Philippine hoffnungsvoll. „Und wir sind ja begnügsam," meinte Christine. Das waren sie, aber ein Obdach mußten sie doch haben, und Jakobi kam herbei, ohne daß man wußte, wo sie hin sollten. „Ein Dachkämmerlein gibts doch gewiß für uns," tröstete Christine, als Mine doch anfangen wollte zu sorgen. „Oder ein Gartenhäuschen," meinte die Kleine, „'s ist ja schön warm Wetter." „Ja, das ist wieder ein rechtes Glück," rühmte Mine; „wenn wir auch einmal in's Unglück kommen, so ist's erst nicht so schlimm."

Da kam die Hausfrau freudestrahlenden Gesichts; „nein aber, was das für ein Glück ist!“ „Nun was?“ fragten die Schwestern erwartungsvoll. „Da ist ja vorgestern die alte Frau Speziälin gestorben ....“ „Das ist aber kein Glück?“ bemerkte zweifelnd Christine. „O, sie ist ja sechsundachtzig Jahr alt gewesen,“ entschuldigte die Hausfrau. „Ihr Sohn, der Herr Doktor von Sulzbach, ist bei mir gewesen, ich habe als ledig lang dort gedient und kenne den Herrn gut; der sagt, sie können jetzt unmöglich die Theilung vornehmen, seine Frau liege im Wochenbett, bei seiner Schwester sei bald Hochzeit im Haus und der jüngste Sohn ist im Ausland und es gibt da gar viel zu theilen. Weil sie nun doch das Logis noch zahlen müssen, so wollten sie am Liebsten alles beisammen lassen, wenn sie eine vertraute Person hätten, die im Haus wohnte; die Magd will gleich heirathen. Da hab' ich ihm gesagt, keine vertrauteren Personen als wie Sie, könne er gar nicht finden und wie Sie so brav seien! dem Herrn Doktor und seiner Schwester ist's recht und Sie können gleich nach dem Begräbniß einziehen. Ihre Sachen stellt man auf den Boden, in der Frau Speziälin Haus ist alles genug, und der Herr Doktor sagt, was von Schmalz und Mehl und so noch im Hause ist, das können Sie aufbrauchen, da hab' er nichts dagegen; nicht alle reichen Leute sind so gutmüthig; aber sie erben auch viel mehr als sie gewußt, man sagt, die alte Frau hab' noch eine Schachtel Kapitalbriefe versteckt gehabt.“

So war nun alles im Reinen und die Hausfrau erbaute sich mit, als am Abend das heisere Klavier wieder ertönte und die Schwestern aus ihrem Lieblingslied den Vers anstimmten:

> **Denk nicht in Deiner Drangsalshitze,**
> **Daß Du von Gott verlassen bist.**

In der anständigen Wohnung der alten Frau Speziälin lebten sie sich denn gar behaglich ein; die Speisekammer und Küchenvorräthe, die ihnen der freigebige Erbe überließ, reichten für ihre bescheidnen Bedürfnisse fast den ganzen Sommer, so daß sie ihr „Geldlein“ sparen konnten. Das Hausgeräthe und die Betten schonten sie auf's Beste und kein Dieb und Räuber nahte dem friedlichen Asyl, darin sie nicht müde wurden Gott zu danken, daß er wieder so gesorgt für sie.

Leider aber dauerte die Herrlichkeit abermals nicht lange; vor Martini mußte die Wohnung geräumt werden und diesmal war's bedenklicher, da der Winter vor der Thür war und die Kälte schon begonnen hatte, und nirgends eine kleine Wohnung frei, wie die Schwestern sie brauchten. Mine hatte an einigen Orten nachgefragt: „'s geht nirgends,“ sagte sie, „die Leute sind überall brav, und wollten uns gern aufnehmen, aber wohlfeiler können sie's nicht geben, und viel zahlen können wir nicht.“ „Ich bin jetzt nur begierig,“ sagte Philippine unschuldig, „wo diesmal etwas für uns herkommt?“ Da klopfte es wieder. „Es bedeutet allemal etwas Gut's, wenn's klopft bei uns,“ hatte einmal Christine gesagt.

Diesmal war's der Werkmeister Ziller, ein angesehener Burgersmann, der den Schwestern seinen Besuch machte.

„Sie wissen ja wohl,“ sagte er nach kurzem Gruß, „daß ich ein neues Haus gebaut habe. „Ach ja, das schöne Haus vor dem Thor,“ sagte Christine; die Schwestern waren hie und da daran vorbei spaziert und hatten das Haus betrachtet, etwa wie des Königs Schloß, so bewundernd und so von ferne. „Das Haus wäre nun fertig und unser Herr Oberamtsarzt, der mir auch der liebste Miethsmann wäre, will's ganz miethen, aber der ist so närrisch mit der Gesundheit, (wissen Sie, 's ist sein Fach), und will nicht im Winter

einziehen, bildet sich überhaupt ein, es sei ungesund, in ein neues Haus zu ziehen, wo noch niemand gewohnt. Nun könnt ich schon Leute kriegen, die mir derweil einziehen, aber solche, die mir das schöne, neue Haus verderben würden und doch lasse ich einen so guten Miethsmann nicht gern hinaus, wenn ich auch vorher Schaden habe. Da habe ich gedacht, — Sie sind ja schon in gesetztem Alter und nicht schwächlich, — wenn Sie wollten inzwischen mein neues Haus beziehen, es sollte Sie nichts kosten; ich wollte Ihnen noch so etwas Zimmerspäne und Gerümpel lassen, mit dem Sie nach und nach die Zimmer heizen könnten, daß alles hübsch auftrocknet bis zum Frühjahr; so würde mir doch nichts verdorben in dem schönen, neuen Haus und Sie hätten einstweilen einen Unterschlauf."

„O freilich," sagte Mine höchst vergnügt, „uns thut das Bischen Feuchte gewiß nichts; „jetzt ist ja wieder so schön gesorgt!"

War nun freilich nicht so gemüthlich in dem leeren neuen Haus, das ihre Geräthschaften nur dürftig füllten, wie in den alten eingewohnten Stübchen der Frau Speziälin; aber die Schwestern waren doch dankbar für das schöne Quartier und die prächtige Aussicht, wie sie sie nie gehabt; auch sind sie gesund geblieben und haben gewissenhaft die neuen Räume der Reihe nach durchbewohnt; die Tapeten sind getrocknet, und der Herr Oberamtsarzt mit seiner Familie durfte im Frühling beruhigt einziehen.

Die Mansardenstübchen, die sich jetzt für die Schwestern fanden, waren freilich nicht so schön hell wie die neuen Zimmer und nicht so behaglich wie die Stuben der Frau Speziälin, hatten auch nicht den Vorzug, daß sie unentgeldlich waren, wie diese beiden Wohnungen. „Aber man ist so nah beieinander, und man wird nicht so bald wieder fort müssen,“ war das Gute, das sie diesem Aufenthalt nachzurühmen wußten.

Nur das Geldlein! Das wollte eben trotz Bürgerstück und Stadtholz nicht gut reichen, da die neue Wohnung theurer war, als die bei Seifensieders; vor der Hand ging's ja wohl, wenn aber die Schwestern gelernt hätten zu rechnen und zu zählen, so hätte ihnen bange werden müssen auf künftige Tage; das Einkommen war gar zu klein!

Der Winter in der kalten, dunklen Mansarde war etwas trübselig vergangen, und das Geldlein sehr geschmolzen. Andre sorgten mehr um die armen Pfarrjungfern als sie selbst. Da kam Christine eines Morgens höchst verwundert herein: „Höret, da ist ja ein Brief an uns, und nicht vom Vetter Pfarrer, sondern aus der Schweiz! Das wird ein Irrthum sein.“ Aber da stand doch deutlich: „An die drei Jungfern Pommer, Pfarrerstöchter, bei Seifensieder Buzenmaier in Schneckenburg.“ So öffneten sie denn den Brief und lasen mit Erstaunen:

„Meine liebwerthen Frauenzimmer!

„Wenn dieser Brief Sie gesund und wohl antrifft, so wird es mich freuen; was mich anbelangt, so geht mir's bereits wie dem König David: ‚ich bin nicht werth der Treue

und Barmherzigkeit, die der Herr an mir gethan.'" „Das ist ja Erzvater Jakob gewesen," korrigirte Christine. — „Ich bin so in der Elendigkeit zu Ihnen gekommen und wäre bereits Hungers gestorben," fuhr Mine zu lesen fort, „wenn Sie mich nicht zum Holzspalten angerichtet und als wie einen leiblichen Bruder versorgt hätten.

„Und bin ich dazumal glücklich bis hieher gekommen, wo meine Schwester im Dienst gewesen ist bei dem Fabrikherrn Walter und Komp., ist aber keine Kompagnie da, er hat's allein. Und vor anderthalb Jahr ist die Frau gestorben und da meine Schwester vorher schon über alles ist gesetzt gewesen, so hat ihm der liebe Gott das Herz gelenkt, nämlich dem Fabrikherrn (er macht in türkisch Garn), daß sie jetzt die Frau ist vom Haus und ist in einem großen Reichthum, wo ihr der liebe Gott ein demüthiges Herz erhalten wolle; und ich habe die Aufsicht in der Fabrik; es ist eine große Färberei, wo ich bereits nach allem sehen kann und bin ich nicht gesonnen zu heirathen, von wegen der Schwächlichkeit, indem meine Schwester für mich sorgt.

„Mein Schwager, der auch vom niedrigen Stande ist, hat dereinst klein angefangen und war einer Wittfrau Sohn gewesen, mit einem Bleichgeschäft, dasjenige er auch beibehalten hat, und steht ein kleines Haus auf einer Insel mit einem Gärtlein, daß jemand darin wohnen kann und die Aufsicht haben; das Geschäft besorgt aber der Bleichknecht. Da hat nun mein Schwager gesagt, wenn er eine brave, bedürftige Wittfrau wüßte, so könnte die ihr Lebtag umsonst in dem Bleichhäuslein wohnen, zum Dank, daß ihn der Herr so gesegnet. Und hierauf habe ich ihm gesagt, daß Sie keine Wittfrau seien, aber bereits drei ledige Frauenzimmer, und wie Sie Barmherzigkeit und Treue an mir gethan

haben. Und so ist's ihm auch recht und Sie können einziehen allhier in dem Bleichhäuslein, wenn Sie wollen, und sollen Ihr Lebenlang unvertrieben sein, indem daß mein Schwager es schriftlich machen will, auch nach seinem Tod, wiewohl er übrigens ein rüstiger Mann ist, und verbleibe

Ihr getreuer

Johann Jakob Kinzeler

„unsre Adreß ist: Herrn Walter und Komp. St. Gallen."

Dort haben denn auch die Schwestern schließlich ihre friedliche und freundliche Heimath gefunden. Philippine hat Ringelblumen und Astern in dem Gärtlein gepflanzt, Mine gekocht und Christine geflickt; die Fabrikkinder aber haben Sprüche und Lieder bei ihnen gelernt und ihr ehmaliger Holzspalter ist ihnen bis zu seinem frühen Tode treu ergeben blieben.

Auch an ihre Thüre hat, obwohl spät, der stille Bote geklopft, und auch der hat „was Gutes" gebracht, wie früher Christine gemeint; er hat sie zu der Ruhe geführt, die denen beschieden ist, die lautern und einfältigen Herzens sind, und auf ihrem Sterbebette noch hatte Mine mit dankbarem Munde bekannt: „der Herr hat uns niemalen verlassen, der Papa selig hat Recht gehabt."

In alten Zeiten hat man jeder Geschichte eine Moral beigefügt, damit der geneigte Leser sich nicht die Mühe nehmen durfte, sie selbst heraus zu suchen. Soll nun diese wahrhaftige Geschichte auch eine solche haben, so sei es ja nicht die, daß fromme Eltern ihre Töchter sollen aufwachsen lassen wie das liebe Gras auf der Wiese, gleich dem Pfarrer

zu Waldangenloch. Nur wenn sie das Ihrige redlich gethan und dennoch ihre Kinder mit stiller Sorge betrachten, so möge sie ihnen zurufen: „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, wie wird er vielmehr euch thun? o ihr Kleingläubigen!"

Die Schriften
der Frau Ottilie Wildermuth.

Im Verlag von A. Kröner in Stuttgart sind erschienen und vorräthig oder zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Ottilie Wildermuth:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Fünfte Auflage. 2 Bände. Elegant geb. 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rhein.

Aus dem Frauenleben. Fünfte Auflage. 2 Bände. Elegant geb. 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. Rhein.

Auguste. Ein Lebensbild. Fünfte Auflage. Elegant geb. 24 Sgr. oder 1 fl. 15 kr. Rhein.

Die Heimath der Frau. Vierte Auflage. Elegant geb. 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit. Elegant geb. 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

Lebensräthsel, gelöste und ungelöste. Elegant geb. 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

Sonntag Nachmittage Daheim. Betrachtungen für häusliche Erbauung. Elegant geb. schwarz mit Goldschnitt 1 Rthlr. 2 Sgr. oder 1 fl. 52 kr. Rhein.

Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Elegant geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Zur Dämmerstunde. Erzählungen. Elegant gebunden 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

L. D.

Wildermuth

Wildermuth, Ottilie,

Perlen aus dem Sande Erzählungen

Stuttgart 1873